



Ostmecklenburgische Heimat : Monatsschrift für ostmecklenburgische Heimatwerte, Landeskunde und Unterhaltung

Jahrgang 11 (1938)

Teterow: Druck und Verlag von Hermann Decker, 1938

<https://purl.uni-rostock.de/rosdok/ppn1903747430>

Band (Zeitschrift) Freier  Zugang  OCR-Volltext

7325
1937. g. 2411.

Ostmecklenburgische Heimat



Monatschrift für ostmecklenburgische Heimatwerte, Landeskunde und Unterhaltung

Erscheint am 1. Sonntag jedes Monats. — Preis monatlich 15 Pfg. — Erscheinungsort Teterow.
Druck und Verlag von Hermann Deder, Teterow, Malchiner Straße 15, Fernruf 367.
Verantwortlich für den Inhalt: Ernst Bid, Teterow.

Jahrgang 11

Teterow, Neujahr 1938

Nr. 1

Besinnlich Sprüch för't nige Johr

Karl Puls-Lank.

Dörch't Höchste jast ein Mann du sien:
Paßt du't nich up, maßt di't taun Swien.

Dat Lāwen is ein Upundalwartsgahn;
Lāw ihrlich, denn wardst dat Worüm verstahn!

Blot uns' Best will Rod un Glück,
Wiest uns nah dei Heimat trügg.
Ward' Gott un jederein'n gerecht
Un dau, wat dien Gewissen seggt!
Denn kümmt du nich up scheiwe Bahn
Un kannst mit Ihr vör Gott bestahn.

Dei Minschen sünd all dull verschieden:
Schell annern nich 'ne Plaug!
Säul so'n di ut, dei du magst lieden,
Denn Utwahl is dor naug.

Nah innen pedden, haben hücken,
So'n Lüd giwwt dat so väl as Rücken,
För jeden gliest, den Nacken stiew,
So'n Stierls sünd of an'n Dag noch riew.

Gāw still di in dei Lieden,
Gahn sei di 'of verführt,
Kannst du fein Weihdag lieden,
Büßt of dat Glück nich wiert!

Löppt of dat Lāwen noch so hild:
Dei Tied bliwt gliest, dei Minsch ward wild.

Folg dienen Führer, den ein Gott uns geiw:
Dütschsten un Tru is höchste Minschenteiw!

12. April 1938

Aus zwei Städten der Heimat

Eine Plauderei über Laage und Tessin von Karl Demmel.

An Hand verschiedener Quellenwerke wollen wir einmal das Werden der beiden mecklenburgischen Städte Laage und Tessin verfolgen. Wir können hierbei für Tessin bis zur Barockzeit ausholen, das schon damals in den geographischen Handbüchern, kurz nach dem 30jährigen Kriege genannt wird. Es geht in diesen alten Wälzern abwechselnd so, daß nämlich einmal Laage oder das andere mal Tessin vergessen worden sind. Unser kleiner Streifzug soll uns bis auf die Neuzeit führen und uns dabei von den verschiedensten einzelnen Dingen der beiden Städte berichten. Große Vorkommnisse sind ja zwar in beiden Städten nicht geschehen; denn sie haben in all den Jahrhunderten getreulich ihr Dasein als gute Landstädte erfüllt und erfüllen diese Aufgabe auch noch weiterhin. So schreibt um 1660 Martin Zeiller, der Gehilfe Merians, in seinem „Tractat von des Heiligen Römischen Deutschen Reichs Krähzen“ (Ulm, 1660) über Tessin diesen, allerdings nur kurzen Satz:

„Tessin ist ein Stättlein und Amt

im Herzogthum Mecklenburg zwischen Demmin und Rostock an der Rakenitz“. Dieser Berner besagt uns zwar nicht sehr viel, aber wir hören doch schon aus dieser Zeit in einem geographischen Buche von dem Städtchen. Von Laage hat der einäugige Herr Zeiller allerdings keine Notiz genommen. Um 1740 herum weiß dann der Baseler Stadtschreiber Dr. Iselin in seinem großen, sechsbändigen „Historisch und Geographisch Allgemeinen Lexikon“ (Basel, 1732) über Laage dieses, das zwar auch nicht viel besondere Aufklärung bringt: „Laage ist ein Stättlein und Amt in der Mecklenburgischen Herrschaft Rostock an der Rakenitz, ohnweit dem Ursprunge dieses Flusses etliche Meilen von Güstrow“. Und so bleiben die Weisheiten über die beiden Orte in allen Handbüchern dieser Zeiten etwas nichtsagendes. Mal ist Laage ein geringes Stättlein, 3 Meilen von Rostock oder „Tessin, auch Tessin, bleibt die „kleine Stadt am Flusse der Rakenitz“ usw. Beide Städte haben ja nun auch leider keine besonderen Dinge zu dieser Zeit herauszustellen, und so sind auch die Angaben darüber etwas kurz geraten und können den Fremden eigentlich auch nicht viel belehren, da man landschaftlich schöne Dinge damals so gut wie nicht in den Büchern verzeichnete.

Im Jahre 1811 weiß dann das Zeitungs-, Post- und Comptoirlexikon nach den neuesten Bestimmungen für Studierende, Zeitungsleser und Reisende hier auch einige Angaben zu machen, und zwar erscheint Laage als „Stadt im mecklenburgischen schwerinschen Fürstenthum Wenden an der Rakenitz“ mit 151 Häusern und 831 Einwohnern, wogegen Tessin wieder vergessen ist. Das „Lexikon von Deutschland“ von Dr. Eugen Huhn (Hildburghausen, 1847) berichtet für

Laage, das übrigens in allen alten Quellen nur immer mit einem „a“ geschrieben wird,

daß die Stadt 82 Fuß über dem Meere an der Rakenitz liege, daß sie weiter aus 3 Thoren und 5 Straßen bestehe, daß hier eine gotische Kirche, 1 Papier-, Wasser- und 2 Windmühlen zu finden sind, daß man ferner 3 Jahrmärkte abhalte, und daß man endlich an Behörden einen Magistrat, eine Post, eine Steuereinnahme und ein Physikat bei den nun schon 1624 Einwohnern in 220 Häusern antrifft. Für Tessin berichtet das gleiche Handbuch, daß es eine Landstadt an der Rakenitz mit zwei Thoren, zwei Pforten, drei Straßen, ferner einer Pfarrkirche, einer Post, einer Steuereinnahme, 230 Häusern und 2139 Seelen sei.

Nicht ausführlich aber zeichnet uns dann ausgangs der Biedermeierzeit das „Vollständige topographisch-

justitiarische Handbuch der sämtlichen Deutschen Bundesstaaten zum Gebrauch für Gerichts- und andere Behörden, Sachwalter, Secretarien, Postbeamte, Kaufleute und andere Geschäftsmänner in und außer Deutschland“ (Naumburg, 1845), von Oberlandesgerichts-Registrator Johann Friedrich Krazsch, ein Bild über unsere beiden Kleinstädte, und zwar soll Laage (das auch noch hier Lage geschrieben wird!) den Anfang machen. Wir lesen da: „Laage ist eine Landstadt mit einer Pfarrkirche, 220 Häusern, 1624 Einwohnern (incl. 36 Juden), hat ein Stadtgericht und untersteht der Justizkanzlei Güstrow. Die Stadt Lage liegt an der Rakenitz, auf und am Abhange eines Hügels,

in einer fruchtbaren, größtenteils ebenen Gegend.

Sie hat keine Vorstädte, aber 3 Thore (das Mühlen-, Breeser- und Pinnower-Thor) beide letzteren nur aus Schlagbäumen bestehend, 5 Straßen, von denen die etwas gekrümmte Hauptstraße von beträchtlicher Länge ist, und einen unregelmäßig geformten Markt mit unansehnlichem Rathause. Die große, altgothische Kirche liegt mit dem neuen Schulhause auf einem geräumigen Platze. Die meisten Privathäuser sind unansehnlich und klein. Unter den Gebäuden in der Hauptstraße zeichnet sich besonders die neuerbaute Apotheke aus. Am Mülenthor ist eine Wassermühle, und auf einer nahen Höhe sind zwei Windmühlen. Lage ist der Sitz eines Magistrats, eines Postamtes, einer Steuer-Einnahme, eines Kreis-Physikats, eines vereinten ritterschaftlichen Patrimonial-Civil- und eines dergleichen Criminalgerichts. An der Kirche, in welche noch 11 Dörfer eingepfarrt sind, fungirt nur 1 Prediger, und an der Bürgerschule sind 3 Lehrer tätig.

Der bürgerliche Verkehr ist mittelmäßig.

Außer einer Apotheke findet man hier 10 Gastwirtschaften, 15 Kauf- und Handelsleute und unter den Handwerfern sind die Grob- und Kleinschmiede, Schneider, Schuhmacher, Tischler und Weber die stärksten an der Zahl. Die Stadt hat drei Jahrmärkte. Durch dieselbe (die Stadt!) führt die Landstraße nach Rostock. Zum Stadtgebiet gehört die $\frac{1}{4}$ Meile von Lage entfernte Papiermühle“.

So also war Laage vor etwa 100 Jahren, als es noch ganz besonders geruhig in der kleinen, langgebauten Stadt zuging! Und nun noch ein ähnliches Bild aus der gleichen Quelle über Tessin, das so lautet: „Tessin ist eine Landstadt mit einer Pfarrkirche, 230 Häusern, 2139 Einwohnern, Stadtgericht Tessin und Justizkanzlei Rostock. Die Stadt Tessin liegt nur 9 Fuß über der Meeresfläche, in einem langen Thale, das auf der Ostseite von hohen, bewaldeten Hügelreihen, auf der Westseite aber von sanft aufsteigenden Höhen begrenzt ist. Der Ort ohne Mauer, aber zur Hälfte von der Rakenitz und einem in diesen Fluß sich ergießenden Bache umgeben, ist unregelmäßig gebaut und hat zwei Thore (das Rostocker und das Gnoiensche) und zwei Nebeneingänge (den Sülzer und Weitendorfer Baum), zwei freie Plätze (den Markt und Kirchenplatz) und sieben Straßen, welche trumm und enge sind, sowie auch der Markt nur klein und unregelmäßig ist. Die Kirche, ein ziemlich ansehnliches, hohes Gebäude, jedoch ohne Thurm, liegt auf einem etwas erhabenen und mit Linden besetzten Platze, und das alte Rathaus auf dem Markte. Die Bürgerhäuser sind meistens klein, doch größtenteils neu,

was der Stadt ein freundliches Aussehen giebt.

Außer einem Magistrate und dem Stadtgerichte haben in Tessin eine Steuereinnahme, ein Postamt, ein vereintes ritterschaftliches Patrimonial-, Civil- und ein vereintes ritterschaftliches Patrimonial-Criminalgericht ihren Sitz.

Die Pfarodie der hiesigen Kirche begreift außer der Stadt noch 9 Ortschaften. An der Bürgerschule sind 3 Lehrer angestellt. Es werden in Tessin allerhand bürgerliche Gewerbe betrieben; die stärksten Zünfte sind nächst den Schuhmachern, die Schneider, Schmiede, Tischler und Weber. Außerdem findet man hier eine Apotheke, drei Branntweinbrennereien, zwei Galanteriewaarenhandlungen, 10 Gastwirtschaften, 9 Kauf- und Handelsleute, zwei Maler, eine Mühle und drei Weinhandlungen. Eine frequente Straße nach Rostock und zahlreiche Dorfschaften (meist Rittergüter) in der Nachbarschaft befördern den Verkehr der Stadt, welche auch zwei Jahrmärkte hält.

Das Stadtgebiet enthält 0,21 Quadratmeilen, worauf sich ein Pachthof (Klein-Tessin) und die Wolfsberger Mühle nebst der Gramstorfer Feldmark befinden. Die Umgegend ist fruchtbar und wohlangebaut, und hat einige wirklich romantische Partien.

Und schlagen wir dann auch mal die „Vaterlandskunde“ von Professor Dr. Richter auf, die um 1880 herum erschien, so werden an Laage der Ackerbau und der Kleinhandel hervorgehoben, und weiter wird noch auf die „ebene und reichbegüterte Gegend“, in der die Stadt gelegen ist, hingewiesen. Tessin ist nach dem gleichen Buche eine Stadt im wiesenreichen Recknitztal und treibt Ackerbau und Getreidehandel, wie aber auch noch auf die bedeutenden Torflager in der Nähe aufmerksam gemacht wird.

Auch einige kommunale Dinge sollen hierbei mal gestreift werden, und zwar sagt uns da das „Kleine Staatshandbuch des Reichs und der Einzelstaaten“, daß Laage um das Jahr 1884 mit 2251 Einwohnern aufwartet, daß als Bürgermeister der am 1. 7. 82 auf Lebenszeit gewählte Herr Cramer amtiert, daß der Magistrat aus drei Personen besteht und daß die 7 Stadtverordneten oder Bürgerchaftskollegiaten unter Gastwirt Schmidt als Vorsitzendem tagen. Für Tessin werden 2728 Einwohner angegeben. Bürgermeister ist der auf Lebenszeit ernannte Herr Holldorf. Der Magistrat besteht auch hier aus drei Mitgliedern, und den 9 Stadtverordneten ist Rechtsanwalt Michaelsen Vorsitzender.

Wir bleiben noch etwas beim Kommunalen und schlagen auch mal das „Kommunale Auskunftsbuch“, das Gemeindehandbuch für 1912/13, auf und erfahren da aus der Zeit kurz vor dem Kriege, daß in Laage auf einem Areal von 1102 ha 2513 Köpfe wohnten. 1905 waren es schon einmal 2580 Seelen gewesen. Das Vermögen der Gemeinde ist mit 104 194 und die Schulden mit 143 542 Mark angegeben. Der Bürgerschaftsrath bestand aus 7 Mitgliedern. Stadtsprecher war Aderbürger Jacobs. An Schulen waren vorhanden eine zehnklassige Stadt-, eine Gewerbe- und eine Privat-Mädchenschule. Die Städtische Sparkasse verfügte über einen Einlagenbestand von 76 620 Mark. Und fragen wir dann auch noch das gleiche Buch über Tessin aus, so erscheint die Stadt mit einem

Areal von 1212 ha,

auf denen zur Berichtszeit 2765 und im Jahre 1905 schon einmal 2772 Menschen lebten. Hier ist der Bürgerschaftsrath mit 9 Bürgerrepräsentanten unter dem Bürgerwortführer Apotheker Bröker angegeben. Tessin hatte eine Volks-, eine Gewerbe-, eine höhere Privat-Anaben- und eine Privat-Mädchenschule. Die Städtische Ersparnisanstalt verfügte zur gleichen Zeit über einen Bestand von 228 069.— Mark. Laage fertigte nach einer weiteren Quelle aus der Vorkriegszeit Chemikalien an, betrieb ferner Fischerei, Molkerei, Mühlen, Sägewerke und Ziegelei; auch die Kram- und Viehmärkte sind verzeichnet, ferner zwei Gasanstalten. Zur Stadt gehörte die Henningsmühle.

Tessin fertigte Zuckerwaren und betrieb Färberei, Molkerei, Mühlen, Sägewerke, Ziegelei und ließ auch Kram-

Gänse-, Getreide- und Viehmärkte abhalten. Das Haus Gramstorfer Feldmark und Wolfsberger Mühle sind hier als zur Stadt gehörig vermerkt.

Nach dem Kriege werden aus dem Jahre 1925 für Laage schon wieder 2393 Bewohner verzeichnet, wogegen Tessin aus dem gleichen Jahre mit der Einwohnerzahl 2607 erscheint.

Der Aufstieg geht zwar etwas langsam, da in beiden Städten immer noch im wesentlichen die Lebensbedingungen einer Landstadt gegeben sind.

Und nun auch einige Lobe unserer beiden Städte. An Tessin lobt man da seine „schöne Lage am Recknitztal“ und heißt die Wolfsberger Mühle „idyllisch gelegen“, oder: „Die nähere und weitere Umgebung der Stadt bietet eine Reihe landschaftlicher Schönheiten, Waldungen und sanfte Hügel und das Wolfsberger Holz weist herrliche Partien auf“.

Laage wird weiter im „Mecklenburgischen N B G“ so gezeichnet: „Das Bild des alten Laage wird durch Kirche und Burg bestimmend charakterisiert. Der Name Laage wird auf Lauena-Brückenort zurückgeführt, er deutet auf eine alte Durchgangsstraße hin. Städtebauliches Interesse zieht sich beim Betrachten der hochliegenden, burgartigen Kirche (Rundanlage) angeregt, die von riesigen, alten Linden umringt wird. Auch der Botaniker wird aufhorchen, wenn er erfährt, daß an der eigenartigen Trift des Recknitztales Blumen und Gräser gedeihen, welche sonst nur in den bayerischen Bergen zu finden sind.“

Reizvoll ist die Umgebung Laages:

Erwähnt sei nur namentlich das klassisch schöne Barockschloß Diekshof und das architektonisch hochinteressante Schloß Rossowitz. Im neuen Stadtteil aber sei — einzig dastehend auch in Mecklenburg — das aus Gemeinschaftsgeist bald nach dem Kriege entstandene Werk sozialer Fürsorge nicht übersehen, das als Dankeschuld in der schönsten Villenstraße errichtete „Heim für schwerkriegsbeschädigte Kriegsteilnehmer“.

Kürzer, aber eben so gut charakteristisch sind auch die Zeilen der gleichen Quelle über Tessin wörtlich: „Tessin, ein Kleinstadtidyll am Ende einer Bahnlinie, ist der Ausgangspunkt für Wanderungen in dem viel zu wenig bekannten Recknitztal.“

Herrliche Buchenwälder, stille Täler, wie das des Wolfsberger Baches, gehören zu den anmutigsten Landschaften unserer Heimat.

Die Lieder Burg, ein eindrucksvoller Burgwall aus der Bendenzeit, Hügelgräber und vorgeschichtliche Fundplätze sind von der Stadt in lohnenden Wanderungen zu erreichen“.

Und was berichten nun diese beiden mecklenburgischen Städte über sich selbst? Beide haben ein Werbefaltblatt herausgegeben und stellen da verschiedene Dinge heraus. Von Laage heißt es u. a.: „Unter den kleineren Städten des Landes darf Laage mit jetzt rund 3000 Einwohnern als eine der freundlichsten

nicht unbedacht bleiben. Sehenswürdigkeiten in der Stadt sind zunächst die in den Idyllen von J. H. Boff erwähnte Henningsmühle, früher eine bedeutende Papiermühle, jetzt als HJ-Heim eingerichtet, dicht beim Bahnhof am munter fließenden Bludderbach gelegen, von da gelangt man durch den herrlichen Stadtwald an der Hiltferiche vorbei zu dem modern ausgebauten Sportplatz.“

Herrliche Waldungen umgeben die Stadt,

einen besonderen Reiz bietet auch das Recknitztal mit der anschließenden Weide, deren Hügel sich als Fundstelle seltener Pflanzen auszeichnen“. Und Tessin lobt von sich selbst:

„Die Stadt unterscheidet sich von anderen kleinen Städten vorteilhaft durch ihre Sauberkeit.

Die Chaussee Tessin-Laage ist als eine der schönsten im ganzen Lande bekannt. Einzigartig ist die Lage der Wolfsberger Mühle. Landwirtschaft mit Gartenbau und Gewerbe sind die Hauptbeschäftigungen der Einwohnerschaft, das Gewerbe ist in allen Arten vertreten, durchaus leistungsfähig und arbeitet größtenteils mit modernsten Maschinen aller Art. Das größte Industrieunternehmen ist

die Zuckersfabrik der neuerdings eine Schokoladenfabrik angeschlossen ist“.

Damit wollen wir unsere heimatische Blauderei beschließen, obwohl wir noch viele Urteile und ähnliches über Laage und Tessin aneinanderreihen können; aber so ganz unvermittelt alte und neue Bilder aus beiden Orten gezeichnet wurden. Möge Gott die Heimat weiter segnen.

Was Mecklenburger Landsturm in Masuren erlebte

Mit Erlaubnis des Verlags Friedrich Bahn in Schwerin i. Meckl. entnommen aus dem Buch von Dr. Hans Berg „Für Heimat und Herd“, 232 Seiten, Preis kart. RM. 1.40, in Halbleinen RM. 1.60.

(Fortsetzung.)

Oder ist die dunkle Linie jenseits der Chaussee ausgeschwärzte Infanterie. Ich gebe einen Schuß mit Visier 600, luge wieder angestrengt ins Gelände, aber jetzt sieht es mir doch mehr wie eine langgestreckte Böschung im Ader aus, was ich am nächsten Tage bestätigt finde, und ich stelle das Schießen ein. Andere haben die Russen schon im Drahtverhau geglaubt und auf die Pfähle darin geschossen. Lauter Gesichtstäuschung! Aber der erste Eifer einer ins Feuer kommenden Truppe pflegt mit Munition etwas verschwenderisch umzugehen.

„Stopfen, stopfen!“ ruft unsere Patrouille, aber man hört sie nicht. So liegt sie lange Zeit in schrecklichem Kreuzfeuer, mehr von unserem als von feindlichem Feuer bedroht, bis sie schließlich, auf allen Vieren kriechend, glücklich in den Schützengraben zurückgelangt, Gott dankend für gnädige Bewahrung.

Die Russen haben im Verhältnis zu uns diesmal nicht viel geschossen. Es sind wohl nur einzelne Scharfschützen gewesen, die sich an verdeckten Stellen vor oder mehr seitlich unserer Front einzugraben pflegen und uns oft auch bei hellem Tage belästigen. Da ist es bei Schnee, der seit dem 18. liegt, gefährlich, mit den schwarzen Landsturmhelmen über die Brüstung zu schauen. Statt dessen wird die Feldmütze aufgesetzt, das weiße Leinwandfutter nach außen gekehrt. Unvorsichtigkeit, die dem Vaterlande nichts nützt, sondern ihm nur Kämpfer raubt, ist kein Mut, vielmehr ist Vorsicht Pflicht!

Dienstag, den 17., schickt uns die russische Artillerie einige Schrapnells als Morgengruß. Mittags eröffnen unsere hinter uns liegenden Geschütze Feuer auf ein vor uns liegendes Gehöft, von dem wenig mehr als der Dachfirst mit einem Storchneß hinter einer Hügelwelle herausguckt. In dem Hause soll ein russischer Beobachtungsposten sein. Es gelingt unseren Geschützen aber nicht, es in Brand zu schießen, ebensowenig ein anderes Gehöft jenseits der Chaussee. Unsere Feldartillerie, mit der wir damals — nach früheren Zeitungsberichten erwartend, daß jeder dritte Schuß sikt — oft wenig zufrieden waren, hat sich später sehr gebessert. In der böhmer Kriegszeitung vom 13. Dezember konnte die für jedes Infanteristenherz hocherfreuliche Mitteilung gemacht werden, daß sie jetzt mit dem dritten Schuß bereits — den Lauer-See, mit dem fünften den (schmalen) Kruglinner See trafe.

Der Russe antwortet. Wir sind zum ersten Male Zeuge eines Artillerieduell, fühlen uns dabei mehr als Zuschauer, denn das unheimliche Säusen geht hoch über unsere Köpfe hinweg. Die Nacht bleibt ruhig. Nur in der Ferne hören wir einen gewaltigen Geschütz- und Gewehrkampf. Wann mag der Sturm gegen uns heranbrausen? Wie's auch kommt, dieser Stützpunkt soll bis zum letzten

Mann gehalten werden. Das ist der Befehl, den der Kompanieführer uns bekannt gibt.

Schon am nächsten Morgen, Bußtag, den 18. November, erscheint russische Infanterie ausgeschwärmt zum Angriff. Wir schießen mit Visier 650 bis 1000, bis sie wieder in Deckung geht. Auch unsere Artillerie greift ein, und wir hören zum ersten Male das unheimliche Säusern eines unserer beiden Maschinengewehre, dieser furchtbaren Massenmörder. Bald meldet sich auch die russische Artillerie unseren, mehr noch den Nachbarstand. Letzterer hat zwei Verwundete. In der Nacht Vorpostengefächte.

Nun folgt der unvergeßliche 19. November, ein Donnerstag und ein Tag des Donnerns: von vormittags 10½ bis nachmittags 4 Uhr erhalten wir, nur von kurzen Pausen unterbrochen, heftiges Artilleriefeuer, auch mit schweren 15 Zentimeter-Geschossen. Die Russen sollen auf unseren Schützengraben nach Zählung der Artilleristen ungefähr 2000 Schuß abgefeuert haben, wahrlich kein Zeichen von Munitionsmangel. Das gibt einen Begriff, aber der wirkliche Eindruck läßt sich schwer beschreiben. Wie gewaltige Singvögel schwirren die Granaten heran und schlagen mit donnerndem Krachen vor und hinter uns ein, die ganze Höhe mit tiefen Löchern übersäend. Zuerst erhält einer unserer Artilleristen einen Streifschuß am Oberschenkel, darauf trifft ein Granatsplitter einen Kameraden vom ostpreussischen Landsturm tödlich. Alles geht in die Deckung der Unterstände.

„Ist hier jemand, der einen Rotverband anlegen kann?“ ertönt plötzlich nahe meinem Stand die Stimme des Oberleutnants.

„Ich kann vielleicht helfen.“ Damit eile ich hinter ihm her, nach dem anderen Ende der Stellung, wo der erste Zug liegt. Wir finden einen Unterstand völlig durchschlagen, die dicken Querbalken zerschmettert. Darunter liegt still und stumm Heinrich Jhrle aus Waldzegarten bei Dambeck. Eine Lungenquetschung hat seinem Leben ein schnelles Ende gemacht. Unser junger Sanitätsgefreiter Brandt, der zuerst aus dem Nachbarstand zu Hilfe kam, hat ihn noch kurze Zeit bei Bewußtsein getroffen und mit Vizefeldwebel Nehrenst und Unteroffizier Tetzrow Löwenhagen herausgeholt, der mit stark geschwollenem Oberschenkel in der Grabensohle liegt. Ich helfe Brandt, der beim Verbinden beschäftigt ist, und denke schweren Herzens an die Witwe und die zwei kleinen Kinder, die es noch nicht ahnen, daß sie den Mann, den Vater verloren haben. Aber es lebt ein „Vater der Witwen und Waisen“. Am nächsten Morgen senkt eine kleine Schar den Kameraden Jhrle im Garten des zweitletzten Gehöfts, wo wir die Feuertaupe erlebten, in die ostpreussische Erde. Ein einsames Grab, aber ein Heldengrab! Möge der Dank des Vaterlandes, für dessen Schutz er starb, seine Familie vor jeder äußeren Not schützen!

Im selben Unterstand saßen noch Bruhns und Höpfer. Ersterer hat eine Lähmung beider Beine erlitten, letzterer ist wunderbarerweise unverletzt geblieben. Auch unser Küchenpersonal kommt mit dem bloßen Schrecken davon. Der dritte Zug muß aber auf sein Mittagessen verzichten. Oldenburg und Gefreiter Meier tragen gerade den vollen Kessel herbei, als dicht bei ihnen Granaten niederfallen. Sie lassen das Essen stehen und erreichen über die Höhe kriechend die Artilleriestellung. Ein Laufgraben ist leider noch nicht angelegt. Der lange Schotnecht will mit Gefreiter Meining den Kessel des 1. Zuges zurückbringen, sie lassen ihn auch im Stich und eilen so schleunigst wie möglich zur Küche. In diesem Augenblick saust eine Granate gegen die Dachdecke, Schotnecht stürzt der Länge nach hin; dann kommen noch neun Volltreffer ins Küchengebäude, glücklicherweise ohne zu zünden. Die Küchendragoner kriechen mit ihrem Chef, Unteroffizier Kestel, in den Keller, wo Gefreiter Meier auf einem Sofa bald einschläft, während oben in der Stube Hermann Hagen die Handharmonika spielt und Wulff lustig dazu singt.

Nicht jeder ist so aufgelegt. Mancher sitzt mit gefalteten Händen in seinen Unterstand, und stille Gebete und Gelübde steigen empor, vielleicht nach langer, gebetsloser Zeit. Ich schreibe einen Abschiedsgruß an meine Frau für alle Fälle. Das passive Sichbeziehenlassen ohne die Möglichkeit, sich zu wehren, soll mit das Schwerste im Kriege sein. Glücklicherweise, wer dann die Ruhe in Gott kennt und die Kraft lebendigen Glaubens besitzt!

Mancherlei Erlebnisse ließen sich noch von diesem Tage berichten: wie unser Feldwebel von Spiergast, wo er seine Schreibstube hat, mit Hörz und Köpfe zu uns will, aber durch etwa 10 Meter vor ihnen einschlagende Geschosse zum Rückzuge gezwungen wird; wie unsere Telefonverbindung nach Friedental, dem Sitz des Unterabschnittskommandeurs, Major Saß, beschädigt und gestört ist und nun Boten geschickt werden; wie Wasmund, der uns Befehle von dort bringen soll, 1½ Stunden im Chauffeegraben vergeblich auf Nachlassen des Feuers wartet; wie Paschen glücklich mit einer Meldung von uns aus über die Höhe nach dort kommt und Gefreiter Lebahn auf demselben Wege eine Granate 4 Meter neben sich einschlagen sieht, aber unverletzt bleibt, weil sie nur in zwei Stücke zerspringt. Aber all dies und manches andere müßten die Betreffenden selber erzählen. Denn recht lebendig und anschaulich kann man nur das wiedergeben, was man selber durchgemacht hat. Deshalb beschränke ich mich in der Hauptsache in diesem Büchlein auf das persönlich Miterlebte. Das entschuldigt mich zugleich bei allen Kameraden, deren Heldentaten und interessante Erlebnisse hier nicht Erwähnung finden.

Am Abend dieses denkwürdigen Tages erhalten wir Verstärkung: eine Kompanie Landwehr kriecht bei uns mit unter, ebenso am 21. und am 24. unsere 3. Kompanie. Aber jedesmal verläuft die Nacht ruhig, ohne russische Angriffe.

Später hören wir, es soll ein Befehl des Zaren aufgefangen sein, daß die Festung Löben spätestens am 22. November genommen werden solle. Das würde die starke Beschießung erklären, die auch in den Tagen nach dem 19. noch andauert. Aber wir haben keine Verluste mehr. Nur der ostpreussische Landsturm hat am 20. noch einen Verwundeten. Am 21. wird unser lieber „Schant“, Sergeant Boß, nachdem eine Granate in die nahe Rückwand des Schützengrabens eingeschlagen ist und seinen Unterstand mit Rauch gefüllt hat, bewußtlos und mit Erde beworfen, aber unverletzt in der Sohle des Grabens gefunden. Wie er dort hingekommen, weiß er selber nicht, er hatte ruhig in seinem Unterstand gegessen.

Am Mittwoch, dem 25., schlägt nach längerer Kanonade eine Granate in den Graben. Thedran aus Schillersdorf wird verwundet. Sein ganzes Gesicht ist mit Blut besudelt. Aber es stellt sich bald heraus, daß es nur Haut und leichte Fleischwunden sind. Wahrscheinlich hat die Granate ihm einen gefrorenen Erdklumpen gegen den Kopf geschleudert, der die Temporalisader getroffen hat. — Ich gehe vom Essenbesorgen, das zugeweihe den Unteroffizieren vom Dienst obliegt, zurück nach dem Graben. Da schlägt genau auf den Weg, wo ich eben ging, eine Granate ein. Etwa 20 Sekunden früher, und ein Volltreffer hätte mich zerschmettert. Ich verstehe, daß viele bei derartigen Erlebnissen verlernen, an einen blinden „Zufall“ zu glauben.

Gegen die Gefahr aber stumpft man ab. Allmählich hat man sich daran gewöhnt, daß die russische Artillerie Tag für Tag mit singendem Eisen schmeißt. Die unsrige funkelt meist nur nachts, es heißt, um ihre von den Russen eifrig gesuchte Stellung nicht zu verraten. Aber kann sie sich dann auch ebensovoll einschließen? Jedenfalls ist sie weit sparsamer mit Munition als der Russe. Wenn die Haubitzen ihr Steilsfeuer geben, hört es sich hoch in der Luft an wie Schwanengesang, oder wie das Schülpern dünnen Eises vor dem Bug des Seglers, bis in weiter Ferne ein Ausleuchten und einige Zeit später ein starkes Krachen erfolgt.

Am 21. und 28. kommen auch Gewehrfeuerangriffe, die alle Mann einige Stunden auf ihren Posten rufen. Diesmal aber fallen von uns nur wenige Schüsse. Unsere Artillerie wirft ihre Geschosse dicht vor den Drahtverhau, daß den Russen die Lust zum Näherkommen und Angreifen bald vergeht. Es steckt doch eine ganze andere Explosivkraft in unseren Geschossen als in den russischen; unter denen befinden sich zahlreiche Blindgänger und Ausbläser — gesuchte Ware. Denn mancher will gern solche als Blumenvase oder Aschebecher dabei zum Andenken aufbewahren. Unserem Küchenskameraden Gau wäre das beinahe schlecht bekommen. Er hört am Aufschlag, daß eben ein Blindgänger niedergegangen ist und will ihn suchen. Da schmeißt ihm der Russe ein zweites Geschos vor die Füße, daß er schleunigst wieder in Küchendeckung geht.

Auch der Luftkrieg ist im Gange. Am 22. kommen deutsche Flieger, ein russischer Fesselballon steigt in der Ferne auf, und nachts fährt, von wenigen bemerkt, ein Zeppelin nördlich an unserer Stellung vorbei auf Postern zu, meist mit abgedunkelten Lichtern, zuweilen aber als feurige Schlange durch das nächtliche Dunkel hinstrichend.

7.

Doch es gibt noch andere Kämpfe im Schützengraben, die zwar nicht unmittelbar das Leben bedrohen, aber doch vielleicht die schwersten sind, nämlich die gegen die Angriffe auf die Gesundheit, wie sie das Schützengrabensleben, namentlich bei starkem Frost und Kälte, mit sich bringt. Diese Kämpfe gegen alle Unbilden der Witterung müssen in primitiven Verhältnissen geführt werden die von den gewohnten Lebensverhältnissen abweichen wie längst vergangene Zeitalter von der Kultur des 20. Jahrhunderts. Wir werden Höhlenbewohner.

Ein Versuch, dies Leben etwas näher zu schildern, mag nicht unwillkommen sein in dieser Zeit des allgemeinen Schützengrabenkrieges, in dem die Verluste an Kranken, wenigstens bei uns, größer waren als die an Toten und Verwundeten. Darin ist auch Heldentum zu bewahren, ein stilleres, unscheinbareres, als im Streit der offenen Feldschlacht, ein Heldentum zähen Aushaltens.

Also eine Erdhöhle ist unsere Wohnung. Unter starrem, mit einer Erdschicht überdecktem Gebälk befindet sich

in der dem Feinde zugekehrten Seite des etwa mannes-tiefen, schmalen Grabens, eine Höhle, die etwa 1½ Meter hoch, 3 Meter breit und 1½ Meter tief ist. Hier haufen durchschnittlich sechs Mann zusammen. Nur mit Hilfe vieler Nägel ist es möglich, auch noch das Gepäck unterzubringen. Die Oeffnung, ca. 80 Zentimeter im Quadrat, wird kriechend oder tief gebückt genommen, eine ständige Übung und Gewandtheit. Innen zieht sich an der Rückwand eine Bank aus Erde entlang, die mit Stroh gepolstert ist. Auf dieser Bank sitzen wir nebeneinander, auch nachts läßt sich eine andere Haltung nicht einnehmen. Wir bringen gleich Strohbindel mit, um auch die Rückseite abzupolstern und den Raum für die Füße damit zu füllen, ohne sie doch dauernd warm halten zu können. Doch was sage ich, Stroh? Es ist nicht mehr zu haben, wir müssen — schweren Herzens — Heu und ungedroschenes Korn nehmen. So war es auch in allen anderen Gehöften hinter der Front, die wir gesehen haben.

„Künn dit nich utdösch't war'n bi Nacht? Is doch 'n Jammer, dat schöne Brotkorn. Aewer frieren können wi doch nich, un Rußki kann't jo jeden Dag in Brand scheiten.“

Tausende von Zentnern Korn sind auf solche Weise verkommen. Krieg, du Zerstörer!

Einige Zeit später empfangen wir auch Tierbesuch. Zwei Ziegen erscheinen in den Schützengräben und sind aus den Unterständen schwer wieder herauszubekommen. Warum? Die hungrigen Tierchen fressen gierig das Heu, das wir hineingestopft haben.

Waschen ist Luxus, den wir höchstens mit Schnee uns leisten können. Am Morgen des 18. ist alles weiß. Das Tauwetter richtet bald einen schrecklichen Matsch im Schützengraben an. Stellenweise wadet man bis über die Knöchel im Schneewasser. Kommt man nach überstandnem Dienst glücklich nach Hause, will sagen in den Unterstand, so gibt's Nasses von oben. Allmählich wird's die reine Tropfsteinhöhle. Das kann nicht so weiter gehen. Bretter werden geholt und in die Grabenhöhle gelegt, nachdem das Wasser ausgeschöpft ist. Neue Pappe wird herbeigeschafft, nach Dunkelwerden über die Unterstände gebreitet und mit Erde festgeworfen. Nach und nach ist alle Nässe aus der darunter befindlichen Erdoberfläche abgetropft und die Höhle regendicht. Zündet man dann ein Licht drin an, so wird's ordentlich gemütlich.

Unsere Magenuhr muß jeden Tag umgestellt werden. Mittagessen gibt es abends, einmal erst ½10 Uhr, Kaffee morgens gegen vier. Denn bei Tage darf der Küchen-schornstein nicht rauchen. Als am 24. November den ganzen Vormittag die russische Artillerie einmal schweigt, wird unser Küchenunteroffizier mutig und läßt einheizen. Wir bekommen schon am hellen Tage unser Mittag, aber die Küche auch Feuer und wir Granatengeheul als Tafelmusik. Allmählich wird die Essenszeit weniger unregelmäßig, es gibt gewöhnlich schon 5 Uhr nachmittags Mittag, und zwar ein Essen, das fast immer ungeteilten Beifall findet.

Nachts stehen im Graben verstärkte Posten. Die Mecklenburger, die unser Stützpunktkommandeur Hauptmann Fuchs besonders auf Sicht nimmt, passen gut auf. Der Hauptmann ist auf seinen Revisionsgängen bei der Dunkelheit und dem Fehlen von Nachsehlstücken oft kaum zu erkennen.

„Wieviel ist die Uhr?“ fragt er einen Posten. „Dat müggst woll weten, dornah hebben mi all mihr fragt,“ ist die scherzende Antwort.

Es gibt nicht nur eine „Berliner Range“. Kamerad Range nennen wir „die Mecklenburger Range“. Gerade ist er aus seiner Höhle gekrochen um abzulösen.

„Wo kommen Sie her?“ fragt der Hauptmann.

„Ut dat Lock,“ erwidert Range, auf den Unterstand zeigend.

„Drücken Sie sich deutlicher aus, wo kommen Sie her?“

„Dor ut dat Lock.“

„Sprechen Sie hochdeutsch mit mir.“

„Dit verstah ich nich, ich bün 'n Mäfelbörger.“

„Wissen Sie nicht, wer ich bin?“

„Ne!“

„Ich bin Hauptmann Fuchs.“ — — —

Ein andermal revidierte unser Oberleutnant Favreau und kommt, im Dunkeln gleichfalls nicht erkannt, zu Sacht-leben.

„Du, Kamerad,“ wird er angeredet. „Ist dat Rosen sin, dat süht de Feind un du verröist de ganze Stellung. Un Darm givt dat of.“

„De Darm makt, dat bün ich, aewer recht heft du, Kamerad,“ erwidert lachend der Oberleutnant und macht seine Zigarre aus.

Schön ist es, bei sternklarer Nacht auf Posten zu stehen, bis die aufgehende Sonne den Nebel vertreibt und das anziehende, wechselvolle Gelände im Morgenduft vor einem liegt. So war's am Morgen des Totensonntags, des 22. November, den ein königlicher Landsturmann, Kehlenger, vom Nachbarstützpunkt 12, hübsch beschrieben hat:

Kalt ist die Nacht und eilig weht der Ost.
Der Sterne wunderbarer Zauberglanz
Bricht mit seinem Licht den dunklen Wolkenschleier.

Die Posten stehn und halten treue Wacht,
Spähn unverwandt zum Feind, der vor uns liegt.
Im Schützengraben überall herrscht tiefe Stille.

Wo auch der Vorstoß sei in dieser Nacht,
Er findet Mann und Waffen stets bereit,
Jedweden Ueberfall und Angriff abzuschlagen.

Kanonendonner nur durchbrüllt die Nacht
Und schleudert arg Verderben in den Feind.
Grell leuchten helle Feuer durch das nächt'ge Dunkel

Daheim auch leuchtet mild der Sterne Heer
All unsern Lieben. Leis' ins Herz uns schleicht
Sich stille Sehnsucht und ein inniges Gedenken.

Fort die Gedanken! Kriegers Herz wird rauh. —
Da eilt die Kunde durch den Schützenzug:
Vor Thorn der Feste ist ein großer Sieg errungen.

Das macht die Hoffnung fest und froh den Mut.
Die Dämmerung beginnt. Noch wagte nicht
Des Feindes List die Stellung anzugreifen.

Im Osten säumt den schneeigen Horizont
Das zarte Morgenrot. Der Tag bricht an.
Was er wohl bringen mag? Es steigt empor die Sonne,

Berklärt mit ihrem Licht den Feiertag,
Den Totensonntag! Welch ein Uebermaß
Der Klagen birgst du, frommer Tag, welch Meer
der Tränen!

Welch still Gedenken! Ach du Tag des Herrn!
Die Wirklichkeit verdrängt den Frieden heut.
Nicht eher wird er kommen, bis durch Blut und Eisen

Er immerdar für uns gesichert ist.
Es rauscht der deutsche Kaiseraar durch Nacht
Und goldnes Morgenrot dem Sonnenglanz entgegen.

Er führt sein Volk durch Kriegenot und Tod,
Der Taten großer Ahnen eingedenk,
Empor zum Licht des Ruhms, der Freiheit und
des Friedens. (Fortsetzung folgt.)

„Wichtige“ Verhandlungen um den Bart eines Gefangenen in Alt-Wismar

Es scheinen in früheren Jahrhunderten gar „wichtige“ Angelegenheiten beim alten Rat der Seestadt vorgelegen zu haben, wie ein Blick in alte Aufzeichnungen lehrt. Da hatte man vor rund 200 Jahren den Wismarer Bürger Jacob Wilden ins Gefängnis gesteckt, weil er zu viele Schulden hatte, die er nicht bezahlen konnte oder wollte. Auf Veranlassung seiner Gläubiger sollte Wilden nun einen „Manifestationseid“ schwören. Auch dieses schien der Verhaftete nicht zu wollen. Inzwischen war dem Arrestanten Wilden der Bart so stark gewachsen, daß es unbedingt nötig war, diesen abnehmen zu lassen. Hierzu bekam er aber keine Erlaubnis. Am 3. Februar 1738 beschäftigte sich der hohe Rat der Seestadt Wismar sogar mit Wildens Bart. Der damalige Bürgermeister Tanke hatte anscheinend nicht viel zu sagen, sondern befragte den gesamten Rat in dieser Angelegenheit. Es ward hier Klage geführt, daß Wilden noch immer den Eid nicht ge-

leistet habe. Auf der anderen Seite stand Wildens Eingabe, sich den Bart abnehmen zu lassen. Nach längeren Besprechungen kam man zu dem Entschluß, daß die Gläubiger den Wilden aus dem Arrest entlassen würden, sobald er den Eid geleistet hätte. Dieses könne schon am kommenden Sonnabend geschehen. Und noch am gleichen Tage könnte ja dann der lange Bart des Wilden fallen. Der Ratsherr Brüning gab damals noch hierzu das Gutachten ab, daß wohl keine Gefahr vorhanden sei, daß Wilden sich ein Leid antun würde, wenn er mit dem Bart abnehmen bzw. Rasieren bis Sonnabend warten müsse. Da auch die übrigen Ratsmitglieder derselben Ansicht waren, wurde demgemäß beschlossen.

Und die Moral von der Geschichte: Willst du dich rasieren, so mußt du erst deiner Pflicht nachkommen, und wenn es auch ein Eid ist.

Alt mine Festungstied.

Frik Reuter.

(Fortsetzung.)

„Charles,“ säd dat lütte Ding von Brüdjam tau mi, as Aurelia selig verschwunnen was, „der Vater weiß es auch schon und hat seine Einwilligung gegeben.“ — „Ja,“ segg id, „dat is All recht schön, aewer paß up! nu geiht ‘t up mi wedder los; denn id säch den Erzbischoff unner de Linden ‘rümmer pusten. — Knapp wiren wi gegen em kamen, dunn snow hei mi an: „Lauter Lügen! lauter ausgestunkene Lügen! Der Väter ist ganz gesund.“ — „Dat freut mi,“ segg id, „freut mi iim de Fru ehrentwillen; also hett hei sich wedder verdort?“ — „Er ist gar nicht krank gewesen!“ — „Nicht?“ segg id, „desto beter.“ — Aewer denk Di mal!“ seggt Don Juan, de dorbi stunn, „nur sichtsich de Erzbischoff ut Mitgefähl för de Fru in dat Hus ‘rinne, un as hei in de Stuw ‘rin kümmt, sitt de Väter dor un hett en Spickaal un sur Fleisch un ‘ne Raembuddel vör sich stahn un frühstückt ganz as en Gesunn’n, un as hei sich doraewer versirt un von Dod un Deuwel an tau reden fangt, kumpelmentirt em de Väter ut de Dör ‘rute, denn Grunwaldten sine Emilie seggt, hei kann dat Wirt „Dod“ aewerall nich liden.“ — Un dormit friggt hei mi unner den Arm tau faten un geiht mit mi allein un seggt: „Du? Is dat nu all in de Reih?“ — „Wat?“ frag id. — „Oh, id mein man! Mit den Kopernikus un Aurelia’n. — Grunwaldten sine Emilie seggt, dat is all lang’ in ‘n vullen Gang.“ — So! nu wüßt de dat ok all, un id kann mi as Vertrauter unserer Liebe sehr aewerflüssig vör.

Id gah also nah den Kopernikus un segg: „Kopernikus, Du weißt ‘t, Mutter weiß ‘t, Vater weiß ‘t, un Aurelia weiß ‘t irst recht; id weiß ‘t, Don Juan weiß ‘t un Grunwaldten sine Emilie weiß ‘t ok; nimm mi den Betrugensposten af, denn mit den Erzbischoff bün id nu ok all wedder aewer den Faut spannt. Süß, hüt is Sünndag, un hüt Nahmiddag bi den Koffe, wo wi All tau samen sünd, wir de beste Gelegenheit, de Annern mit Dinen Brüdjamstand bekannt tau maken.“ Un dat geschach, un as de Kopernikus sin Glück vertellt hadd, was min oll Kaptein de Herzlichkeit bi ‘t Gratuliren, denn hei dachte jo woll an sine Auguste; un as Allens ruhiger worden was, dunn smet sich de Frag’ up, wat nu geschehn

müßt, un ‘t wohrt nich lang’, dunn wiren wi All einig: de Kopernikus mühte den General sine Verlawung anzeigen un mühte den Andrag stellen, sine Brut besäuen tau dörrwen. Dat gung dörrch, un de Kopernikus let sich up den annern Dag bi den Herrn General melden, un de Antwort kamm taurigg: de General wull em den annern Dag sprekten, wenn hei von ‘t Waterdur nah de Parad’ gung.

Den annern Morgen Klock elben, as dei Tid tau de Parad’ was, gaww id Kopernikus den dat Geleit up sinen furen Gang; hei an’ sich bi de lütte Lind’ upstellen, un id stellte mi achter ‘ne dicke Böppel, hei lurte up den General, un id lurte up em, woans hei sich woff bi de Tafel stellen würd, un af un an röp id em so ‘ne lütte Upvermünderung tau, as: „Memmer düchtig dor, Kopernikus!“ un „Holl de Uhren stiw, Kopernikus!“ un „lat Di nich verblüffen, is ‘t elfte Gebot!“

Endlich kamm de oll Herr grot un staatsch mit Dreimaster un Fedderbusch langsam antaustigen, un uns’ lütt Brüdjam trippelte em traetig entgegen. Dat säch id nu glif, dat dat en swor Stück för den Kopernikus worden würd, denn de oll Herr let annerthalwen Faut up em dal un redte mit em bargdal, un de Kopernikus süß bargan reden. — „Was wünschen Sie?“ frog de General ganz fründlich. — Wi kloppte dat Hart achter de olle Böppel. — „Herr General,“ säd dat Kraet ganz vernimm, stellte sich up den linken Bein, höll den Kopp so ‘n beten scheinwohrschinlich, iim sinen wißnäs’ten Snabel in dat gehürige Licht tau stellen, „ich komme her, um Ihnen meine Verlobung anzuzeigen.“ — „Was? Deuwel . . .“ röp de olle Herr, un ‘t was ordentlich, as wenn sich de Hor up sine witte Prüf versiren deden, denn de Fedderbusch schot noch annerthalwen Toll höger up. — „Ja,“ säd uns’ Brüdjam ganz drift un makte dörrch sine Alpenherzigkeit sinen nigen Stand alle Jhr, „ich habe mich gestern mit der Tochter des Herrn Probiantheisters Lucke verlobt.“ — Den Deuwel haben Sie!“ röp de olle Herr. — Den hadd hei nich, säd de Kopernikus, kraensch as en Bullblaudpony, hei hadd blot ‘ne Brut. — „Un dat sagen Sie mir? Un dat soll ich nach Berlin melden? — Himmel-Kreuz-Donnerwetter, was würden die in Berlin for Augen machen,

wenn sie zu hören frigten, daß sich die Demagogen hier schon verloben?“ — Aewer de Kopernikus let sich nich verblüssen, hei stellte sich blot tau de Afwesung up den annern Bein, settte de Arm in de Siden un säd: „Herr General, gegen die Verlobung selbst können Sie gar nichts einwenden, das ist meine Sache; ich komme auch bloß her, um Sie um die Erlaubnis zu bitten, meine Braut besuchen zu dürfen.“ — „Und Sie meinen, ich bin so dumm und soll Ihnen die Erlaubnis geben?“ — „Ne!“ — Wenn das die Andern erst zu wissen kriegen, daß sie dadurch in die Häuser hineinkommen können, sie verloben sich morgen im Tage Allzusammen. — „Ne, auf solche Geschichten wollen wir uns doch lieber nicht einlassen,“ säd hei, un somit gung hei af un lād sich mal de Finger an den Haut. —

„Charles . . .“ säd de Kopernikus tau mi, as id achter de dicke Pöppel herute lamm — „Charles . . .“ säd hei un was ganz intwei. — „Dat Du dat man sin,“ segg id, „up den irsten Hau föllt de Bom nich,“ un id klarr an em mit allerlei Trost herümmer, un as wi tau de Annern taurügg kamen, fangen de ol an; aewer wi wiren All sich bedräuwt, denn de Kopernikus was uns Brüdjam, un wat em passirt was, was uns passirt, denn Schr . . . en sine Brutschaft was nich tau reken, de was vör uns Lid taurecht kamen.

Wi termaudbarstten uns den Kopp nah 'ne Utsunft; aewer Allens, wat süs in so 'ne Verhältnissen taudränglich un päßlich is, tau 'm Bispsill: 'ne Entführung, de Don Juan abslut in de Reih bringen wull, kunn nich billigt werden, denn de Kopernikus hadd sine Brut up de Festung ümmer in en Ring 'rümmer entführen müßt. 'Ne heimliche Eh' slog de Erzbischof vör. — Ja, sei wir in Gang tau bringen: de Kopernikus hadd wedder sine gelen Turen frigen müßt, un wildeß, dat Lewandowsky glöwte, hei speigelte sich in Grunwaldten sine Teertunnen, hadd hei sich in den Durweg trugen laten müßt, aewer wo en Preister herkriegten? denn de Erzbischoff was katholsch, un Keiner von uns hadd tau sinen geistlichen Stand rechten Fidu. — De Sal was aewerall stimm, aewer taulekt kemen wi aewerein, de Kopernikus hadd sin Maeglichstes dahn, nu müßte sei ol wat dauhn, dat heit Aurelia.

Sei freg also dese Orrer, un de Sal freg 'ne Utsicht. Aurelia was nämlich 'ne uterwählte Fründin von den General sine annamene Tochter, un de oll Herr müßt sei girn liden un spaßte girn mit ehr, un as hei nu in de negsten Dagen nah dat Waterdur runne gung, un sei — ganz taufällig — aewer de Postwehr von de Kamp 'taewerfel, drauchte hei ehr mit sine olle brave Just un säd: „Warten Sie man, Sie haben mich einen Demagogen verführt.“ — Ja, säd sei, dat hadd sei woll; aewer Burthel hadd sei nich dorwon, denn ehr Brüdjam dürt ehr nich besäufen. — Dunn hadd de olle Herr sich an den witten Snurrbort dreht un sich an de witte Prüf schaben un hadd taulekt halw gaudmändig, halw verdreiltich seggt: „Na, schicken Sie mich heute Mittag den Papa mal zu.“ — Un Vater was ol hengahn, un de oll Herr hadd em fragt, wat hei dorfor insünn, dat de Kopernikus nich weglöp? Un Vater hadd seggt: dat kunn hei nich, wil dat hei nich in den Kopernikus sine Hut stel, hadd aewer sich verstännig dortau sett: hei hadd aewer seindag nich dorwon hört, dat Einer dessentwegen ihre weglopen wir, wil dat hei 'ne Brut hadd. — Dat hadd den ollen Herrn denn nu insücht, un den Nahmiddag müßte de Brüdjam tau em kamen. —

„Nu kümmt de Sal tau 'm Swur,“ säden wi, as wi All up en Drümpel bi de lütte Lind' stunnen un up den lütten Kopernikus täuwt. — Na, taulekt lamm hei, un wo smet hei de lütten Bein! So utwärts gung hei as maeglich, un as hei gegen de Lind' lamm, dunn swentte

hei dreimal sinen witten Snurrbort gegen Aurelia'n ehr Finster, un de weichte dreimal wedder, un Lewandowsky säd: dat seg hei nu, de Herr Kopernikus kunn nu mit gepackten Tornüster, mit Ober- un Anner-Gewehr in sinen Brutstand 'rinner marschiren. Un as wi in unsre Kasse matt taurügg kamen wiren, fregen de Franzos' un id den Kopernikus tau saten un stellten em up den Tisch, denn hei was uns' Stolz, wil hei dörsuchten hadd för uns Alltaufamen; un de Kopernikus höll 'ne Red', de sung an: in de Ort, as Aurelia dat schönste Frugenzimmer up de ganze Welt wir, wir of de oll General de beste Kirl up de ganze Welt; un hei slot: in de Ort, as de General de beste Kirl up de Welt wir, wir Aurelia dat schönste Frugenzimmer up de Welt. Un wi stimmten em dorin bi, ut Jhrlichkeit wegen den ollen General un ut Höflichkeit wegen Aurelia'n, un as wi glöwten, nu wir de Sal tau 'm Stuß, dunn lamm aewerst dat dick Einn' nah, denn de Kopernikus langte in den Bussen un trechte 'ne Schrift herute, de müßten wi, säd hei, tau sin vustännig Glück All unnerschriwen. Un as hei sei vörlesen müßt, dunn säd de oll General dorin: wi Aewrigen süllen uns All hir unnerschriwen, dat Keiner von uns sich hir wider verlawen wull, denn an eine Verlawung hadd hei naug. —

Na, dat was nu mal en Stück! De Gesichter würden denn ol sich lang utseihn; aewer wat hüß dat All? Id aewerschot in Gedanken mi de Frugenzimmer, de up de Festung noch begäng' wiren, un as id dor nich recht wat Päßliches funn, schrew id mi unner:

Charles douze.

Nah mi lamm de Franzos', de säd, so lang' hei sitten ded, dacht hei nich an 't Frigen, un wenn hei fri kem, wir hei wedder preußische Leutnant, un denn müßt hei, wenn hei sich verfrigen wull, 12 000 Daler upwisen, un de hadd hei nich, also:

Franzos', königlich preußischer Lieutenant, augenblicklich a. D.

Dunn lamm de Erzbischof, de säd, vör en por Dagen hadd hei't nich dahn, nu aewer, dat hei den Väder bi dat Frühstück seihn hadd, wull hei 't dauhn, denn de Mann kunn noch lang' lewen:

J. W. Erzbischoff.

Don Juan säd, hei wull kein Narr sin un sich fast binner, hei wir noch jung, un em hürte noch de ganze Welt tau, so wat ded hei den Kopernikus girn tau Gefallen:

Don Juan, Dichter.

Nu lamm de Kapteihn an de Reih'; aewer de wull nich. — „Jh, Kapteihn,“ segg id, „Du wardst doch woll vör Allen de jungen Lüd' ehr Glück up de Bein helpen.“ — „Ne, hei wull nich, un as wi em drifter tau Lin gungen, säd hei, wi süllen rechtlich von em denken, hei hadd wiß un wahrhaftig naug dahn gegen den Kopernikus, hei hadd em 'ne vullstännige Brut astreden, un wat em dat kost' hadd, dat wüßt hei; aewer sine Taufunft kunn hei em nich verschriwen, denn an sine Taufunft hing dat Glück von en anneres Wesen, un för dat müßt hei uplamen, denn dat wir en swades Frugenstimmer.

Dor seten wi denn nu wedder mit en dicken Kopp! Id argerte mi nich slicht un freg den Kapteihn allein un freg em: „Na, hüß Du mit Dine Auguste denn nu of all wedder in de Reih? — „Ne!“ seggt hei, „vull so wid is 't noch nich.“

„Na.“ segg id, „denn mößt Du Di spauden, denn dat, wat nu all en Vierteljoht lang munkelt hett, heit sine Richtigkeit, de oll Majur is tau de Disposition stellt un trecht des' Woch all af, un de nige Majur von den Platz is all hier.“

(Fortsetzung folgt.)

Ostmecklenburgische Heimat



Monatschrift für ostmecklenburgische Heimatwerte, Landeskunde und Unterhaltung

Erscheint am 1. Sonntag jedes Monats. — Preis monatlich 15 Pfg. — Erscheinungsort Teterow.
Druck und Verlag von Hermann Deder, Teterow, Malschiner Straße 15, Fernruf 367.
Verantwortlich für den Inhalt: Ernst Vid, Teterow.

Jahrgang 11

Teterow, 6. februar 1938

Nr. 2

Wedder tau Sus

P. W a r n e.

Un seilt mien olle Lävensbark
Mal wedder habenbinnen;
Dor stahn dei Hüser an den Mark,
As sei vör Johren stünnen.

Un jedes Finster licht mi an,
Mag't blank sien odder blind:
Du büst jo gor kein'n ollen Mann,
Du büst jo noch ein Kind!

Säd gistern nich dien Mudding: Jat
Du mi an den Rod?
Hest du nich gistern up dei Strat
Hier spält noch Augellock?

Un all' dei Straten, krumm un scheiw
Dei greuten mit upt best:
Ja, ja, wi hewn di all' noch leiw,
As du uns leiw of hest!

Süh dor: dei Linnen up den Wall
Un dor dei Scheperbrügg —
Dei ollen Freuden kamen all',
Dei olle Tied taurügg.

Mi is't as güng ick in den Drom,
Un dorbi wal ick doch;
Un jeder Stein un jeder Bom
Dei fragt mi: Weistst woll noch?

Un dor lacht of dei olle Mand
Un winkt mit witte Hand — —
Un sachten up den Bullenkahn
Föhr ick int Drömerland.

UNIVERSITÄTS-BIBLIOTHEK
KOSTOCK-L.M.

Stadt Ramm, eine altgermanische Kultstätte

Karl Puls-Lant.

Zwischen Lübbtheen und Hagenow, im ausgedehntesten Forstgebiet unseres mecklenburgischen Heimatlandes, liegt mitten in der verschwiegene Tann das kleine Dörfchen Ramm, von dem eine Urkunde sagt, daß es „das elendigste Dorff der ganzen Gegend“ ist. Von der Kleinheit des Dorfes zeugt die landläufige Redensart: „Wenn dei Kammer Schult (früher Bauer Beuß) in'n Speigel lict, kann hei all' dei Buern von sien Döör seihn.“ Außer der einen Bauernstelle sind sechs Wüdnereien und acht Häuslereien vorhanden, deren Besitzer als forst- und landwirtschaftliche Arbeiter Verdienst finden. „In Ramm ward of Brot backt — oewer dat is fuer!“

Und dennoch ist gerade Ramm, „Stadt“ Ramm das bekannteste Dorf in weitem Umkreis, nämlich durch den Sagenkreis, der das verträumte Dörfchen und seine märchenhafte Umgebung melancholisch umspinnt, einen Sagenkreis, der so einzigartig ist wie kein anderer in Mecklenburg, der unzweifelhaft den Forscher zurückweist in die Zeit der altgermanischen Kultur, in das graue Altertum.

Hier heu'n tau Moses Tieden all Vüd wohnt, dat siend Lapplämmers west.“ Die nordische Rasse hat bereits in der Urzeit diese Gegend beherrscht.

„Ramm hett an dei Elw lägen.“ Die Elbe fließt heute etwa drei Meilen südlicher in nordwestlicher Richtung, aber es ist erwiesen, daß das frühere Urstromtal der Elbe in einem Delta ausmündete, deren östlicher Arm in die Ostsee führte, und an diesem Fluß wird Ramm gelegen haben. Deutlich kann man durch die Hügelketten des Kammer Landes eine ebene Senke verfolgen links des Zabel-Quaster Weges über das Ackerland von Quast, oft gekennzeichnet durch Buchenbestand. Das Flußbett verläuft weiter rechts des Quast-Leuffower Weges, schneidet nach etwa 1½ km den Weg und geht in nördlicher Richtung weiter. Die Richtung des alten Flußlaufes verläuft etwa: über Gr.-Kramß, Bressegard, Strohlirchen, Wildpark Jas-nitz, Kraal, Forst Pulverhof, Forst Buchholz, Schweriner See, Bismarsche Bucht. Für den Fluß spricht der Fund von versteinerten Muscheln auf dem Quaster Acker und die Kiesgrube bei Quast und Altjabel. Die Ufer der Elbe liefern heute noch den Kies für die Marschdörfer. Forscher haben festgestellt, daß die Gesteinslagerungen in der Lehmgrube bei Quast genau dieselbe Eigenart aufweisen wie die Steilufer der mecklenburgischen Ostseeküste. Ein Lehmberg inmitten des Fluglandes läßt vermuten, daß Lehm der Urboden ist und Sand vom Winde übergetragen wurde, wie wir es von der Kurischen Nehrung wissen.

„Ramm leig midden in dei Welt.“ So wird heute noch gesagt: „Ramm liegt midden in dei Welt.“ Der Geschichtskenner wird bei diesen Worten unwillkürlich an das von Spanien am Ende des Mittelalters vernichtete Königsgeschlecht der Inlas in Mittelamerika denken, das sich „Kinder der Sonne“ nannte und lehrte, ihr Urbater stammte direkt von der Sonne ab und wäre von dieser mitten in die Welt gesetzt worden. Die Hauptstadt der Inlas wäre der Mittelpunkt der Welt. Tatsächlich ist vor etwa fünfzig Jahren von dem Förster Ehrenstein in Quast auf Quaster Feldmark (im Sagenbereiche Ramm) ein Stein von zylindrischer Form mit kegelförmiger Spitze gefunden und dem Landesmuseum in Schwerin ausgehändigt worden, ein Stein, wie ihn die im Sonnenkult schaffenden Phönicië bei ihren religiösen Zeremonien gebrauchen: Der Stein diente als Sinnbild der Sonne, und ihm zu Ehren wurden im Freien Volksfeste, verbunden mit Spiel und Tanz, veranstaltet.

„An eh'n höchsten Festdag is dei Preister mit sien Vüd nah 'n frien Jellen ruitreckt. Dor würd ein Vahl in dei Erd grawt, un baben up den Vahl stellte hei ein Bild von dei Sünm up. Dor heu'n dei Vüd denn rümdanz. Dei Festlichkeit fall acht Dag' duert heu'n.“ — „In Ramm hett dei irst Preister wohnt. Dei wier of taugliet dei König.“ Wieder weist diese Wendung auf die Kultur der alten Völker hin, bei denen das Priester-Königtum allgemein war. Wir finden es auch bei Abraham: Melchisedek, wir finden es bei den Sumerern um 2500, wo der König Gudea seine Siege und Friedensbestrebungen auf Ton-tafeln in Keilschrift aufgezeichnet hat.

„Wat in Ramm dei Weiten kosten ded', hett hei in ganz Dütschland lost.“ Ramm war das Handelszentrum, von dessen Ein- und Ausfuhr das Wohl des ganzen Landes abhing. Vielleicht sagt die Wendung noch mehr: von dem Sonnenvolk der Inlas ist erwiesen, daß alle Erzeugnisse des Landes: Nahrung und Kleidung, durch den Staat an alle Einwohner verteilt wurden, andererseits auch jeder Staatsbürger verpflichtet war, alljährlich gewisse Dienste zu leisten. Von der Metropole Ramm aus wurde die Verteilung bzw. der Verkauf aller Lebensmittel vorgenommen.

„In Ramm heu'n Hannelslüd wohnt. Dei siünd mit dei Tied riel worden, oewer sei würden in eh'n Wohlstand of wau: sei ströten ehr Stunven ut mit Weitenmähl un leuten ehr Kinner mit Brotflugels späten. Dunn schiedt Gott den Düwel los, hei siill dei Kammer strafen. Dei teum abends in Laupin (oder auch Kramß) an. Laupin wier ein Böört von Ramm. Dor lichte hei bi nen Buern an un sett'te sich up den warmen Swiebbagen hen. Dei Buern würd em gewohr un dreiw em mit nen Bohnenschacht rut. Dunn reup dei Düwel em tau: „Woll, woll, wo id weggah! Weh, weh, wo id henkam!“ — Annern Morgen teum Satan bi den Kammer Böörgemeister an. Tau den säd hei, hei-sull sienen Stadtrat tausamenraupen. Dei sett'te ne Versammlung an. Dunn säd dei Düwel, hei wier kamen un sull ehr verdarven, oewer sei süßwen können wählen. Denn stellte hei drei Väfers up: 1 mit Füer, 1 mit Wader, 1 mit Sand. Mit wat sei ünnergahn wullen? Die Dreizahl der Becher mit Inhalt deutet nach freundlicher Mitteilung des Herrn Professor Dr. Wossidlo auf altgermanischen Kult hin, ähnlich den alten Neujahrs- und Hochzeitsorakeln, bei denen beispielsweise der Fragende mit verbundenen Augen nach drei Bechern greifen muß, gefüllt mit Erde = Tod, Wasser = Taufe, Grün = Hochzeit.

Füer dücht dei Kammer tau gefährlich. Böö Wader hadden sei of Angst, denn dei Elw wier tau dicht bi. Dorüm wählten sei Sand. Dunn säd dei Vos': „Dat Mat is vull. Nu ward dei Pott ümkipp't!“ un siidd den Sandbäker üm. Dei Vüd passierte nix. Sei lachten em wat ut. Grimmig sohrte dei Düwel wedder trügg nah dei Höll.“ Wunderbare Wendungen, seltsame Bilder: Becher, die Gefäße, welche alle Freuden und Leiden nach altem Glauben in sich schließen, drei sind es, die heilige Zahl, aus dem alles Dasein entstanden ist, mit Feuer, Wasser und Erde gefüllt: den drei Elementen, aus denen entstanden ist; was da ist, durch die aber auch alles Leben vernichtet werden kann.

„Räwen Ramm leigen noch twei annern Städte. Ein leig dor, wo nu Krenzlin liegt, dei hett Pöul heiten. Dei annern leig achter Laupin. Dei Ram ist unbekannt. Dei Pänler un Laupiner wiern of gottlos. Mit dei Laupiner leigen dei Kammer oft in'n Krieg. Dun is Laupin taurist

ünnergahn dörrch ne grote Wadersfrant.“ Die Geschichtswissenschaft lehrt, daß während der Kupfer-Bronze-Zeit ein teilweiser Bevölkerungswechsel unseres Nordens stattgefunden hat, der hier eine leise Andeutung erfährt.

„Dei Kammer un Päufer hewn lustig wiederläwt. All Johr fierten sei up ehr Hauptfest dat Bullenstöien. Dei Kammer hadden einen wittbunten, dei Päufer einen swartbunten Bullen. Erst wier dei wittbun: dei wählst, bald oewer würd dei swartbun Sieger. Dorför hewn dei Kammer all Johr ein fett Huhn nah Päufer liefern müßt. Sei hewn dat Huhn oewer nich fett kriegen kunnt un hewn siel Gasten leihnen müßt.“ Soweit es geschichtlich nachweisbar ist, wohnte hier das Volk der Langobarden. Diese wurden von den Sachsen bekämpft, zwar wiederholt erfolglos, aber schließlich unterjocht und tributpflichtig gemacht. Da das Land zwei volkreiche Stämme auf die Dauer nicht zu ernähren vermochte, beschloßen die Langobarden einen durch das Los zu bestimmenden Teil der Bevölkerung auswandern zu lassen. Diese Auswanderer gründeten später in Norditalien das Langobardenreich. Aufschlußreich ist das Vollenstoßen, es deutet den Baakult der alten Völker an („Goldenes Kalb“), der teilweise den Sonnenkult abgelöst hatte.

„Ein Johr hadden dei Kammer nen bannigen Bullen uprücht. As dei oewer mit den Päufer tausamenkamen ded', leup hei weg. Dunn trecken dei Kammer em bi lebennigen Liew' dat Zell oewer dei Ohren. Dat meint den Bullen wütig. Sei leup ein Enen bättan, wo bi Lausen son Sandbargen wiern, füng hei an tau fragen un hett dei ganze Stadt taufracht.“ Der Gott des Lichts (weißer Stier) strafte selbst seine bösen Diener. Die Versandung des Landes kann nicht trefflicher besungen werden.

„Dei Kammer Kirchenglocken sünd von schier Gold weft. Dei hewn Zwerge reddt up nen dreipierdschen Wagen. Oewer bi Quast, wo nu dei Leimkuhl is, is ehr ein Rad von den Wagen lopen. Dunn kunten sei nich wieder kamen. Dorvon is dei Gegend nich tausannt.“ Mitten im Sand findet sich hier eine Quelle festesten Tones, welche Jahrhunderte hindurch die Umgegend mit Lehm versorgte. Und Zwerge sind es, welche das Heiligtum zu reiten suchen, ein kleiner Bruchteil der Bevölkerung entging dem Verderben. Unwillkürlich denkt man an die Einführung Lots aus Sodam. „Dei Kirchenglocken hewn dei Zabelschen funnen. Dei Schult hett sei ümladen laten un seggt, sei sullen blot för riel Lüd lüdden. Dunn hewn sein wölß Pierd den Wagen trecken kunnt. Dunn is dei Preister kamen un hett seggt: „Klocken lüdden för arm un riel!“ Dunn sünd dor zwei Pierd mit losgahn. Up dei ollen Zabelschen Klocken sall hüt noch „Stadt Ramm“ stahn.“ Der Ruf des Heils ist für jedermann, „for arm un riel.“

„Wenn in Zabel dei Klocken lüddt würden, hewn sei in Ramm klungen.“ Die Geschichte von der Herrlichkeit des Landes ist unvergessen geblieben. Die Einnahme des Kammer Landes, welche vermutlich nicht ohne Blutvergießen vor sich ging, wird angedeutet durch die Sage von dem Hütter Krieg: „Dei Hütter (Krenzliner Hütte) hewn mit dei Kammer Krieg makt. Sei hewn ehr dat Maur wegnähmen wüllt. Mit hölten Kriegschäp sünd sei ankommen. Dei Kammer hewn mit hölten Kanonen an dei Logbrügg hollen. Bi dat Scheiten sünd dei Koed intwei gahn. Dei hewn sei mit Wäden wedder tauhoppbunnen. Schaten hewn dei Hütter mit Torf un dei Kammer mit Dannenappel.“ Hier ist die kommende Armut des versandten Landes treffend dargestellt, bunt vermischt mit dem Wohlstand der kriegsführenden Stadt.

Nicht der Sage, sondern der Wirklichkeit gehören folgende Begebenheiten an: „As dei Franzosen in'n Lannen

wiern, hewn sei Stadt Ramm up ehr Landfort söcht un in dei Weltgeschichte nich sinnen kunnt. Dunn hewn sei nen ollen Mann fragt. Dei hett seggt, sei wiern midden in Ramm. Dunn sünd sei stint wedder ümlehrt. In'n Zeiser hewn dei Russen den Schulden nah Stadt Ramm fragt. Dei hett seggt, dat gew kein Stadt Ramm. Dunn hewn sei em verprügelt, denn sei glöwten ehr Kort mihr, un sünd doch losredt. In Ramm hewn sei blot poor leddig Hüser andrapen.“ Lehrer Burmeister in Al-Zabel berichtet von dem früheren Kriegsteilnehmer Tscham, daß dieser 1870/71 von seinem französischen Quartierwirt zu einem gemütlichen Abend eingeladen worden war. Dabei wurde allerlei erzählt, und der Advokat berichtete, daß sein Ahne unter Napoleon I. als Offizier den Krieg gegen Preußen mitgemacht hätte und lange als Besatzung in Mecklenburg, und zwar im „Lande Zabel“, gewesen wäre. Er holte eine alte französische Militärkarte her. Auf dieser Karte waren Zabel und Ramm als große Städte bezeichnet. Nun rückte Tscham damit heraus, daß er ein Zabeler sei, und erzählte aus der mecklenburgischen Heimat, von Zabel und Ramm, und von der ganzen Gegend. Als Tscham nun aber darauf hinwies, daß Zabel und Ramm keine Städte, sondern nur Dörfer wären, — und zwar Ramm besonders klein und ärmlich, — und daß man wohl scherzweise von „Stadt Ramm“ spräche und dies von einer uralten Sage ableite, da wollte der Franzose das gar nicht glauben. Er versteifte sich immer wieder auf seine Karte, und Tscham mußte wiederholt über die ganze Zabelheide, und besonders über Ramm und Zabel, genau und eingehend berichten, bis er sich endlich zufrieden gab.

Durch eine Urkunde im Gutsarchiv Bolzrade ist auch die Versandung des ehemaligen Kirchdorfs Ramm erwiesen:

Ramm ist ein uraltes Stammgut der Familie von Penz gewesen, in deren Besitz es etwa seit dem 13. Jahrhundert nachweisbar ist. Es war eines der wertvollsten Dörfer, hatte schweren Lehmboden und war damals mit 18 Hufen bonitiert, Jessenitz nur mit 4½, Bolzrade 2½ Hufen. Die 14—20 Bauernstellen galten als die wertvollsten im Lande. Der fürstliche Rentmeister Andreas Sundt berichtete um 1620, daß die „Penz-Bauern“ die reichsten der Gegend gewesen seien. Sie hielten jeder 6—8 Pferde und 30—40 Häupter Rindvieh.

Der große Krieg ruinierte ihren Wohlstand. Damals war Ulrich Penz Besitzer von Ramm und Redefin. 1650 teilte er seinen Besitz unter seinen beiden Töchtern für den Fall seines Todes. Sein Sohn Hans Philipp war vor Eger gefallen. Bald nachher kaufte Philipp Holstein seiner Schwägerin Catharina v. Penz deren Erbteil, das Gut Ramm, ab gegen eine Jahresrente und ein Haus in Tzehe. Somit besaß er Ramm und Redefin zusammen. Sein Sohn und Erbe Philipp Holstein jun. übernahm später Ramm und ließ zum Aufbau des Gutes von Cord Levin von Sperling auf Cremmin bei Grabow 1000 Tgl.

Philipp Holstein jun. ist ein unglücklicher Wirtsmann. Auf dem versandten Acker verkümmerte das Vieh, der Acker lohnte die Arbeit nicht, eine Anleihe nach der andern wurde aufgenommen bei seinem Bruder auf Redefin, und als er nicht anders konnte, stellt er es der herzoglichen Kammer zum Kauf an. Nun entspinnt sich ein langwieriger Streit mit dem Redefiner, der die Herausgabe von Ramm verlangte für seine Forderungen und behauptete, die Güter wären mit Mitgiftsgeldern der Penz'schen Töchter belastet, wogegen die Kammer behauptete, sie wären nach dem Aussterben der Penzen heimgefallene Lehngüter.

Unter dem 24. Februar 1708 fragte die Kammer an, wie es sich 1. mit den angeblich auf Ramm ruhenden Mitgiftsgeldern verhalte, und 2. woher es komme, daß das

alte Ramm jetzt Neuhoß hieße. Darauf antwortete Joachim Jürgen von Holstein im 2. Teil:

„— — — was 2. den Rahmen Neuhoß, welches dieses Ramm eine Zeit lang geführt, betrifft, so hat es damit folgende Beschaffenheit: Es ist dieses Ramm vormals ein großes Dorff von 14 und wie andere melden von gar 18 Hufen gewesen, in starkem Aley- und Lehm-Sande, wie denn an denen Orten, wo der Sand nicht zu hoch ist, aniso noch daselbst der beste Lehm zu finden, gegraben wirdt. Soll auch sicherem Bericht nach gar eine kleine Kirche im Dorffe gewesen sein. Als aber auch in der Gegend ein großer starker Sandt-Berg gewesen, worinnen etwa ein Loch gegraben worden, soll vor etwa 100 Jahren ein starker Sturmwind das Loch ergriffen und immer größer gemacht und durch dessen Gelegenheit den ganzen Berg auseinander gerissen und das ganze Dorff sammt Häusern und allem, wie auch fast die ganze Feldmark mit einem starken weißen Sandt bedeckt haben, inmaßen auch izund hie und da alte Eichenbäume sich finden, von denen der bloße Gipfel aus dem Sande lucket, sind auch noch bei meinen Zeiten alte Leute vorhanden gewesen, die das vorige Dorff Ramm gedenken können. Weil nun auf diese Art das ganze Dorff vergangen und keine 2 Hufen von der Feldmark brauchbar geblieben, so haben die Penzen daselbst einen neuen Meierhoff hinlegen lassen, welchen man derzeit den neuen Hoff genannt, weil aber derselbe auf der Rammer Feldmark gelegen und auch noch izund die ganze obgleich unbrauchbare Feldmark unter sich begreiffet, haben die benachbarten Hausleute den Hoff noch immer Ramm genannt, welchen er auch izund beständig hat — — usw.“

Das alte Bauerndorf Ramm lag an dem Kreuzungspunkt Quast-Lübbendorf, Ramm-Trebs, wo heute noch Grabsteine von dem alten Friedhof, der nach alter Dorf-anlage um die Kirche angelegt worden war, zu finden sind. Das heutige Ramm liegt also an anderer Stelle, als wo das ehemalige Kirchdorf Ramm gelegen hat.

Nun fragt es sich, ob man der vom Volke überlieferten Sage wissenschaftlichen Wert beimessen und auf Grund dieser Sage Schlüsse auf den einstigen Kulturzustand und die Geschichte des Landes ziehen kann. Ja, denn die Sage ist eine Dichtung des Volkes. Zu einer Dichtung gehört Stoff, der vermöge der Phantasiekraft des Schöpfers zum Werk umgestaltet wird. Das Volk ist naiv in seiner Schaffensweise. Es hat keine Freude an dem Verherrlichen geschichtlicher Geschehnisse. Typisch ist die Art des Erzählens: es redet in Bildern. Versteht man nun, diese Bilder oder Gleichnisse auf das Geschichtliche umzudeuten, so erhält man ein getreues Bild von der besungenen Kultstätte. Hierzu zwei Beispiele:

Auf der Insel Kreta im Mittelländischen Meer stand früher vor etwa 3000 Jahren vor Christi, nimmehr vor 5000 Jahren, eine große Königsstadt, namens Knossos, das Zentrum eines mächtigen Reiches, welches die Küsten des Meeres beherrschte. Diese fiel durch fremde Kriegsmacht in Trümmer. Die Macht Knossos ging auf andere Städte über besonders auf Thrinä und Mykenä in Argolis (Griechenland) und auf Troja in Kleinasien. Die Pracht und Schönheit der Paläste, das Leben und Treiben der prunkliebenden Könige hat der griechische Dichter Homer später auf Grund der Heldensage besungen. Mykenä und Thrinä lagen mit der Rivalin Troja, als diese Stadt durch ihren Handel erstarkt war, ständig in Streit. Fünfmal wurde Troja dem Erdboden gleichgemacht. Der Wind überwehte es immer wieder mit Wüstensand, und auf dem so entstandenen Hügel bauten die obdachlosen Trojaner zum sechstenmal ihre Festung, mächtiger als je, und vor der Festung die Volksstadt. Aber auch diese Stadt wurde der Sage nach in zehnjährigem Kriege zerstört. (Noch dreimal

wurden später Wohnstätten auf dem übersandten Hügel errichtet.) Nun ging der mecklenburgische Kaufmann Heinrich Schliemann an Hand der homerischen Dichtung 1870 daran, die Kultstätten ältester Zeit auszugraben und legte innerhalb 15 Jahren die Trümmer und den Goldschatz der Burg Troja frei, nachdem er drei andere Ansiedlungen darüber in einer Erdschicht von 17 Metern abgeräumt hatte. Er grub die Residenzen Mykenä und Thrinä aus und hob die goldenen Brunkträger der hellenischen Könige, damit der Altertumswissenschaft den Beweis liefernd, daß sich die Sagen des klassischen Altertums auf Wahrheit gründeten. Schliemanns Nachfolger, der Engländer Sir Arthur Evans, machte 1900 Funde auf Kreta und legte Knossos mit seinen sieben Schatzkammern frei.

Die Fundamentierung der Sagen auf geschichtlichen Tatsachen ist auch in der engeren Heimat erwiesen. An dem „Jungfernteig“ zwischen Gartow und Riendorf in Hannover stand früher eine uralte Eiche mit einem Stammdurchmesser von etwa 2 Metern, die allgemein „Außeiche“ genannt wurde. Man scheute sich, im Dunkeln in ihre Nähe zu kommen, denn es ging die Sage, eine weiße Jungfrau sollte dort umgehen. Woher die Sage, woher der Name, das wußte niemand. Im Jahre 1924 wurde die Eiche vom Sturm gefällt. Als die Arbeiter den Stamm zersägten, zeigten die Jahresringe des ersten Schnittes oberhalb des Stubbens die deutliche Zeichnung eines Männerkopfes. Der Schnitt unterhalb der ersten Gabelung wies einen Männer- und einen Mädchenkopf, und zwar so erstaunlich deutlich, daß man Brauen, Augen, Mund, Kinn, Ohren, ja das dunkle Haar und das helle Gesicht unterscheiden konnte. Der Superintendent forschte in alten Akten und fand folgende Begebenheit vermerkt: Eine adeliche Dame aus dem Hause Quisow, das hier früher herrschte, hatte sich in einem Bauernjungen verliebt, mit dem sie sich unter dieser Eiche das Stellbischen zu geben pflegte. Als die Familie des Mädchens hiervon erfuhr, wurde es gewaltsam entfernt, der junge Bauer aber unter der Eiche hingerichtet.“ Zieht man nun die Beschaffenheit der Rammer Gegend mit in Betracht: von Alt-Zabel aus läßt sich eine Bodensenke, z. T. mit Buchen bestanden, verfolgen durch die Forst, über die Feldmark Quast, an der Rammer Kiesgrube vorbei und so fort in östlicher Richtung. An beiden Seiten dieser Senke befindet sich Kies im Untergrunde, so wie an die Ufer der Elbe heute noch Kieselstrand angeschwemmt ist, der zum Bauen Verwendung findet. Unweit der Elbe ist die Marsch, übergehend in Sumpf und Gest: an der Senke anschließend besteht der Untergrund aus schwerem Lehm (Alt-Zabel, Belsch), der von Moorboden („Dat Maur b. Br.-Zesar, „Witt Maur“ b. Loosen, Moor bei Leussow) begrenzt wird.

Zieht man nun alle vier Gesichtspunkte heran: Bodenbeschaffenheit, Funde, Sage, Urkunden, so kommt man zu dem Schluß: Durch das weite Waldrevier von Leussow zog sich eines der Urstromtäler, an deren Wasser ein bedeutendes Kulturzentrum der alten Germanen gelegen hat. Die Bewohner dieser Handelsmetropole waren z. T. Adersleute, z. T. Seefahrer, sie verehrten die Sonne und hatten wahrscheinlich Handelsbeziehungen zu den Kulturvölkern jenes Zeitabschnittes, besonders den Phöniciern.

Wo lag nun Stadt Ramm? Wahrscheinlich nicht an der Stelle des jetzigen Dorfes, auch nicht, wo das alte Kirchdorf gewesen ist, sondern in der Nähe der alten Elbe. Vom Herrn Reichsstatthalter und dem zuständigen Forstamt Leussow ist die Genehmigung erteilt worden, an Hand von Meßtischkarten an Ort und Stelle: 1. das alte Urstromtal genau festzulegen und 2. nach landschaftlichen Strukturen zu suchen, welche auf eine untergegangene Kultstätte schließen lassen. Alsdann würde mit Hilfe des Spaten weiter geforscht werden müssen.

Was Mecklenburger Landsturm in Masuren erlebte

Mit Erlaubnis des Verlags Friedrich Bahn in Schwerin i. Meckl. entnommen aus dem Buch von Dr. Hans Berg „Für Heimat und Herd“, 232 Seiten, Preis kart. RM. 1.40, in Halbleinen RM. 1.60.

(Fortsetzung.)

Wie der frühe Morgen dieses Totensonntags, so bleibt der Tag: sonnig und klar. Ich wage es, mich bis zu den Hüften mit Schnee abzureiben und ein Sonnenbad zu nehmen, fühle mich wie neugeboren. Sonst ist es wenig sonntäglich: statt Gottesdienst Arbeitsdienst, statt Glockengeläut Kanonengebrüll. Es fällt auf, wie kirchenarm das sonst emporgeblühte, jetzt wieder verarmte Ostpreußen ist. Wir haben noch nie eine Dorfkirche gesehen. Im Geiste hören wir die Glocken der heimatischen Kirche, sehen unsere Lieben dort unser gedenken. Hier hat auch mancher wieder beten gelernt, hoffentlich nicht nur für die Zeit der Not. Ernst Moritz Arndts Wort muß wieder zu Ehren kommen:

„Wer ist ein Mann? Wer beten kann und Gott dem Herrn vertraut,“ und verstummen muß auf deutschen Lippen das häßliche, schwächliche: „Wer niemals einen Raufsch gehabt, der ist kein braver Mann.“

Doch es bleibt nicht viel Zeit zu Sonntagsbetrachtungen. Die noch recht unfertige Stellung soll ausgebaut, insbesondere sollen hinter dem Graben heizbare Wellblechbaracken angelegt werden, in denen man sich wärmen kann. Wir erleben ihre Fertigstellung nicht mehr.

Am 20. und 25. sind Liebesgaben verteilt: willkommene Wollfächer, Rauchbaures, Lebensmittel usw. Am 29., dem letzten Sonntag im Soldahner Schützengraben, kommen noch einmal solche Gaben. Das sind neben der täglichen Postverteilung die größten Freudenstunden im Schützengraben. Es ist, als wenn den Höhlenbewohner die Liebe der Heimat doppelt erquickt, und manch Auge sieht man feucht werden, wenn es im Schein der Kerze die Grüße von Weib und Kindern entziffert oder die Pakete auspackt.

8.

Auf Horchposten und Schleipatrouille.

Am gefährlichsten und sehr verantwortungsvoll ist der Außendienst. Vor einer anderen Stellung um Löben haben die Russen bei Schnee, in weiße Bettdecken gehüllt, sich an den Drahtverhau herangeschlichen, ihn unbemerkt zum Teil durchschnitten, sind zum Sturm vorgegangen und haben die Stellung erobert. Darum müssen zwischen beiden Drahtverhauen die Nacht über Posten stehen, je zu zweien, in die Erde eingegraben, mit Handgranaten ausgerüstet, die sogenannten „Horchposten“. Wir nennen sie die „Bombenschmeißer“. Bei erfolgreichem Sturmangriff sind sie als die ersten verloren, denn zurück können sie nicht. Aber damit rechnen wir im Ernst nicht. Das Schlimmste ist zunächst die Kälte von unten. Das Grundwasser ist aus den Löchern nicht wegzubringen. Schwere Aufgabe, in solchen Löchern die lange dunkle Nacht auszuhalten! Nach einigen Tagen wird einmal nachts abgelöst, um 11 Uhr, erst vom 24. November an wird zweistündliche Ablösung eingeführt. Die Folgen dieser anstrengenden Wachen zeigen sich bei den meisten erst später: Frostschäden an den Füßen.

Zwischen den „Bombenlöchern“ gehen noch Patrouillen. Aber die Novembernächte sind manchmal so stockdunkel, daß trotz Posten und Patrouillen an einem Morgen ein breiter Gang durch den äußeren Drahtverhau durchschnitten gefunden wird. Am Abend machen ihn die Pioniere wieder zu.

Beim Aufziehen der Posten und Patrouillen setzt häufig die feindliche Beschießung ein. Unsere dunklen Män-

tel heben sich zu deutlich vom weißen Hintergrund ab. Am Abend des furchtbaren 19. November fallen Schüsse auf die ersten, wie sie aus dem Graben heraustreten. Darauf soll ein Unteroffizier die Posten aufführen. Ich erhalte den Auftrag. Er scheint gefährlich, aber die ganze Zeit, wo ich dann mit den Kameraden von Loch zu Loch herumgehe, schweigt das Gewehrfeuer. Wir haben auch später hierbei nie Verluste gehabt.

Am wenigsten geschätzt wird der Unteroffizierposten, der übrigens auch Bomben bei sich hat. Dort, wo die Drahtverhaue sich über die Chaussee zwischen uns und Stützpunkt 12 ziehen, sind in die Chausseegräben auf beiden Seiten zwei Unterstände eingebaut. Man merkt ihnen an, daß sie in aller Eile und nicht von sachverständigen Pionieren angelegt sind. Den einen schützt kein Abflußgraben gegen das vom Chausseedamm abtreibende Wasser, er reicht an die nasse Wiese heran. In beiden Ständen liegt durchnähtes Stroh. Die undichten, z. T. nur aus herabhängender Pappe gebildeten Wände, die nach der Nordseite ganz fehlen, lassen von allen Seiten Zugluft durch. Innen stinkt's nach Ratten und Mäusen. Zudem bieten die Unterstände keine Verteidigungsstellung. Nur einer hat eine schmale Brustwehr für zwei Mann gegen den Feind. Und der Posten wird oft genug von den Russen unter Feuer genommen.

Am Mittwoch, dem 18. November, abends ziehe ich mit 12 Mann auf. Wir erleben eine ereignisreiche Nacht. Ein kalter Nordost bläst in die Unterstände hinein.

„Hier jagt so teener 'n Stück Weib rin, dit fall uns' Quartier fin?“ meint Fritz Krüger.

Die Nacht ist ziemlich klar, wenigstens können wir heute den kleinen dunklen Busch rechts der Chaussee, den unser kampflustiger Buraw gestern fast unter Feuer genommen hätte, als solchen erkennen. Kamerad Krämer, unser Schwede, macht sich als Tiefbauingenieur tatkräftig an die Herstellung eines Abflußgrabens. Da kommen Pioniere und Landsturmleute vom Nachbarstand mit aufgepflanzten Seitengewehren. Sie sind beauftragt, zwei etwa 300 bzw. 500 Meter entfernte Gehöfte, die von den Russen als Stützpunkte im Feuergefecht benutzt werden, in Brand zu stecken. Sie finden jetzt keinen Russen drin, aber volle Scheunen. Bald schlagen die Flammen mächtig empor und beleuchten uns lange die Nacht. Kein Schuß fällt. Erst als wir die Patrouille durch die Drahtverhauböcke auf der Chaussee wieder durchgelassen haben, feuert der Russe. Gespannt liegen wir alle im Anschlag. „Nicht schießen ohne ein deutliches Ziel!“ Ein Uebereifriger, der neben mir etwas zurückliegt, vergißt meinen Befehl. Das Dröhnen seines Schusses summt mir noch stundenlang im rechten Ohr.

Nach einer Weile kriecht auf der Chaussee etwas heran. Ist es ein Russe? Ach nein! Ein Verwundeter von einer anderen Patrouille, die Stützpunkt 12 vorgeschickt hat. Wir schneiden ihm den Stiefel ab, legen einen Notverband um den zerschossenen Knöchel, und nach einigen Stunden holt ein Wagen ihn nach dem Truppenverbandplatz ab.

Es war der erste Verwundete, den wir sahen. Der blutige Eindruck lenkt unsere Gedanken auf den Ernst des Krieges.

„Dieser Krieg kommt doch direkt von oben, daß der Mensch sich bessert,“ meint ein Kamerad, seines Zeichens Landwirt, zu mir.

„Gewiß, ein Vater, der seine unartigen Kinder lieb hat, gibt ihnen die Rute.“

„Da haben Sie recht,“ erwidert er im Ton tiefster Ueberzeugung.

Wertvolle Erkenntnis! Wegbereitung für die lebendige Erkenntnis Christi. Möchte sie Gemeingut unseres Volkes werden, ja möchte auch bei den anderen Völkern dieser mörderischen Krieg den Geist der Buße wecken!

Am schlimmsten ist es tags auf dem Unteroffizierposten. Wenn nachts die Scheinwerfer oder Leuchtflugeln ausblitzen, dann kann man sich eine Zeitlang ducken. Aber tags kann man sich nicht unsichtbar machen. Der Posten ist einmal genötigt, gut 100 Meter zurückzuweichen. Am 21. November zählt Unteroffizier Schlange 68 Granaten, die auf und neben der Chaussee im Umkreis von 30 bis 40 Meter um den Unteroffizierposten niederkrachen. Auch die Geschosse der eigenen Artillerie krepieren zuweilen in bedrohlicher Nähe. Das Feuer ist so stark, daß der Posten eingezogen werden soll. Aber Gildemeister, der den Befehl überbringen soll, wird auf halbem Wege so stark beschossen, daß er zurück muß. Selbst eine Ablösung der Nummern erscheint als Wagnis. Brange bleibt freiwillig statt zwei Stunden über drei Stunden am Drahtverhaue stehen. „Bleibt man all stilling sitten, id holt ut,“ ruft er den Kameraden zu. Von da ab wird der Posten, weil er bei Tage durch Feuer von oben verteidigt werden kann, nur bei Nacht und dichten Nebel besetzt.

Die meisten Verluste entstehen auf Patrouillen, die schon innerhalb des Drahtverhaues nicht ungefährlich sind. Am 17. November patrouilliert Oberleutnant Grohmann mit Unteroffizier Tiedt und sechs Mann seitlich des Schützengrabens. Da ertönt das helle Knacken der russischen Gewehre und „hui! hui!“ pfeift es über die Köpfe. Es gilt, schnell in Deckung zu gehen. Man kriecht zurück. Das ist aber nur möglich, wenn man unbehindert ist durch Rundholz, wie es wohl mancher im Landsturmaste um die Leibeszmitte trägt. Hier weiß der Betreffende — sein Name tut nichts zur Sache — aus der Not eine Tugend zu machen. Wie die Kinder im Frühling jauchzend den Bergabhang herabtrüdeln, das erwachende Leben genießend, so kollert hier im Winterschneeschmutz ein Erwachsener aus dem Bereich der todbringenden Geschosse in eine sichere Mulde, von wo dann einzeln mit 50 Meter Abstand abgerückt wird.

Gefährlicher sind die Patrouillen, die außerhalb des Drahtverhaues gegen den Feind vorgehen. Die erste, am 17. abends, soll ich mit acht Mann führen. „Suchen Sie sich möglichst Freiwillige!“ Aber mancher denkt wie unser ältester Gefreiter: „Mine Therese seggt: Wat du dohn mößt, dat doh, un dat doh ganz! Newer up so'n frivilligen Kram lat di nich in. Bin di nich in Gefohr un denk an Fru un Kinner!“

Wer will es ihm verargen? Hat er doch „söben lütte söde Dinger“ zu Hause.

Ghe wir beim Unteroffizierposten durch den Drahtverhaue gehen, habe ich eine Meldung zurückzuschicken, die zur Zurücknahme des Auftrages Veranlassung gibt. Statt dessen verstarke ich die Mannschaft, mit der Gefreiter Hainmüller die Teile eines Minengewehrs auf den Stützpunkt hinausschafft, eine Waffe, die anderwärts bereits der besondere Schrecken der russischen Angreifer geworden ist.

Noch einmal wird eine Außenpatrouille abgesandt, am 26., nachts 11 Uhr. Da ich wieder die Führung erhalte, kann ich aus eigener Anschauung ein Bild geben.

Hauptmann Fuchs läßt mich zu sich rufen. Er liegt kameradschaftlich bei seinen geliebten Artilleristen in vollgepropfter Wärmbarade.

„Gehen Sie an der Chaussee vor, möglichst bis Bahnhof Kruglanken, den Wald, soweit er rechts über die Chaussee greift, umgehend. Beim Bahnhof vereinigen Sie sich mit einer gleich starken Patrouille vom Stützpunkt 10, die am Bahndamm vordringt, und versuchen Sie gemeinsam von hinten kommend das ganze vor uns liegende Gelände von Russen zu säubern, besonders dieses infame Haus mit dem Storchneft in Brand zu stecken. Keine Schießerei, Bajonett auspflanzen und dann mit Hurra drauf!“

„Der Wald soll voll Russen stecken, Herr Hauptmann, und dem Anschein nach steht dahinter, nahe Chaussee, schon diesseits Kruglanken feindliche Artillerie.“

„Allerdings, Erreichung des Ziels auf dieser Seite ist zweifelhaft, muß aber versucht werden. Sie erhalten 18 Mann, 16 von den 75ern und zwei Artilleristen mit je einem Unteroffizier. Nehmen Sie sich noch zwei Freiwillige von Ihren Landsturm dazu! Dann sind Sie zusammen 23.“

Gefreiter Hainmüller und Behnke melden sich. Es sind die einzigen, die ich von der hinten zusammengesetzten Schar schon kenne. Wir leihen uns feldgrüne Waffenröcke von den Artilleristen. Eine Stunde vor der Abmarschzeit haben sich alle Wollen verzogen, es ist heller Vollmond, wenig günstig für unseren Zweck. Aber die mit dem Nachbarstützpunkt verabredete Unternehmung soll trotzdem ausgeführt werden.

Wie Indianer kriechen wir auf dem Bauch im rechten Chausseeegraben entlang. Wo die Böschung höher ist, können wir uns etwas aufrichten und gebückt weiterkriechen. Der knöcheltiefe Schnee knistert unter uns. Ich mache öfter halt, damit wir besser horchen können. Plötzlich knallen links Schüsse. Es läßt sich nicht feststellen, ob wir gemeint sind. Möglich, daß wir beim Ueberkriechen eines Zufahrtsweges von den auf den Höhen links der Chaussee sich entlang ziehenden russischen Schützengräben aus entdeckt sind. Jedenfalls besteht die Gefahr, von dort aus abgeschnitten zu werden. Aber so leicht kann ein deutscher Soldat sein Ziel nicht aufgeben. Ich schleiche weiter, immer näher dem dunklen Walde zu, die 22 Kameraden in langer Linie hinter mir her. Das Gefühl der großen Verantwortung für sie, der Gedanke an Weib und Kinder löst sich in der Bitte: Herr, laß heute nacht niemand der Unsern daheim Witwen und Waisen werden!

Eine etwas vorausgeschickte Seitenpatrouille hat im Walde sägen und holzhauen gehört. Jetzt stehe ich mit ihr bei einem Durchlaß neben der Chausseeböschung ca. 30 Meter vor einem dichten Gebüsch. Bewegt sich nicht etwas darin? Womöglich liegt hier ein russischer Vorposten, oder die Schützengrabenslinie, die hier bald von links an die Chaussee heranschwenken muß, ist schon nach rechts fortgesetzt. Es ist zum Glück etwas neblig geworden. Aber der Mond steht uns im Rücken und hebt unsere Umrisse noch deutlich genug von der Schneelandschaft ab. Nur durch Ueberrumpelung ist etwas zu machen. Ich schleiche die paar Schritte zu der Spitze meiner übrigen Patrouille zurück und gebe gerade leise Befehle zum Ausschwärmen und Umschauen des Gebüsches, da ertönt russischer Murruf und gleich darauf fallen mehrere Schüsse. Zu früh entdeckt! Unmöglich, jetzt Bajonettsturm zu machen, wo die Hintersten noch an 60 Meter vom Feind entfernt sind, mondbeschiienen gegenüber gedecktem Gegner. „Hinlegen!“ Patrouillen sollen sich nicht in Feuergefechte einlassen. Also zurück, leider! Hainmüller ist gleich durch den ersten Schuß an der Ferse verwundet, Streifschuß. Mehr als die Hälfte gehen schon mit ihm im Lauffschritt zurück. Die Vordersten liegen noch bei mir. Wir brechen einzeln sprungweise ab, ich natürlich als Führer zuletzt. Die nächste Deckung ist ein deutsches Granatenloch, wo

ich den vorletzten, einen Artilleristen, noch treffe. Hui, wie die Kugeln über uns wegschleusen!

„Ich habe unsere Seitenpatrouille noch nicht zurückgehen sehen, den Unteroffizier von der 75er Landwehr mit zwei Mann.“

„Ich weiß auch nicht, ob sie noch vorn sind, zu sehen ist nichts.“

„Dann gehen Sie jetzt auch zurück, ich warte noch etwas.“

Aber es kommen nur Kugeln, keine Kameraden. Vielleicht sind sie gleich zu Anfang unbemerkt an mir vorbeigelaufen. Das Feuer wird den Gegner überall alarmiert haben. Sein rechter Schützengrabensflügel ist unserem Unteroffizierposten, der einzigen Stelle, wo wir durch den Berghau zurückkönnen, näher als ich. Ich kann nun nicht länger warten. Auf halbem Wege treffe ich die Gefallenen, aber nur zwei davon. Bei dem Chaussee-Durchlaß ist einer von ihnen durch Kopfschuß gefallen, ein junger Freiwilliger. Die beiden anderen sind durch den engen Durchlaß, der jetzt beim Frostwetter kein Wasser führte, auf die feuerfreie linke Seite gekrochen und dort zurückgegangen.

Raum haben wir den Drahtverhau bei unserem Unteroffizierposten passiert, fallen draußen ganz nahe wieder Schüsse. Eine zwei Mann starke Patrouille vom Stützpunkt 12 ist am Draht getroffen; einen schleppt Kamerad Mühl noch mühsam aus dem Feuer zum Unteroffizierposten, der andere ist nach Stützpunkt 12 zu geflohen; beide starben in derselben Nacht an den Verwundungen. Von uns kehren 21 völlig heil zurück. Nur ein Elternpaar wird über einen hoffnungsvollen Sohn trauern — alle Familienväter sind gerettet. Wieviel Grund zum Dank, wenn auch der eigentliche Zweck der Patrouille nicht erreicht, sondern nur die feindliche Vorpostenstellung aufgeklärt und den Russen gezeigt wurde, daß deutsche Unternehmungslust auch den an Zahl weit überlegenen Belagerer befestigter Stellungen nicht in Ruhe läßt, sondern zu steter Aufmerksamkeit zwingt.

Der Weg der anderen Patrouille, die sich mit uns beim Bahnhof Kruglanken treffen sollte, führte nicht so nahe an den feindlichen Stellungen vorbei. Sie konnte einen gefangenen Russen zurückbringen. Nach Aussagen solcher Gefangenen sollen die Russen Hunger leiden. Manche lassen sich gerne gefangen nehmen. Sie wissen ja nicht, wie der Deutsche, warum und wofür sie kämpfen, können deshalb nicht so freudig Entbehrungen ertragen wie wir.

Im Güstrower Gefangenenlager sagte mir selbst ein Offizier auf die Frage, warum Rußland denn mit uns Krieg führe: „Ich weiß nicht, bin Soldat, tue, was ich muß.“ Deutsche Begeisterung für Recht und Vaterland, wieviel mehr bist du wert als große Zahlen! „Habt ihr nichts als Fäuste,“ sagt Ernst Moritz Arndt einmal, „so wisset, durch bloße Fäuste wird diese Welt weder befreit noch bezwungen,“ und von dem Mann, der beten kann, dichtet er:

„Dies ist der Mann, der streiten kann
Für Weib und liebes Kind.
Der kalten Brust fehlt Kraft und Lust,
Und ihre Tat wird Wind.“

Betrogen durch einen despotischen Staat und eine verkümmerte Kirche, kämpft der Russe mit kalter Brust. Daher die steigende Zahl der Ueberläufer. Die angeblich schlechte Verpflegung allein tut's jedenfalls nicht. Armer Feind, für dessen Angehörige der Staat auch nicht so sorgt, wie bei uns!

Wieviel besser haben wir es, äußerlich und innerlich! Drum wird auch zuweilen über dies und das etwas gescholten und gestöhnt, es geschieht ja nur, um sich auszusprechen und zu erleichtern, im Grunde nimmt jeder willig für Heimat und Herd alle Kriegsmühsal auf sich.

Aber doch herrscht helle Freude, als es am Sonntag, dem 29. November heißt: Morgen werden wir abgelöst aus dem Schützengraben. Montag früh gegen 5 Uhr trifft Bartensteiner Landsturm ein. Von der kampfreichen Höhe geht's hinab nach Friedental.

9.

In Friedental nehmen uns Kuhstall, Pferdestall und Schweinestall auf; zwei Korporalschaften, die sechste und meine zwölfte, kommen in ein dunkles Scheunensack. In der übrigen Scheune wohnt Artillerie, im Herrenhaus der Stab des Unterabschnitts-Kommandeurs Major Saß.

Endlich kann man mal wieder seine Wäsche wechseln, sich gehörig waschen und reinigen, bekommt regelmäßig das Mittag, braucht nirgends gebückt herumzulaufen und kann nachts lang liegen, ohne durch Kanonengebrüll und Gewehrknattern gestört oder als Ablösung auf Posten gerufen zu werden, empfängt mal wieder Löhnung, für die man im Schützengraben doch keine Verwendung hatte, und kann im nahen Spiergast, das mit Friedental fast eine Ortschaft bildet, überflüssiges Geld und verbrauchte Wäsche nach Hause schicken durch die dortige Postanstalt, in der ein freundliches Fräulein unermüdlich den umfangreichen Dienst verrichtet.

Im Vorgefühl einer längeren Ruhezeit fangen wir an, alle diese Herrlichkeiten mit Freuden zu genießen. Aber es sollte anders kommen. Es scheint bei den Ortsnamen ähnlich zu gehen, wie so oft bei den Vornamen: heißt einer Friedrich, ist er zuweilen recht streitsüchtig, auch mancher Gottlieb und Gottfried macht seinem Namen wenig Ehre. Wie war's doch mit unseren Quartierorten? In Rastenburg hatten wir keine Kasse, in Soldahnen bekamen wir keinen Sold, nun läßt uns in Friedental der Russe nicht in Frieden ruhen. Nur die zweite Nacht verbringen wir im dortigen Quartier, sonst müssen wir jeden Abend bei Anbruch der Dunkelheit in eine Reservestellung, die den Schützengräben näher liegt, ausrücken, um von dort schnellst in den Kampf eingreifen zu können.

(Fortsetzung folgt.)

Alt mine Festungstied.

Fritz Reuter.

(Fortsetzung.)

Dat wull un kunn hei nich glöwen; aewer as hei Lewandowsky'n fragt hadd, un as den annern Morgen de Draehnbarrel von Erzbischoff den Draehnbarrel von Plasmajur in sine Gegenwart fragen ded, woans de Sak stünn, un as de Plasmajur mit alle Uemstänn' vertellen ded, dat de oll Majur noch des' Woch afstrecken ded, un Auguste all afreis't wir, dat sei de nige Wahnung up Jen-

sid von den Fluß inrichten süll, dunn sackte an den Kapteihn sinen Heiven ein Stirn nah den annern dal, un as hei nu in 'n Stickenlüstern satt, dunn verschrew hei sine Launkunst of an den Kopernitussen sin Glück: „Aber,“ jäd hei tau mi, „Charles, ich habe mit meinem Herzblut unterschrieben.“

Den annern Dag gung nu de Schrift an den General taurügg, un de Kommandantur-Befehl kamm taurügg un

würd in 't Wachbauß indragen: Dor dat Unglück nu doch einmal gescheihn wir, so künn de Kopernikus sine Brut alle drei Dag' besäufen, un 't künn den Dag glük losgahn. Lewandowsky jüll aewer immer bet an de Dör mit em gahn. Mit uns Newrigen blew 't bi 'n Ollen.

Nu treckten wi denn unsen lütten Brüdjam smuck an, un as hei so vör uns stunn in sinen Staat, dunn sach hei so nüdlich ut as 'ne Kinnjes-Popp, aewer mit en blagen Lirrod, denn hei hadd sich tau desen Gang en nigen maken laten. Un nu gung hei bi uns 'rümmer und bedankte sich bi uns, dat wi em tau sin Glück verhulpen hadden, un gung an sinen Kuffert un halte den Schinken herute un smei em up den Disch un säd: Da, den gew' hei tau 'm Besten. Un wi nemen em nu in unsere Midd un geiven em dat Geseit — bet up den Kapteihn, de wull nich, denn dat wir em tau angrepsch, säd hei — un bröchten em bet an de lütte Lind', un von dor schot hei von uns furt up sine Leiwste tau, de ganz rosenroth in de Husdör stunn, as so 'n lütten blagen Käwer, de pil up 'ne Ros' los burrt un in 'n Uemseihn dorin verschwinnen is, denn — swabb! — flog de Husdör tau, un wat Käwer un Ros' sich dor vertellt hewwen, dat kreg Lewandowsky wenigstens nich tau weiten, denn de Klaeterte nu irst mit sin Seitengewehr bet an de Dör 'ranmer.

Un wi stummen nu dor un luten, denn sei müßten sich doch an 't Finsier wisen, un as dat irste Ges'wesen tüschen dei Leiwslüd voraewergahn sin mügg, dunn kenen sei denn of Arm in Arm an 't Finsier un dinerten un nicköppten, un dat Ding, de Kopernikus, sach so vörnehn ut, as en twölfsjöhrigen Graf, un Aurelia bögte sich so smidig, as en Silgenstengel, up den rode Rosen wassen, un vör de Beiden hadd sich lütt Idachehen drängt un klappte in de Hänn' un winkte un lachte un wißte up ehren lütten nigen gelen Swager, as wir 't 'ne Honnigpopp, de sei tau Wihnachten kregen hadd, un achter dat Ganze stunn Mutter un duferte immer knickswis up un dal, dat de Franzos' tau mi säd: „Du dor achter ward bottert.“ — Un Don Juan, de in 'n Horen gung un nicks tau 'm Swenken tau Hand hadd, ret den Erzbischoff sinen Körbsenstengel von den Kopp un swentte em in de Luft un rep „Hurah för de Beiden!“ un wi Annern röpen „Hurah!“ mit un swentten of mit de Müßgen — blot de Erzbischoff nich, de grawwette sich verlegen up den lahlen Kopp herüm. — Un de oll Herr General hadd dat Hurah of hört un hadd jo nahsten tau Lewandowsky'n seggt, 't wir nich ganz in de Ordnung west; aewer hei hadd sich doch freut, dat wi so kameradschaftlich tau enanner höllen.

Un as wi nu mit Spaß un Lachen wedder an unse Nasematten 'ranne kamen, dunn sitt uns' oll brav Kapteihn in sine grote Bedräuniß an den Disch un hett sich den Schinken utenanner klöwt un sött sinen Hartensstummer un sine Leiwsooth mit Speck un Brod tau en wohren Risen in sich grot, un as wi nu mit Haegen un Lachen üm em stahn un uns wunnern, dat Schinken gaud sin fall gegen Trurigkeit, seggt hei mit 'ne gottserbärmliche Min', hei hadd dat Bedürfniß in sich sählt, sich nützlich tau beschäftigen, üm de swarten Gedanken Herr tau warden, un in desen Zustand wir em de Schinken in de Hand follen, un hei hadd em uns blot mundrecht maken wullt. — „Un dat hett hei dahn!“ röp Don Juan, „un nu will'n wi tauanlagen. Aewer täuwt noch en beten: ick bring' of noch wat.“ — Un hei gaww den Erzbischoff 'en Wink, un sei gungen un kemen wedder; aewer mit en halw' Ankersdeil Win, un Don Juan säd, dat hadd eigentlich irst an den Dag drunten warden süllt, wenn hei frikamen ded, — denn hei hadd sine Tid negstens affeten — aewer hüt wir of en Dag un en schönen Dag. — Ja, säd ick, denn 't wir eigentlich för uns Alltaufamen uns' Threndag. — Un de Kapteihn kreg wegen sine grote Bedräuniß dat irste

Glas, un hei drunk 't of richtig ut, in de vernünstige Ansicht: Schinken allein ded 't bi em nich. — Un as wi nu All so recht schön in 'n Tog wiren, gung de Frierwartsleutnant mit en por annere Leutnants, de wi kennen deden, an 't Finsier vörbi, un sei müßten 'rin kamen, un de Herr Unteroffizier von de Wach wull nich 'rinne ut Respekt vör sine Börgesehten, stunn aewer achter de Dör un drunk en Glas nah dat anner, un as Lewandowsky mit unsen lütten Brüdjam endlich wedder angeleddt kamm, stellte hei sich mit den Herrn Unteroffizier tausam, un sei unnerhöllen sich dor beid' ut ein Glas. — Aewer uns' lütt Brüdjam würd baben anseitt' up sin un Aurelia'n ehr Gesundheit würd immer ümschichtig drunten, un denn mal wedder tausam, un Don Juan make up de Berlawung en Gedicht ut den Kopp, so as hei stunn un gung, aewer sei säden All, dat pakte mihr up 'ne Hochtid as up 'ne Berlawung wegen de Anspeling, un de Franzos' näumte sich mit de Leutnants immer Herr Kammerad, un de ein' Leutnant kamm dor spahswis mit 'rute, dat de Frierwartsleutnant un de Kapteihn eigentlich en por Gegenbuhler bi Auguste Martini wiren, so dat sei Beid' ganz weismäudig würden un sich in de düsterte Eck von de Nasematt tau 'ne ewige Fründschaft verschwören, un de Erzbischoff vertellte de annern beiden Leutnants sine Gefangenschaft up de Husvagtei un wißte ehr sinen lahlen Kopp, den hadd hei dorvon kregen, säd hei, dat sei em 'ne lorte Beddstäd gewen hadden, wo hei unnen un baben anstött hadd, un dor hadd hei sich babenwärts all de Hor aschürt.

Un so kregen denn de Berlawungsfestlichkeiten en Enn', as dat halw' Anker en Enn' kreg, un de lütt Kopernikus blew en Brüdjam, bet hei en Schmann würd, un de Kapteihn blew leddig un los, bet hei en Brüdjam würd. Un wenn sei Beid' noch lewen, denn wünsch ick ehr vel Glück, den sei wiren en por brave Kirls un hewwen mi männig Gauds andahn. —

Kapittel 25.

Don Juan was fri kamen, un wi Annern muddelten immer sachten wider. Söß Johr hadd ick nu all seten, un blot virumtwintig blewen mi noch nah. Mine medelsbürgsche Landesregierung hadd mi taurügg föddert, dreimal hadd sei mine Utlüwerung verlangt; aewer de Preußen deden 't nich, obchonst ick kein Preuß was, meindag' nich in Preußen studirt, also min gruglich Verbrefen nich in Preußen begahn hadd. — De Sleswiger un Holsteiner wiren up Verlangen an Dänemark utlüwert — worüm de? wohrschijnlijk, weil Dänemark gegen Preußen dat Mul wid upreten hadd, grad as nu. — Mine medelsbürgschen Kameraden von Jena her wiren mit en halw', mit dreiwirtel, höchstens mit ein Johr affamen, un as ick noch up de Husvagtei in Unnersänkung satt, studirte ein von ehr all wedder lustig in Berlin, un de was deiper in de Eck verwickelt, as ick. — So was 't dunnmals in Düttschland — Gott gew', dat 't beter ward! — Sei seggen jo, Preußen hett up Stuns de Föhrung in Düttschland aewernamen — in Gotts Namen! segg ick — aewer dunnmals hadd 't of de Föhrung, in Norddüttschland wenigstens, un wo hett 't uns dunn henschürt? De ganze Karr, de mit alle Kraft un Gewalt, mit Haw' und Gaud, mit Thran' un Bland von dat Volk ut den französischen Sump 'unterreten was, hett dat dunn in en Graven smeten un den Einzelnen mit Ungerechtigkeit und Grausamkeit verfolgt. — Aewer lat dat! de Wind hett d'raewer weih't, un de Bagel is d'raewer flagen, un von de swarte Tafel, worup de bitteren Gedanken von jeden Einzelnen von uns vertekent wiren, is de Schrift binah verlöscht — fall verlöscht sin, wenn de groten Herrn de Schrift blot lesen wullen, de för ewige Tiden in Stein uthau't is.

(Fortsetzung folgt.)

Ostmecklenburgische Heimat



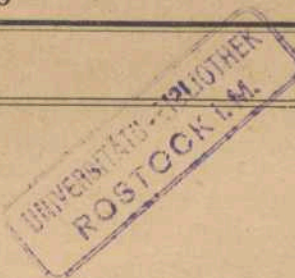
Monatschrift für ostmecklenburgische Heimatwerte, Landeskunde und Unterhaltung

Erscheint am 1. Sonntag jedes Monats. — Preis monatlich 15 Pfg. — Erscheinungsort Teterow.
Druck und Verlag von Hermann Deder, Teterow, Malchiner Straße 15, Fernruf 367.
Verantwortlich für den Inhalt: Ernst Wid, Teterow.

Jahrgang 11

Teterow, 6. März 1938

Nr. 3



So geht't

Von Karl Eggers.

Is ierst de letzte Snee vergahn
Un smölt dat letzte Jes,
Ward ball de Welt in Blomen stahn,
En prächtig Paradies.

Denn freu Di in de Sommertied
Un spring un sing man to.
Nimm, wat Du kannst, an Sünnshien mit:
Dat bliwwt nich ümmer so.

Denn säd de letzte Afer ierst,
De letzte Swaelt: „Abschüß!“
Denn stehst Du wedder ball un frierst
In Winter-Snee un Jes.

Doch is de letzte Snee vergahn
Un smölt dat letzte Jes,
Ward ball de Welt in Blomen stahn,
En prächtig Paradies!

Denn freu Di in de Sommertied
Un spring un sing man to.
Nimm, wat Du kannst, an Sünnshien mit:
Dat bliwwt nich ümmer so.

(of maal mit Grazie in infinitum).

(Aus: „Plattdütsch Leederbook.“)

Aus dem dreißigjährigen Kriege.

Verwüstung der Stadt Teterow, 22. Mai 1639

Aus Stadtakten u. Geh.- u. Haupt-Archiv in Schwerin.

Korl Puls-Lanf.

Durchleuchtigster, Hochwürdiger, Hochgeborener Fürst, E. f. G. unsere gehorsame Dienste vnd Bunderthenigkeit zuvor. Gnediger Herr, E. f. g. werden unsers leider Gott geklagt gehorsamb Berichte worden sein, was es für ein Mäglich vnd erbärmlicher Zustand in Diesem Unserm Vaterland vnd Bornehmlich in Unserm Stedlein, haben leider nicht allein Uns das Unserige abgenommen, jämmerlich die Stad verwüstet, Uns ins Elend vertrieben. Zu geschweigen, das die Kriegeleute zu drehen unterschiedlichen Malen für den Thoren fast alle Häuser, die Scheunen angezündet vnd in die Asche gelegt, so weit auch gekommen, das nicht gar ein wenig zerrißene vnd zerfallene Häuser, worein kein Fenster 1 Thür oder sonst etwas gelassen, daher so die meisten müssen Hungers vnd Jammers halber versterben vnd umkommen, sondern für wenig Tagen, als Unsere noch weinige wieder hinbegeben, haben wir mitt Wahrheit vernehmen müssen, das man wieder ein Anfang mit uns gemacht zu contributiren, indem seine Excellenz Cheliebste Unserm Landsmanne hohe Kosten Unser Stedlein thignirett vnd Uns Vfferleget, monatlich seine Soldaten 20 Reichsthaler zu geben, auch wes Kosten sein Leutenant sich kriegen uns vernehmen lassen, da wir ihm alles erlegt vnd gebeten, das Obige zu remittiren, so Er Order hätte, so wir nicht würden geben, Uns mit Feuer vnd Brand belegen, wor Vber denn Unsere Leute in Unserm Elendt nach hierher betrübt worden, haben also abermahl fast mehrentheils mit Seuffzen, von Unsern Hütten weichen müssen, solches Gott vnd E. f. g. als unserm Landes Vatter zu klagen, demütig bittend negst Gott Unser Rath vnd Beistand zu sehn usw. (Wegen Archivschluß abgebrochen.)

Datum, Rostock, den 22. May Anno 1639.

Unterdienstliches Memorial an die sembtlichen M. fürstl. Commissary: wohin Ihro denselben Unterdienstlich Meine große Noht, als Ein alter Man, fürtragen, vnd dieselbe vmb großgünstige Rechts Verhelfung anstehen thue:

1.) Hat H. Bürgermeister Jochim Schmidt Große gewalt vnd Boysses Vrecht an mir verubet, Indehm Er mir anseendlich Meinen Karten bey meinem Hause, daneben dem Hange über dem wasser Hinunter auß Haß vnd Neit abgenommen.

2.) Hat obgedachter Jochim Schmidt mir meine Heur Rawell Gewaltfamer wehse abgenommen, Laut meines Scheinß, so Ich desfalls habe;

3.) Habe Ich Bürgermeister vndt Raht alhie aus Ruhter Effecton Erlaubet, 4 wochen lang die Mauersteine von der Stadt Mauren auf Meinem Karten Liegen zu lassen, es will aber Bürgermeister Schmidt Jhgedachte Steine auß Tresell vndt Muhtwillen Mir nicht wieder vom Karten bringen lassen, besondern habe desfalls den Schaden an Meinen Karten Erleyden müssen;

4.) Wegen Meineß Schoßes betrifft, da ich keinen Acker für Habe, Laut des Schoß Registers Se Anno 35 auch des Bürgermeisters Schmidten Eigene quitung, daß Ich mein Schoß Nichtig Erlegen müssen, so Erfolget auch Hell vndt Klar, daß Ich Meinen Acker haben muß;

5.) Habe H. Bürgermeister Schmidt wegen der Cononsey vndt Sant Jürgen mit Acker Contentiren müssen,

Es will aber H. Schmidt mich Keines weges auß frevell desfalls gebürlich quittiren;

6.) Wegen des Organisten soll Ich Jährlich 1 Mt. geben, Als bitte Ich unterdienstlich, die fürstl. H. Commissary wollen den Organisten für sich Citiren, vnd denselben Aufzuerlegen, daß Er sein Organisten Buch produciret, woraus sich befinden wirt, was Ich Schuldig zu geben oder Nicht;

7.) Hat H. Jochim Schmidt Mir Meine Kirchen Stände so Ich für Langen Jahren gekaufft, Abgenommen, Als daß Ich fast des Gehörß Göttlicheß worttes dadurch beraubet;

8.) Hat Mich Ihr Hochfürstl. Durchl. Unser Allerseits Gnedigster Fürst vndt Herr, als Ein Alter Man wegen der Contribution privilegiret, alldieweill Ich auch leyder abgebrandt, Bürg. Schmidt Mir aber Eine Contribution nach der andern Auferlegen ohngeachtet Ihr Hochfürstl. Durchl. Mandatis: so er freventlich widerhandelt, vnd Ruhr seines gefallens vndt Belibens die Contribution in Meine güter Schreibet. Als können sich desfalls die Herren Commissary die fürstl. Mandata so Ich an dem H. Schmidt wegen der Contribution gebracht, originaliter produciren lassen;

9.) Wegen Jochim Laschen, daß derselbe Eine Morgen Acker De Anno 1642 Dato gebraucht, welcher Acker Mir gehörig, vnd derselbe solches zu dispotieren vermeint, vndt desfalls Mir die gebürliche Heur nicht Erlegen will, welches Ich laut obligation anderß beweisen kan, Als Bitte Ich gleichfalls ganz unterdienstlich die fürstl. H. Commissary Mir Hirinnen Groß gönstig Rechtsverhelfund;

10. Wegen Borchart Langen Ackers, so Johan Schwager Aniso gebraucht, Laut obligation, Als bitte ich unterdienstlich die H. Commissary wollen dem Johan Schwager auferlegen, daß Er mich desfalls Contentiren thue;

11.) Wegen Bürgermeister Kripffan Erben, wegen des fieder Kampffes Laut protocollt, wofür Ich Schoß Erlegen müssen, Als bitte Ich unterdienstlich, Alldieweill Nichtig Ab bezahlet, Als muß Ich auch die Obligation wider haben;

12.) Hat Bürgermeister Kripffan Mir Gewaltfamer wehse ein Stück Acker abgenommen, so der Rößtkampff genannt wirt, laut protocollt vndt De Anno 42 Genossen, Als Bitte Ich obgedachte Erben dahin Anzuhalten, daß Sie mir die gebürende Heur Erlegen, Sintemahl Ich des Reinigen Hößst Bedürffig.

Vndt Gelanget derowegen An die H. Fürstl. Commissary Meine wehmütigste Bitte, Mir Armen Alten Abgebrandten Man in obbeschriebenen Puncten Groß gönstig Rechts zu verheiffen vndt Mich nicht gahr unterdrücken lassen, solches vmb dieselbe mit Meinem Seuffzen vndt gebeten zu Gott zu verdienen Bin Ich Euserst geflißen vndt thue Mich Großgünstiger Erhörung getrösten: Vndt Ich Verbleibe der H. Fürstl. Commissary unterdienstweill.

Joachim Strisenow, der Elter.

Durchleuchtigster Hochgeborener Fürst, Gnediger Herr, e. f. g. geben wir hiemit unterthenigst zu vernehmen, das ein Leutnant alhie zu Teterow mitt 50 Mahn, dabey viel Weiber, angelangt vndt wird uns armen leuthe ein hohes Proviand angemuthet, als wöchentlich 6000 Punt

Brodte, welches uns eine wahre Unmöglichkeit ist, zu erheben, Alß thun wir armen leuthe e. f. g. pitten, e. f. g. wollen doch von die assignation wegen des proviantß mit denen vom Adell wir vormachen, das die vom Adell auch proviant geben sollen, was nicht zu hohe angerechnet werden möchte, der Rat weiß doch nichts in vielen Häusern mehr zu finden, und getrösten uns gnediger erhörung solches e. f. g. nicht Guett und Bluetz leibes und lebens zu verdienen seyn. wir willig und allzeit erböttig und e. f. g. in ganz gnediger Hilfe gewertig.

Teterow, den 15. November 1637.

Durchleuchtigster, Hochguediger, Hochgeborner Fürst, E. f. g. seindt Unsere schuldige gehorsame Dienste in Underthenigkeit zuvor, Gnediger Herr, E. f. g. thun wir armen Abgebrannten leute in E. f. g. Stedlein undertheniger Dank sagen, das dieselben uns arme abgebrannte Leute in Nothen mit der Contribution verschonet, weil aber der leider betrübter Einfall der Schwedischen Armey, hinwieder solches Stedlein sehr getroffen also wie daselbst General Randevoi gehalten, die Heuser und Scheunen so gelegen, auf das Feltt sollen. Hüften von dem Korn aus den Scheunen gebawett; Ob nun woll das meiste Volk wegt, so liegen doch noch Epliche weinigt darinnen, welche wir abgebrannten leute, wie es auch schon von andern getan worden, nebenst den andern Zulage thun oder speisen müssen, vndt ist von denselben angeornett, das ein Handwerkermeister Teweß Wolmuth,

welcher zweymal nacheinander abgebrant, wöchentlich einen halben Reichsthaler geben sollen, vnd wie sich derselbe darüber beklaget, das ihm solches zustünde, eine wahre unmöglichkeit wehre, derselbe erstlich voll abgeprügelt vnd demnach dessen Hausfrauen tedlich in den Kopf verwundet, also das man auch ihr noch keines lebens getrawett.

Nun tragen zu E. f. g. wir arme Abgebrannte Leute, die underthenige Zuversicht, das E. f. g. uns noch ferner gerne verschonet sehen, vnd weil tho noch nur gahr weinigt Volk noch darinnen ligt, wir Armen Abgebrannten leute in etwas mitt der Einquartirung oder zulage verschonet bleiben, vnd gelanget demnach an E. f. g. unser andethenigstes Flehen vnd Bitten, denselben wollen Unser gnediger Fürst und Herr seyn vnd bleiben, Bürgermeister vnd Rath in E. f. g. Stedlein Tetterow, anbefehlen, das sie mit darliegenden Officiere dergestalt reden vnd vorstelligt schreiben lassen mögen, das wir Armen Abgebrannten leute, so meistentheils bei andern leuten inne sein, mitt der Zulage vnd Speisen etwas verschonet bleiben mögen. Eplches umb E. f. g. in Underthenigkeit zu verdienen, erkennen wir Uns so willigt als schuldigt.

Den 22. January Anno 1635.

Underthenige vnd gehorsame Arme Abgebrannte leute in E. f. g. Stedlein Tetterow.

Was Mecklenburger Landsturm in Masuren erlebte

Mit Erlaubnis des Verlags Friedrich Bahn in Schwerin i. Meckl. entnommen aus dem Buch von Dr. Hans Berg „Für Heimat und Herd“, 232 Seiten, Preis kart. RM. 1.40, in Halbleinen RM. 1.60.

(Fortsetzung.)

Gleich den ersten Abend, also Montag, den 30. November, geht's um 5 Uhr nach Grünwalde, einem prächtigen Herrensitze mit schönem Park, großen Stallungen und Scheunen, von denen einige von der russischen Artillerie in Brand geschossen und zerstört sind. Wir werden im Kuhstall untergebracht, wo wir in den jetzt leeren Viehställen reihenweise nebeneinander liegen. Doch ganz leer von Vieh ist der Stall nicht: Offizierspferde, einige Ziegen, eine kleine, schwarzbunte Starke beleben ihn. Letztere steht jedesmal hartnäckig an derselben Stelle uns im Wege, wenn wir an der inneren Stallseite entlang hereinkommen. Neben dem Stallgiebel auf der Straße und in dem schönen Park sind mehrere Granatlöcher, etwas weiter entfernt ein besonders großes, durch ein russisches 15 Zentimeter-Geschöß tief in die weiche Erde gerissen, darin könnte eine Tafelrunde von zwölf Personen Platz finden, ohne von ferne sichtbar zu sein. Wenn ein solches Geschöß in den Kuhstall hineinschläge, während wir so dicht dort beisammenliegen!

Nächsten Morgen geht's vor Tagesgrauen zurück. Wir wurden nicht gebraucht. Es ist starkes Glätteis. Fast scheint's ein Wunder, daß wir alle ohne Knöchelbruch den unebenen Weg überstehen. Danach tritt Tauwetter ein, und unser Tagesverkehr zwischen Friedental und der in Spiergästen befindlichen Küche und Feldwebelwohnung bleibt die ganze Zeit hindurch ein Waten durch tiefen Dreck.

Nur ein Gewehrappell unterbricht die Ruhe des 1. Dezember.

Der 2. Dezember hinterläßt als Erinnerung ein schaurig schönes Schauspiel. Es ist ein Gouvernementsbefehl (wie lange wird es noch dieses welsche Fremdwort

geben?) ergangen, daß alle hervorragenden Gebäude, die der russischen Artillerie als Zielpunkt dienen können, niedergebrannt werden. Eine Mühle nahe Grünwalde stirbt deshalb durch deutsche Hände den Flammentod. Uns dauert es wenig. Kommt das von der abstumpfenden Macht der Gewohnheit oder von dem schlechten Ruf, in den alle Mühlen hier gebracht sind durch jenen ersten ostpreussischen Windmüller, der durch Stellen der Windflügel den Russen verräterische Zeichen gab? Ist die Riesenfackel schon ausgebrannt, ein Erzeugnis und Werkzeug menschlichen Fleißes vernichtet.

Zurückgekehrt, werden wir am 3. Dezember bereits mittags alarmiert. Es ist bekannt geworden, daß der Feind bei Stützpunkt 8, 9 und 10 einen Durchbruch versuchen will. Gerade, als die Mittagstessel gekommen sind, heißt es „rausstreiten!“ Der Feldwebel stellt die Zahl der Gewehre fest: 135. So ist unsere Zahl durch Abkommandierungen zur Radfahrer- und Scheitwerfer-Abteilung, vor allem aber durch Frostschäden und sonstige im Schützengraben erworbene Krankheiten zusammengeschnitten; also fast 100 Kampffähige weniger als bei der Abfahrt von Güstrow, obwohl inzwischen 20 Hanseaten, lauter „Hamborger Jungs“, vom hamburgischen Ersatzbataillon hinzugekommen sind.

Unser Oberleutnant begrüßt uns mit ernstern Worten: „Es ist das erstemal, daß wir zusammen in den Kampf ziehen. Ich erwarte von euch, daß jeder seine verd. . . Pflicht und Schuldigkeit tut. Kann ich mich darauf verlassen?“

„Jawohl, Herr Oberleutnant!“ schallt die kräftige Antwort.

Sonst schleppen wir auf den Reservemärschen immer volles Gepäck und 180 Patronen, diesmal lassen wir die

Decken zurück. Es herrscht dichter Nebel, günstig für Angriffe auf Befestigungen. Wir liegen wieder im Stall von Grünwalde zusammen.

Bei aller inneren Spannung beherrscht ein ruhiger Ernst die Stimmung. Der Kanonendonner wird immer heftiger, wie heraufziehendes Gewittergrollen. Jetzt sollte ein Gotteswort zu den Gemütern und Gewissen reden, mahnend, stärkend, auf den Ernst und die Freude der Ewigkeit hinweisend. Ich ziehe mein Lösungsbuch aus dem Rucksack. Da steht unter dem 3. Dezember das Wort 1. Joh. 1,2: „Das Leben ist erschienen, und wir haben gesehen und bezeugen und verkündigen euch das Leben, das ewig ist, welches war bei dem Vater und ist uns erschienen.“ Sollst du, darfst du den Kameraden einige Worte darüber sagen? Schließlich wird ein inneres Zwingen daraus: du mußt. Seit Güstrow, wo offiziell nur einmal die halbe Kompanie Kirchgang hatte, ist in dieser Beziehung uns nichts geboten worden. Ebenso, wie viele andere Landsturmabteilungen, tun wir jetzt denselben Dienst wie die Feldtruppen, haben aber keinen Feldprediger. Aus vielen Feldpostbriefen weiß ich, daß anderwärts der Zeugendienst gläubiger Soldaten, auch Nichttheologen, diesem Notstand abzuhelpen sucht, daß mancher Offizier, dem Beispiel des Kaisers folgend, mit seinen Mannschaften die Bibel liest und betet. Ich gebe mir innerlich einen Ruck, trete zum Zugführer Fielitz. Er ist einverstanden und führt mich kurz ein. Was ich im einzelnen gesagt habe, weiß ich nicht mehr. Es war ein unmittelbar unter dem Ernst der Stunde geborenes, in Gebet mündendes Zeugnis aus eigener Erfahrung von dem, der das wahre Leben ist und gibt, der alle Furcht und Sorge, alle Sehnsucht des Herzens, alle Unruhe des Gewissens stillt. — Der Gedanke, jeder von uns steht vielleicht am Rande des Todes, das Gefühl der völligen Abhängigkeit von dem gegenwärtigen Gott gab den schwachen Worten einen tiefen Eindruck. Herr Fielitz fügte in innerer Bewegung einige zustimmende patriotische Worte hinzu und sang uns leise das Niederländische Dankgebet vor. Selten hat dies herrliche Lied, das so eigens für die große Zeit gemacht scheint, mich so ergriffen. Nach einigen weiteren Worten und einem vaterländischen Viede von Fielitz ergreifen auch die Zugführer der beiden anderen Büge, Boß und Nehrenst, das Wort zu kurzen, kernigen Ansprachen an ihre Büge. — Bald darauf kommt uns das durch den schnellen Ausbruch versäumte Mittagessen nach, später auch noch heißer Kaffee. Nach Einbruch der Dunkelheit verstummt das furchtbare Artillerief Feuer, der Nebel verfliegt, und ruhig schauen die Sterne in wechselförmiger Klarheit auf die unruhige, kampferfüllte Erde, schaut Gottes Vaterauge in ringende, suchende, mit Schuld und Sorge kämpfende Menschenherzen.

Der Angriff der Russen wird zurückgewiesen. Wir können in Reserve bleiben und treffen am nächsten Morgen, dem 4. Dezember, zu gewohnter Zeit, gegen 6½ Uhr, in Friedental ein.

Vor dem Herrenhause wird haltgemacht, und Major Saß verteilt fünf der Kompanie für ihr tapferes Verhalten bei der schweren Beschießung auf Stützpunkt 11 überwiesene Eisene Kreuze an die damaligen drei Zugführer: Oberleutnant Grohmann und die Offizier-Stellvertreter Fielitz und Nehrenst, ferner an Gefreiten Hainmüller, der sich mehrmals freiwillig für Patrouillen meldete, und an den Sanitätsgefreiten Brandt, der wiederholt im Feuer seines Amtes waltete. Wir dürfen stolz sein, daß das, was wir geleistet und durchgemacht haben, schon Eisene Kreuze verdient. Im Grunde haben wir ja alle, unsere Führer voran, nur unsere Pflicht nach besten Kräften getan. Es freut uns aber doch, als die

Zugführer uns nachher ihre Anerkennung für unser tapferes Verhalten aussprechen, dem sie in der Hauptsache ihre Auszeichnung zu danken hätten.

„Heute abend können sich vielleicht noch mehr von euch das Eisene Kreuz erwerben.“ So hatte Major Saß seine Ansprache geschlossen. Am Tage vorher hatte nämlich ein russischer Ueberläufer verraten, heute abend um 6 Uhr sollte ein neuer Angriff auf der ganzen Linie stattfinden. ½5 Uhr stehen wir abmarschbereit. Der Kompagnieführer betont: wenn wir eingreifen müssen, wird es sich um Bajonettkämpfe handeln, keiner darf schießen ohne besonderen Befehl.

Wir marschieren nach Piekonten. Der Weg führt über einige Höhen, die wir im Mondschein überschreiten müssen, während rechts und namentlich links Schüsse knallen und Maschinengewehre hämmern, auch die Kanonen ihre weiten Mäuler aufreißen.

Immer näher kommen wir der Feuerlinie. Auf den nächsten Stützpunkten sehen wir überall Leuchtkugeln aufsteigen und, nachdem ihre hohe, glänzende Bahn sich neigt, in Strahlengarben sich entladen, die eine blendende Helle verbreiten; die Lichtkugel erlischt aber bald nach der Berührung mit der dunklen Erde, bis zuletzt ihren leuchtenden Dienst verrichtend. Der Anblick weckt mancherlei erhebende Gedanken in Bildern und Gleichnissen für die eigene Lebensbahn.

Unmittelbar fast hinter dem Dorf scheint der Kampf im Gange zu sein. Eine Ordonnanz warnt uns, nicht weiter als bis zum drittletzen Hause zu gehen. Wir lagern kniend eine Weile hinter einer langen Scheune, gehen dann weiter bis zu einem Gehöft, bei dem der Hausgiebel stark zerschossen ist, und kriechen in einer Scheune unter. Keiner darf abschmalen, man hockt, sitzt oder kniet enggedrängt beisammen. Nach längerer Zeit siedelt die Hälfte in einen Stall über, der weniger kalt ist als die zugige Scheune.

„Suhh! Bumm! Rrrr!“ So pfeifen Kugeln und Geschosse über uns weg, auch das Scheunendach wird einmal getroffen. Zwischen 11 und 12 Uhr erreicht das Feuer seinen Höhepunkt, dann wird es allmählich schwächer. Wir brauchen nicht hinaus. Unsere 3. Kompanie hat vor uns in Stand 9 zwei Tote und drei Verwundete.

Am andern Morgen, am 5. Dezember, geht's wieder zurück nach Friedental. Wir empfangen zum ersten Male unser Mittag aus einer fahrbaren Feldküche, deren Anschaffung uns weitere Ähnlichkeit mit den Feldtruppen verleiht. Stolzere kann kein Krieger auf einem erbeuteten Geschütz stehen als unser Küchenunteroffizier Rehtel auf dem „Brodwagen“ dieser „Gulaschkanne“, aus dessen hinteren Teil Schoknecht und Brandt taktmäßig wie zwei Drescher den dampfenden Brei in die bereitgehaltenen Kochgeschirre füllen. —

Ein Kleiderappell läßt erkennen, daß die Kompanieschneider und -schuster fleißig an der Arbeit waren, daß aber auch manche Zivilmäntel den Strapazen nicht mehr gewachsen sind. Solche sollen durch neue ersetzt werden. Doch ich kann nicht alle Appelle dieser „Ruhetage“ aufzählen. — Die Nacht verbringen wir wieder in Grünwalde. 600 Russen sind seit gestern in den Stellungen um Böken gefangenengenommen worden.

Der nächste Tag ist ein Sonntag, der 6. Dezember. Bei freiwilliger Beteiligung findet sich mittags eine halbe Stunde vor dem Essen fast die ganze Kompanie im Rustall unter einem Gotteswort zusammen. Es geschieht auf Wunsch vieler Kameraden, denen die kleine Andacht am Freitag nachmittag im Marmquartier von Grünwalde das Bedürfnis nach Nahrung für die Seele mächtig zum Bewußtsein gebracht hat.

Möchte jene Stunde und ihre Erinnerung gesegnet gewesen sein und bleiben!

Den Sonntagabend verleben wir bei nachgebrachtem reichlichen Grog wieder im Kuhstall von Grünwalde. Die sonst gedämpfte Unterhaltung ist heute lebhafter, viele aber sind entschlummert; in kräftige Schnarchlaute mischt sich das Kettenklirren und Stampfen der Offizierspferde; den Schein der Stallaterne wirft das weiße Deckengebälz zurück.

Plötzlich Alarmrufe: „Kompanie sofort fertig machen!“ Um 10 Uhr geht's weiter nach Piezonken. Aber im Gegensatz zu der vorigen hier verlebten Nacht bleibt diese ruhig. Es fällt fast kein Schuß. Wir liegen in demselben Quartier. Im Stall lautes Schnarchen. Aber alle anderen Schnarchgeräusche übertönt ein orkanartiges Schnarchen wie eine Kommandostimme die Unterhaltung der Mannschaften.

Nach dem Rückmarsch ist wie gewöhnlich um 9 Uhr Postempfang. Diesmal ungewöhnlich viel. Das nahe bevorstehende Weihnachtsfest macht sich schon bemerkbar. Unser Feldwebel gibt uns Korporalschaftsführern im Schein eines Adventbäumchens einen Vorgeschmack des Festes durch eine Pfeffernußprobe aus einem Paket, das er gerade erhalten hat. Welche Flut von Gefühlen und Erinnerungen vermag eine einfache Pfeffernuß zu entfesseln! — Die Nacht verleben wir wieder in Grünwalde.

„Alarmbereit halten!“ Dieser Befehl ergeht am Dienstag, dem 8. Dezember, vormittags 10½ Uhr. Die russische Artillerie funkelt wieder mächtig. In Grünwalde hat sie eine Scheune angezündet. Aber unser Stallquartier finden wir abends unversehrt. Es gibt wieder Grog. Sollten wir auch wieder, wie am Sonntagabend, weiterziehen müssen? Und richtig, wir müssen fort in das kältere und zugigere Quartier von Piezonken.

„Es doch komisch. Nimmer, wenn wi Grog kriegen, möten wi hier wedder rut. Leiver will'n wi up den' Grog verzichten.“

Solch Verzicht wäre auch kein Schade. Merkwürdig, daß man trotz der Erfahrungen eines Fritzof Hansen in den Eiswüsten des Nordpols noch immer so vielfach zur Abstinenz kein Vertrauen hat, daß man meint, die Truppen könnten Kälte ohne Alkohol nicht so gut überwinden. Und ob wohl unsere Mobilmachung so glänzend gelungen wäre ohne das Alkoholverbot? —

Es ist stockdunkel. Der aufgelöste Zustand des Weges spottet jeder Beschreibung. Selbst unser sonst so standfester Zugführer kommt mehrere Male zu Fall, bis über die Knie in ein Grabenloch sinkend. Er ist nicht der einzige, der mit dem ostpreussischen Lehm Boden in eine intimere Berührung kommt. Die ungepflasterte Dorfstraße von Piezonken ist fast grundlos. Wer die Mantelschlippen nicht hoch nimmt, bekommt den schönsten „Hammel“, wer die Beine nicht krampft, verliert fast seine Stiefel im quatschenden, glitschigen Schlamm.

Wir werden diesmal auf zwei Gehöfte verteilt. Während draußen Maschinengewehre knattern, halten wir, die 11. und 12. Korporalschaft, im Stallhügel eine Abendandacht, indem ich bekannte Bibelsprüche und Gesangbuchverse auffage — ein stilles Schöpfen aus den Quellen der Kraft.

Auf dem Rückmarsch — der Ausdruck paßt nicht für das Waten durch solchen Morast — macht einer der Kräftigsten schlapp, Kamerad B. Warum heißt es eigentlich nicht „schlapp werden“, sondern „schlapp machen“? Eiserne Strenge des Dienstes, die selbst in der unbewußten Sprache des Soldaten verantwortlich macht für jedes Nichtkönnen und schlechtes Befinden nicht zu kennen scheint! Bereitwillig tragen zwei Kameraden die Gewehre derer, die zu B.s Begleitung zurückbleiben.

Der 9. Dezember verläuft ruhig. Der Russe soll sich auf der ganzen Linie 700—1000 Meter zurückgezogen haben. Nachmittags findet Appell mit den eisernen Nationen statt, die an Tagen, wo die Verpflegung noch nicht ordentlich funktionierte, teilweise verzehrt worden sind. Es ist der erste Anlaß, der zu öffentlicher Rüge der Kompanie führt. Unser Oberleutnant hält uns die direkte Ueberschreitung des Bataillonbefehls vor und droht mit Strafen, die zu seiner Freude bisher nicht nötig gewesen seien. Er könne aber auch anders. Im Weggehen kehrt er noch einmal um, bestellt Grüße aus Güstrow an zwei Leute und stellt eine Liebesgabenendung von einem dortigen Bekannten in Aussicht. Wir nehmen es unserem Kompanieführer gut, daß er dem Tadel nicht das letzte Wort lassen mag.

Die folgende Nacht verleben wir wieder in den bekannten Massenquartieren in Piezonken und rücken von dort morgens ½6 Uhr in die Schützengräben von Stützpunkt 9 zur Ablösung der 3. Kompanie ein, und zwar in drei getrennte, durch längere Laufgräben miteinander verbundene Stände.

10.

Die „Schlemmerzeit“.

So könnten wir vielleicht die sieben Tage überschreiben, die wir in diesem Schützengraben verlebt haben. Aus zwei Gründen: das regnerisch-neblige Laumetter hat den nebligen Boden so aufgeweicht, daß wir im Schlamm buchstäblich „schlemmen“. Und im Vergleich zu dem Leben auf Stützpunkt 11 haben wir es hier schlemmerhaft gut. Denn fast alle Unterstände haben Kochöfen: eine große Wohltat, wenn man sich zu jeder Tages- und Nachtzeit etwas Heißes bereiten kann, wodurch zugleich die ganze Höhlengruft etwas erwärmt wird. Nun kann man doch ohne kalte Füße und frierende Finger seine Briefe schreiben, lesen usw. In dem mittelsten Stand, wo ich mit dem dritten Zuge bin, sind die Unterstände auch geräumiger als auf Stützpunkt 11, und dabei kommen auf jedes Loch nur durchschnittlich drei Mann. Freilich, so schön wie die Unterstände, die man zuweilen in Zeitschriften abgebildet sieht, worin man aufrecht stehen kann, an einem Tisch mit Lampe sitzt und dergleichen, sind sie lange nicht.

Die Rehrseite ist ein angestrengter Dienst: nachts wird mit nur einer Ablösung Wache „geschoben“. Auch muß an den Drahtverhauen gearbeitet werden, die noch nicht fertig sind. Sie ziehen sich unten an den Wiesen entlang. Die Arbeitenden stehen zum Teil im Wasser. Bei solchen Gelegenheiten bekommen wir Gewehrfeuer, auch die Deckungspatrouillen, die während der Arbeiten etwas ins Vorgelände gehen, hören manchmal das „Ping, Bing“ über ihren Köpfen pfeifen. Sonst wird in der ganzen Zeit unserer Stellung hier nicht geschossen, wieviel auch Gefechtsordnung Stelter scherzend mit ernsthaftem Gesicht seinen Lochgenossen bei Kanonaden auf Nachbarstellungen davon erzählen mag, daß der Russe nun bald die ganze Bude in Klumpen schießt. Wir sehen die Feinde nur in der Ferne auf den Höhenrändern sich eingraben. Im Mauthurfskrieg sind sie Meister. Vor unserem Einrücken hatten sie sich im Schutz des Bahndammes bis dicht an die Stellungen herangearbeitet, waren aber durch Geschützfeuer wieder daraus vertrieben. Den gefährlichen Graben hatten die Unseren dann wieder zugeschüttet.

Die Nächte sind meist rabenschwarz, es ist oft, als wenn man in einen Sack sieht. Deshalb werden häufig Leuchtpatronen abgeschossen, und die elektrischen Taschenlampen zeigen sich, wie überhaupt, als fast unentbehrlich, können allerdings des Feindes wegen oft nicht an-

geknipst werden, wo man sie gerade besonders nötig braucht. Die Schützengräben verlaufen je 10 Meter lang für jede Gruppe, gerade, dann kommt ein Bogen, die Schulterwehr, bei der man im Dunkeln leicht rechts und links gegen den nassen Lehm stößt. Oft ist auch von der Lehmwand ein Stück abgerutscht und liegt als Hindernis, über das man stolpert, in der Grabensohle. Beim

Essenholen, Postenaufstehen, Räumemachen usw. befördert ein Fehltritt plötzlich in die Tiefe eines Laufgrabens oder Granatloches. Die Stellung ist vor uns arg beschossen worden. Das sieht man an den vielen, tiefen Löchern. Man hat Tote und Verwundete gehabt. Ein schlichtes Holzkreuz auf der Höhe zeugt davon.
(Fortsetzung folgt.)

Frühlingsstürme

Karl Puls-Lant.

Frühlingsstürme — wer kennt sie wohl nicht?

Wenn siegend der Frühling im März über die erwachende Erde dahinschreitet und der Winter ohnmächtig am Boden liegt, versucht dieser noch einmal, alle Kraftreserven mobil machend, seine Fesseln zu lösen und den Frühling aus dem Feld zu schlagen. Aber in diesen Sturmtagen wird auch das letzte Winterliche ausgetilgt aus der Natur. Die Luft wird gereinigt für den Einzug des Frühlings.

Frühlingsstürme sind rauh, sie tun aber gut! —

Heinrich Mahr ist früher aufgestanden heut' morgen als es sonst Gewohnheit und Wirtschaft forderten. Um fünf steht er schon am Brunnen und schöpft frisches Wasser zur Morgendusche. Im Osten leuchtet es verheißungsvoll und lichtfroh durch das weichende Dunkel, und eine innere Freude läßt sein Herz höher schlagen. „Vater, Mutter, welch' prächtiges Morgenrot haben wir heut!“ tritt er in die Stube, die Eltern in der Ruhe störend. „Morgenrot?“ brummt unwirsch der Vater. „Ja, unten tiefrot, das nach oben über violett in lichter Blau übergeht.“ „O weh!“ „Was denn?“ Ist doch fein, Vater! Morgenrot maßt Wälder got!“ „Nicht doch, Junge. Morgenrot bringt Wader in'n Sot! Morgenrot im Vorjahre bedeutet Sturm!“ „Aberglauben, Vater! Ich glaub' nicht dran!“ „Dein Herz ist stärker als dein Verstand. Kein Wunder, Junge. Aber mach dich auf einen stürmischen Tag gefaßt!“ „Ich nehme mir den Regenmantel mit.“ „Wenn der dir nützen könnte! Aber schließlich: ehe der Frühling einzieht, muß der Winter weichen. Ehe junges Leben gedeihen kann, muß welkendes Alter abtreten: Frühlingsstürme reinigen die Luft!“

Heinrich ahnt den Sinn der Worte und schweigt. Früher als sonst gehen heut' morgen auch Eltern und Geschwister ans Tagewerk: Der zweite Sohn will ja früh verreisen zu einem entscheidenden Gang fürs ganze Leben.

Nach dem Morgenimbiß wirft Heinrich sich aufs Rad und fährt ostwärts, im Postor zurückrufend: „Morgen abend komm ich zurück.“

Das leuchtende Rot am Horizont ist verschwunden. Eine tiefschwarze Schwärze schiebt sich von unten langsam darüber. Nur unruhiges Violett und verstoßenes Hellblau streichelt als Ueberbleibsel tröstlicher Liebe sein Gemüt. „Vater kann recht haben —!“ Von strotzender Jugendkraft angetrieben, fliegt das Stahlroß nur so durch die werdende Helle. Ostwärts, zur Braut, zur Liefä —! Die Gedanken des Jungbauern eilen voraus. Wo ist wohl ein liebendes Herz, das sich nicht vom Elternhaus löste, um sich mit der Auserkorenen zu verbinden? Gab der Schöpfer doch dazu dem Manne die Kraft, daß er sie dem Weibe opfern soll für neuwerdendes Leben! Und Heinrich Mahr hat ein Mädchen auserkoren, das schon eines ganzen Mannes Energie würdig ist! —

Die Heide ist still und treu und weiß der Bewohner Liebe in ihren tiefsten Tiefen zu verankern; die Heide gibt dem Fleißigen Brot und bescheidenes Auskommen, aber Reichtümer bietet sie nimmer. Wie könnte sie wohl, wo sie selbst in Armut und Bescheidenheit ihr Dasein verträumt!

Die Bauernfamilie Mahr in Ulenhof ist nicht reich, aber Bescheidenheit und Fleiß haben sie zu angenehmem Wohlstand gelangen lassen. Für die beiden Töchter stehen die Truhen mit Leinenzeug, liegen Sparbücher mit Guthaben bereit zum Bau eines eigenen Nestes, damit der Älteste den Hof schuldenfrei übernehmen kann. Und der bald scheidende Sohn wird nicht mit leeren Taschen gehn! Der Morgenfahrer hat bald die heimatlische Feldmark verlassen; das Ochsenhöser Gebiet wird überquert; Lanschow mit seinen hohen Sandfeldern liegt schon hinter ihm, und vor ihm rauscht und raunt es in den dunklen Kronen der stattlichen Kiefernforst — eine leichte Brise prescht ihm entgegen, bricht sich aber mit Gestöhn und Getobe in der lauschigen Tanne. Der Himmel schaut griesgrämig darein: graue Wolkenseken heben westwärts zum Greifen niedrig über die Ebene — ungestüm, wild, fast rasend. Unbekümmert trotzig arbeitet Heinrich gegenan. Nur noch eine Meile, eine kurze Meile — was ist eine Meile wenn's zur Braut geht? — Und er sieht den Briethof vor sich liegen, seine künftige Heimat. Der Briethof! Wer kennt ihn wohl nicht, diesen alten Bauernsitz, gelegen dort, wo Marsch und Heide sich trennen; aufgebaut auf hoher, künstlich geschaffener Wurt, umgeben von einem Gürtel Sumpf und Moor, das mit Brieden und Birken bewachsen ist, einer alten Ritterburg ähnlich, aber ohne den störenden Burgfried.

An achthundert Jahre sind die Kants erbgeessene Bauern auf Briethof. Heinrich der Löwe hat dem ersten, dem Hendrik Kant, mit schriftlichem Privileg angesetzt mit der Bindung, hier eine neue Dorfgemeinschaft zu gründen. Ihm selbst, dem Hendrik wurde eine Vollhufe zugeteilt, und für je acht Siedler erhielt er eine weitere Hufe Landes. So ist der Briethof mit seinen vier Vollhufen entstanden, denn vierundzwanzig Bauern hat Hendrik im alten Kulturlande Westfalen angeworben und sie festhaft gemacht gegen Bede des Landes und Gefälle der Kirche. Aber sein Briethof blieb abgabenfrei. Doch wenn es hieß, dem Landesheerrn Heerfolge zu leisten zur Verteidigung der Heimat, dann haben die Kants das beste Pferd gesattelt und sind hinausgezogen mit Speer und Schild — und gar oft fern der Heimat verblutet.

So setzten die Briethofbauern ihr Leben ein für ihr Wort, denn Kantenbagen mit seinen vierundzwanzig Höfen war ihnen zu Fron und Knechtschaft übergeben. Wohl war da der Thies Kant, dieser Feuerfresser, der die Zügel des Hengstes lieber in der Faust hielt als den Pflugsterz, den der Landesheerr adelte, der als Edelmann seine Bauern zu Arbeit und Pflichtdienst heranzog, aber nach dessen Ausbleiben im Zuge gegen die Türken schlachtete sein Sohn Christian wieder dem Bauer: er ließ seine Hinterrassen, wo und was sie waren, und brach selbst die Rinde des Bodens zu neuem Saatbett: ein Edelmann und Bauer.

Solch adlige Bauern waren's nur zwei, dann legten die Kants das „von“ wieder ab und wurden Bauernadel. Von außen der sorgende Bauer, der dem Volke das Brot erarbeitet, von innen der edle Mann, der das Erbe seiner

Untergebenen nicht antastete entgegen so vielen Andern, die sich Edelleute nannten. Hunderte Dörfer wurden in deutschen Landen gelegt, tausende Bauern zu besitzlosen Tagelöhnern gemacht: Kantenhagen behielt seine vierundzwanzig Stellen und seinen Briethof.

Durch dreiundzwanzig Generationen haben die Briethofbauern das Kantsche Blut gerettet, aber der letzte Bauer, Paul Kant, hat nur einer einzigen Tochter, der Cathrina, das Leben gegeben, und nun wird ein anderer Name sein — Heinrich Wahr sein — Name dem alten Sitz alle Ehre machen. Eigentlich schade, um das schöne Geschlecht! Aber wer will mit dem Schicksal rechten? Mutter Kant bekam schon bei der ersten Entbindung ihren Knar weg. —

Dort liegt der Kanhof in der Siednis, kaum einen Kilometer entfernt. Kräftiger arbeitet Heinrichs Körper, aber das Rad ist kaum vorwärts zu bringen. Der Wind wächst zum Sturm aus und wirft ihm Eisgeschossen von Rußgröße entgegen. Die Birkenwadel zur Rechten und Linken schreit und quietscht, die Eichen auf den beiderseitigen Knicks rauschen, die Lüfte lärmern und toben. —

„Gott sei Dank, daß ich hier bin!“ tritt grüßend der Bräutigam in die Stube des Briethofbauern. „Das paßt prächtig: setz' dich sogleich mit heran zum Imbiß. Mutter, gieß mal ein paar Gläser Grog auf. Der tut wohl bei dieser Witterung.“ Und als sie gemeinsam gespeist und leichtweg geplaudert haben, die Kants und Heinrich Wahr, nötigt der alte Bauer seinen zukünftigen Nachfolger in die „gute“ Stube, die heut' wohlgeheizt ist, und zeigt auf die Bilder an der Wand: „Weißt du, wer das sind?“ „Ja, deine Vorfahren.“ „Acht hab' ich in Bildern. Die andern dem Namen nach. Hier ist unser Privileg.“ „Du hast es mir schon mal gezeigt, Vater.“ „Weiß es. Möcht' es dir aber noch mal wissen lassen: seit achthundert Jahren ist der Name Kant mit dem Briethof verwachsen.“ „Ist schade, daß du keinen Sohn hast.“ „Ist Bestimmung. Ich will's schon tragen.“ „Ich will euch schon alle Ehre machen.“ „Sonst wärst du einer Kant nicht würdig, mein Junge.“ — Mein Junge, sag ich, mein Sohn. Hast du gehört?“ „Ich höre es, mein Vater.“ „Wenn ich dein Vater bin und du bist mein Sohn, dann sollst du fortan auch meinen Namen tragen. Du sollst nicht mehr Heinrich Wahr, sondern Heinrich Kant heißen. Willst du?“ Heinrich beißt sich auf die Unterlippe. Draußen tobt der Sturm — er hört es — und in seinem Innern wird es nun auch rumoren, das fühlt er. Der Schwiegervater merkt dem Jungen dessen inneren Widerstreit an, immer noch ruhen dessen große blauen Augen auf seinem Gesicht, und als die Verlegenheitspause ihm gar zu lang erscheint, wiederholt er leise mahnend: „Willst du?“

„Es ist nicht Sitte in unserer Familie, daß der Mann sich nach der Frau benennen läßt und sich damit bildlich unter das Weib stellt.“ „Nicht doch! Nicht die Frau gibt den Ausschlag, sondern die Scholle. Der Bauer ist der Repräsentant seiner Scholle. Hier ist es die Bäuerin. Wer hier den Hof befreien will, der muß schon dessen Namen erben.“ „Der Name des Briethofes wird bleiben, es möge Bauer werden wer will!“ „Die Kants haben den Briethof geschaffen, und die Heimatscholle hat das Blut der Kants von Generation zu Generation immer wieder neu gesirmt, so daß Blut und Boden zu einer Einheit verwachsen sind. Willst du als Fremder dein Blut mit dem einer Kant vermischen, so mußt du notgedrungen deine Heimat verlassen und das Erbe der Kants — den Briethof — antreten. Siehe, Gold und Geld kann der Mensch schon mit sich tragen, aber Grund und Boden zieht den Menschen an sich. Das ist eben das Wesentliche des wahren Bauern. Die Frau gibt fünfzig Prozent des Blutes dem Nachkommen

mit ins Leben, der Mann teilt ihm auch nur fünfzig Prozent mit.“ „Der Mann soll aber Frau und Kinder ernähren.“ „In diesem Fall ernährt die Scholle der Frau den Mann noch mit!“ „Was?“ braust Heinrich Wahr auf, „so soll ich wie ein altes Waschweib zu euch kommen, meinen alten ehrlichen Namen ablegen wie ein Zuchthäusler und der Gnade des Weibes leben? Nein, lieber laß den Briethof bleiben, wo er ist, wenn ich nicht Briethofbauer werden kann, Briethof-Brinngemahl will ich nicht sein!“ Blau schwillt es auf der Stirn des alten Kant an; unheimlich funfelt's in seinen Augen, und als der Junge schweigt, bricht's los: „Was, du verlangst von uns, wir sollen dir alles schenken und unsere alten Tage dir auf Gedeih oder Verderb anvertrauen, unser Kind dir unterstellen, unser Eigentum dir überantworten.“ „Ihr könnt euch durch ein gutes Altenteil sichern, und der Hof kann ja uns Jungen Halbpant verschrieben werden, wie das Gesetz es wünscht.“ „Hof und Wirtschaft werde ich euch sofort abtreten müssen, jawohl, euch soll kein Recht geschmälert werden, aber deinen Namen wirst du ablegen müssen für den Namen deiner Frau und deines Hofes. Kannst oder willst du das nicht, dann wird hier deines Bleibens nimmer sein! Nun überlege.“

Kurzzeitig dreht Vater Kant sich um und schreitet aus der Tür. Heinrich steht allein und kraut sich im Haar. Draußen ist der Sturm im Abflauen. Der Hagel hat aufgehört; morsche Zweige und Sprinkel liegen unter den Obstbäumen; beruhigend, tröstlich, ja einladend-lauschig rauscht und raunt es durch Brietten und Nester. Hinter dem Aufen verstinkt rumorend das Unwetter, und lieblosend tritt leuchtend die mildstreichelnde Frühlingssonne aus dem Azurblau der gebadeten Luft hervor, prächtige Bilder froher Hoffnung auf des Nachwinters Arena zaubernd.

Unwillkürlich tritt Heinrich ans Fenster und läßt sich gemüthlich in den weichen Sessel sinken. Und wie freudige Hoffnung leuchtet's von draußen in sein ausgewähltes Hirn und sein beklommenes Herz. Aber einen festen Entschluß vermag er noch nicht zu fassen. Dreihundert Jahre sind sie mit ihrem Hof verwachsen, die Wahren in Uhlenherst, und alle Männer, welche diesem Geschlecht entsprossen, haben mit Stolz ihrem Namen in der Fremde Ehre gemacht. Heinrich weiß von seines Vaters Großvater, wie derselbe um seine Freiheit gekämpft, um das Eigentum gerungen hat, er weiß, daß viele Sprossen in alle Welt getrieben sind und haben dort Wurzel geschlagen in Ehren und Wehren. Er selbst, Heinrich, fühlt auch jene Urkraft in sich, ein eigenes Heim zu gründen und dort seine Kraft zu entfalten für sich und seine Nachkommen. Er stand an seines Wirkens Brennpunkt; er hatte die Lebenslammeraden gefunden, welche ihm ihr Blut zuteilen wollte für sein Erbe; er sah das Feld seines Schaffens —: nun soll er sich selbst verleugnen, seine Person, sein Blut, sein Ich zurückstellen hinter sein Werk und seine Kinder? Hinter das, was er selbst ist, was sein Wesen geformt hat mit Blut und Leben? —

Den Jungbauern schwindelt.

Da legen sich ihm zwei weiche Arme warm um den Hals, goldig schimmerndes Buschhaar kribbelt seine Wangen; beglückend fühlt ers sanft auf seinem Mund: „Liesal!“ stammelt er, bittend, Hilfe suchend. „Heinrich, denk' an mich!“ „Und an mich?“ „Liebe ist Entsagung um des Höchsten willen. Du hast mich geliebt — oder nicht?“ „Ja, Teuerste.“ „Ich trage dein Blut bereits unterm Herzen, nun weißt du es. Verlaß mich nicht!“ „Wir wollen zu Vater.“ Wiß führt er seine Braut am Arm zum hagestolzen Bauern. —

So rettete der alte Kant Blut und Namen in fernste Zukunft durch Sturm und Drang.

Ut mine Festungstied.

Frik Reuter.

(Fortsetzung.)

Allens hett wedder Hoffnung, Allens politisiert um mi 'rümmer, un binah bi Allen kümmt dat up 't Reken 'rute, de Ein' rekt sinen Buthel so herümmer, un de Anner anners herümmer, sei politisieren mit den Kopp, Unfereins of mit dat Hart; denn stahn in ehren Kopp de Tassen of hell un flor, schön in eine Reih, wat uns in 't bländige Hart schreuen is, höllt doch länger un strömt doch warmer dörch 't ganze Wesen, as de heilige Zins- up Zins-Rekning.

Aewer 't süll nu anners warden, un de mi tauerst ver-
kinnen ded, was min Franzos'. — Ich herw all seggt, dat
hei ein grot Geschäft mit Prophezeien bedrew, of mit
Drömen; un so waken wi denn eines Morgens up, un hei
seggt tau mi: „Weist, wat mi drömt hett?“ — „Ne,“
seggt id. — „Mi hett drömt,“ seggt hei, „Du friggst hüt
en Breif von Dinen Vader.“ — „Dat 's woll maeglich,“
seggt id fort, denn wenn Einer up sine Geschichten Ingung,
denn was den ganzen Dag sein Vergang mit em. — „Du
friggst of Geld,“ seggt hei. — „Ne,“ seggt id, „min Vader
hett mi irst vör virteihn Dag Geld schickt, so fix geiht 't
nich.“ — „Du friggst Geld,“ seggt hei, „un friggst noch 'ne
annere fröhliche Nachricht.“ — Na, id estimir dat nich
wider un gah, as de Tid is, dat nah de Fristunn', un as
id mit de annern dor vör de Dör stah, de upslaten ward,
geiht just de Kopmann Schwarz dor vörbi, bi den id dörch
minen Vadder affredetirt was, un de meistens mine
Breiffchaften besorgen ded, d. h. wenn de oll General sei
lesen hadd. — „Schön, dat id Sei drap!“ seggt hei. —
„Sei herwen en Breif unnen up de Post.“ — „Sühst
Du?“ seggt dei Franzos', de achter mi stunn. — „Aewer
de Breif,“ seggt de Kopmann wider, „is mit Geld beswert,
un id möt irst den Postschin dal schiden.“ — „Sühst Du?“
— seggt de Franzos' wedder. — „Merkwürdig!“ — Na,
wi gahn in de Fristunn', un 't passirt wider nids; aewer
as wi des Nahmiddags unner de grünen Linden sitten,
un id mit den Kapteihn 'ne Partie Schach spel, steht de
Franzos' un fickt tau. — Na, id sit denn einmal so ver-
luren de Alles entlang un sei dor den Kopmann dal ka-
men mit en witten Snuwbauf in de Hand, den swentt hei
ümmer so dörch de Luft. — „Wat söllt den in? segg id, so
warm is 't doch grad of nich, dat hei sich fätseln möt.“ —
„Sei bringt Di de gaude Nachricht,“ seggt de Franzos',
un as de Kopmann neger kümmt, röppt hei mi tau: „Sie
kommen von hier fort, Sie werden in Ihr Vaterland
ausgeliefert.“ — „Merkwürdig!“ röp de Franzos', un
ging ganz verstuht bi Sid, as hadd hei sich aewer sine
eigne Kunst versirt. Un 't was of merkwürdig, dat sin
Prophezeien einmal wirklich genau indrapen was, denn
wohr is de Sat; aewer 't wir noch vel merkwürdiger
weist, wenn all sin Woherseggen indrapen wir, denn min
gaud Franzos' hett de wunderlichsten Sachen vörher seggt,
un wenn dat Allens wirklich geschehn wir, denn hadd
de ganze Welt en Ruck fregen, un wi gingen dorin so
woll nu up den Kopp spaziren. —

Mi wenigstens würd binah so tau Sinn, as süll id en
pormal vörköpzig Hesterkopp scheiten, um den Bregen wed-
der in de gehörige Lag' tau schüdden, as id dese Nachricht
freg, un 't wohte 'ne ganze Tid, ihre id mit Verstand
minen Vader sinen Breif lesen kunn; aewer dor stunn jo
düttlich in, dat id in min Vaderland utliewert warden süll,
frilich blot bet an sin hütelft Einn' un in keine angenehme
Gegend, nämlich nah Daems; aewer dor stunn 't jo dütt-
lich in, dat id dese Versetzung de perhöhnliche Vörbed'

von minen Großherzog Paul Friedrich bi den ollen Kö-
nig von Preußen tau danken hadd, wat sin Zwigervader
was, frilich mit den effigen Tausatz: de König von Preu-
ßen behöll sich dat Begnadigungsrecht vör, un wat min
eigen Großherzog wir, dürrte mi nich gahn laten. —
Dat was Allens recht slimm, aewer 't was doch nich an-
ners tau maken; oll Bott helpt, säd de Mügg un spuckt
in den Rhein, un id dacht bi mi, wenn Du man irst dor
büßt, denn ward 't of woll nich so heit eten, as 't up-
füllt is.

Un dat hett Paul Friedrich för mi dahn, un wenn id
nah Swerin kam, denn besäuf id em up sin Postament
vör den Sloss, denn begrüß id em in sine stille Gruft, un
de Würd', de min Hart denn redt, sünd vull Dank dorför,
dat hei mal 'ne arme asquälte Menschenfeel tau 'ne grote
Freud' uperweckt hett.

Virteihn Dag' vergungen nu noch, bet dat Allens
officiell in Ordnung was, dunn würd id tau den Audi-
tohr kummandirt un müßte Urphede swören, dat id sei-
nen Gant meindag' nich up dat preußsche Rebeit setten
wull, süs süllen de Schandoren mi upgripen un wat ganz
Gruglichs — id weit nich mihr wat — mit mi upstellen.
— Du leiwere Gott! wo ännert sich dat All; nu bün id
Preuß, — kost' mi saeben un twintig un en halwen Sül-
vergrotschen — un wahn as Zuligger in Meckelnborg,
un wer weit, wat mi nu de Meckelnbörger nich wedder
Urphede swören laten, denn „Was ist des Deutschen Va-
terland“ is en schön Lied, un id herw 't of oft singen,
aewer meindag' nich sunnen, un bün nu doch of all binah
twei un söftig Johr dorin 'rümmer wandert, of dorin
'rümmer stött worden.

As de Feierlichkeit mit dat Urphede-Swören tau Einn'
was, as id von minen ollen braven General un mine
trugen Kameraden Affschid namen hadd, müßt id tau den
Herrn Landrath kamen. De Mann was fründlich gegen
mi, un sett'ie in minen Paß utdrücklich: „Der Flucht nicht
verdächtig, weil er in sein Vaterland ausgeliefert wird“;
aewer 'n Schandoren freg id doch mit un den Weg, un so
reis'te id denn wedder mit desen Kloss an 'n Bein hun-
nert un twintig Mil' dörch 't frie dütsche Vaderland.
chlandiDüts eniatss rdgove umhwy bfflpz chfj sensisth

Den irsten Dag hadd id dat Glück, Auguste von Mar-
tini vör ehre nige Wohnung up Jenseid von den Strom
tau drapen un bröchte ehr en Gruß von minen ollen Kap-
teihn. — „Herr Reuter, was heißt dies? röp sei mi in den
Wagen 'rinne — wi hadden meindag' kein Wart mit en-
anner spraken. — „Ich werde ausgeliefert,“ röp id tau-
rüg, „und . . . läßt oftmals grüßen!“ — „Kommt er
auch frei?“ frog sei. — „Bald!“ säd id, „bald.“ — Un de
Postillon blos, un sei winkte mi noch tau, un id ehr of,
un kennten uns doch gor nich! aewer wenn dat Led of de
Harten tausamen smäd't, isern, fast von 'ne richtige Freud'
geiht en Blißstrahl ut un sleiht hir in un dor in, woran
keiner denkt, un wer sich süs frömd un kolt vöbigahn is,
de fählt sich warm, wenn em de warme Freud' von
en annern Menschen dröppt, denn en jeglich Menschenhart
is von unsen Herrgott nich för sich allein — ne, för alle
Menschen makt.

(Fortsetzung folgt.)

Ostmecklenburgische Heimat



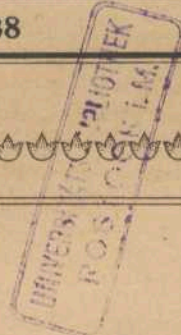
Monatsschrift für ostmecklenburgische Heimatwerte, Landeskunde und Unterhaltung

Erscheint am 1. Sonntag jedes Monats. — Preis monatlich 15 Pf. — Erscheinungsort Teterow.
Druck und Verlag von Hermann Deder, Teterow, Malchiner Straße 15, Fernruf 367.
Verantwortlich für den Inhalt: Ernst Bld, Teterow.

Jahrgang 11

Teterow, 3. April 1938

Nr. 4



Das Osterhäschen

RORI PULS.

Im weiten Feld, wo das Bächlein rinnt,
Dort schläft das Osterhäschen
Und träumt, wie es manchem guten Kind
Bereitet unschuldige Späßchen.

Wenn Frühlingssonne die Erde liebt
Und Blumen der Blüte warten,
Erwacht es vom Traum, und eilends begibt
Es sich in den Kindergarten.

Da findet es kleine Nester viel
Zwischen Blumen, an Zäunen und Wänden,
Geformt in Hoffnung bei artigem Spiel
Von flinken Kinderhänden.

Das niedliche Tierchen — eins, zwei drei —
Wie ist es behende und heiter! —
In jedes legt es ein buntes Ei
Und hüpfst zum Nachbar weiter.

Naum find am Morgen die Kleinen erwacht
Was für ein Suchen und Finden!
Der Osterhase hat Eier gebracht!! —
Und der Frühling grüßt aus den Gründen.

Vor 75 Jahren siedelte Fritz Reuter nach Eisenach über.

Fritz Reuters Hüsung

Von Hermann Ulbrich-Hannibal.

Dr. Fritz Reuter hatte durch seine Werke schon der plattdeutschen Sprache ihren Platz in der klassischen Dichtung erobert, als ihm seine Frau während einer längeren Sommerkur in Bad Elgersburg den Vorschlag machte, die mecklenburgische Heimat mit der thüringischen Landschaft zu vertauschen und dort ein stilles, freundliches Dichterheim zu begründen. Doch war es für ihn selbstverständlich, das Ansinnen abzulehnen — „wur nich plattdütsch red't ward, holl ik't nich ut!“ — und dem Kreis seiner niederdeutschen Landsteute die Treue zu halten.

Aber als sein Schwiegervater im Februar 1863 gestorben war, gab er seiner Frau, die darauf bedacht war, ihren wenig widerstandsfähigen Mann zum Besten seiner Gesundheit dem trinkfesten Freundeskreis in Neubrandenburg zu entziehen, doch die Zusage, sich vorläufig auf zwei Jahre in Eisenach am Fuße der Wartburg niederzulassen. Am 26. März bedankte er sich noch von Neubrandenburg aus in einem humorvollen Brief bei dem Großherzog von Mecklenburg-Schwerin als dem Kanzler der Universität Rostock für die Doktorwürde, mit der er geehrt worden war. Und einige Tage später verließ er dann in einer bekränzten Postkutsche unter den begeisterten Lebewohlrufen der Einwohner „de Parl von Dörchläuchting sin Reich“, in der er einige seiner besten Werke geschrieben hatte, und fuhr nach Thüringen.

In Eisenach wurde er mit derselben Begeisterung aufgenommen, mit der ihm die Neubrandenburger den Abschied bereitet hatten. Er fand in der Stadt einen reichen, anregenden freundschaftlichen Verkehr, so daß sein Haus bald, wie er sagte, einem Taubenschlag glich. In der lieblichen Waldlandschaft verstärkte sich sein Arbeitseifer so sehr, daß er in kurzer Zeit die „Stromtid“ beenden konnte und nicht mehr daran dachte, daß er seine mecklenburgische Heimat für nur zwei Jahre verlassen wollte.

Da seine Werke einen reizenden Absatz fanden und Gemeingut aller Deutschen wurden, konnte er nach einiger Zeit in Eisenach auch seinen Traum verwirklichen, einen Garten zu erwerben, und ein Haus zu erbauen. Er kaufte am Ausgang des Helltales auf dem Wege nach der Wartburg für neunhundert Taler ein Grundstück, das er „aus einem wüsten felsigen Berggarten, der von einem Duzend Zwetschenbäumen bepflanzt war, in ein nutzbares und anmutiges Grundstück“ verwandelte, das für ihn eine Quelle unendlichen Genusses wurde und neben dem neubegründeten Deutschen Reich der ganze Trost seines Alters war. Er hat in dem Garten „mit schrecklich strapazierten Beinen“ gearbeitet, solange es ging, dort seinem geliebten Hund Joli das Grab gegraben, und schließlich in der schattigen Grotte selber das Ende erwartet.

In dem Haus, das nach seinen eigenen Angaben entstand, waren ihm nach so vielen schweren Schicksalschlägen noch sechs friedliche Lebensjahre beschieden. Er schrieb über die hübsche Lage an einen Freund: „Meine Frau hat vom Erker aus die Aussicht auf die Wartburg; vor uns liegt ein schöner grüner Grund mit einigen Zeichen, auf der anderen Seite nach Osten zu sehen wir in das prächtige grünbewachsene Johannisstal und die Chaussee des Marienbades mit der Felsenkuppe des Breitensteins“. Heute gehört das Besitztum, das teils im ehemaligen Zustand erhalten geblieben ist und teils zu einem Reuter-Museum erweitert wurde, zu den interessantesten deutschen Dichtergedächtnissen.

Schon der Eingang atmet die Gemütlichkeit, die dem Lieblingsdichter der Deutschen eigen war. Ueber der Tür stehen die Worte:

„Wenn Einer künmt un tau mi seggt,
Ick mal dat allen Minschen recht,
Denn segg ic: „Leuwe Fründ mit Gunst,
Oh, lihren S' mi doch des' swere Kunst“.

Ein weißes rundes Türschild erinnert mit der Inschrift „Dr. Fritz Reuter, morgens nicht zu sprechen“ daran, mit welcher Liebe er sich seiner Arbeit widmete und ungestört sein wollte, wenn er die originellen Menschen seiner Heimat beschrieb. Im Flur und im Garderobenzimmer werden wir durch ungezählte Bilder mit seinen Lieblingen bekannt gemacht, Onkel Bräsig, Pomuchelskopp, Jung Jochen, Dörchläuchting, Bäcker Schultsch, ja selbst Bauschan fehlt nicht. Dort hängen die Zeichnungen, die Reuter während seiner Festungszeit machte, darunter die Skizze der Tochter des Festungskommandanten von Bülow in Dömitz, der Reuter seine erste Liebe schenkte, und dort hängt auch das Ehrendoktoratdiplom, das dem Dichter vor dem Abschied aus seiner Heimat überreicht wurde.

Das anschließende Schlafzimmer, in dem Fritz Reuter am 12. Juli 1874 die Augen für immer schloß, ist noch ganz im früheren Zustand erhalten und nur mit einer größeren Anzahl von Bildern, mit verschiedenen Erinnerungsstücken und mit dem Schreibtisch der Frau des Dichters weiter ausgestattet worden. Auf dem Bett an der Wand liegen die Schleifen der Burschenschaft, für deren Farben er sieben Jahre Festungshaft erlitt. Aus zwei Eckenstern fallen die Sonnenstrahlen auf einen grauen Sommeranzug, den er getragen hat. In einer Vitrine liegt eine Ausgabe seines ersten Werkes, der „Läuschen un Rimels“, die er noch im Selbstverlag drucken ließ; dort liegt die Halskette, die er seiner Lovising von dem ersten Honorar schenkte, und dort liegt auch die Ausweisakte für die Reise nach Konstantinopel, die er von Eisenach aus unternahm und auch noch in einem besonderen Werk gestaltete.

Das Arbeitszimmer erweckt den Eindruck, als hätte sich der Dichter eben aus dem am Schreibtisch stehenden Stuhl erhoben, um in den Garten zu gehen. Auf dem nicht sehr großen Schreibtisch liegen die Gegenstände des täglichen Gebrauchs, als warteten sie der Wiederkehr Reuters. Aus zwei Schränken tritt uns seine Bücherei entgegen, in deren Reihen Goethes, Schillers, Arnolds, Freytags und Byrons Werke stehen. Auffallend sind die vielen geschichtlichen Schriften und englischen Bücher, die Reuter besaß. Am längsten bleiben die Augen auf den beiden Bücherböden der „Landwirtschaftslehre“ haften, die die Erinnerung an die „Stromtid“ nach der Festungszeit hervorrufen und eine Schicksalsstufe zu den Werken des Dichters mit ihren prächtig gezeichneten Gestalten Onkel Bräsig und Pomuchelskopp darstellen. An der Wand hängt an einem Regal die Wanderausrüstung — Mütze, Botanisiertrommel und Ledertasche, und in einem Behälter stehen die fünf Pfeifen, in deren blauen Dunst sich Heimaterinnerungen und Phantasie zu dichterischer Gestaltung trafen. Ein Stolz des Zimmers sind die Büste und das Bild Bismarcks, die der Reichskanzler dem Dichter persönlich überandt hat.

Wahrlich dieses Haus ist eine Stätte urdeutscher Gemüthlichkeit. Man ist dem Schicksal dankbar, daß es Reuter noch an seinem Lebensabend in die Lage versetzte, seinen schönsten Traum zu verwirklichen, und daß uns seine Um-

gebung in ihrer Ursprünglichkeit erhalten blieb, die uns einen Beweis dafür gibt, wie reich das Leben ist, wie erlebnisstark das menschliche Herz und wie gemüthvoll das deutsche Wesen.

Die Pflanzenwelt in und bei Laage

F. Kähler, Bürgermeister i. R.

Die Weidehügel vor den Recknitzwiesen bei Laage weisen eine eigenartige und sehr interessante Flora auf.

In einer Verkehrszeitschrift finde ich über Laage die nachfolgende Notiz: „Der Botaniker indessen wird aufhorchen, wenn wir ihm berichten, daß an der eigenartigen Trift des Recknitztales Blumen und Gräser gedeihen, die sonst nur in den bayerischen Bergen zu finden sind.“

Wenn auch diese Behauptung wohl zu weit geht, so darf doch der typische Charakter der Pflanzenwelt auf den Hügeln nicht verkannt werden, welcher unstreitig dem des Hochgebirges insofern ähnelt, als nicht bloß verkleinerte Artgenossen der Hochgebirgsflora hier vorkommen, sondern auch direkt einige Zugehörige zu derselben sich hierher verirrt haben.

An der rechten Seite der Recknitz unterhalb der Stadt Laage steht die Hügelreihe an. Da diese Hügel seit Urzeiten als Viehweide genutzt wurden, haben sich auf ihnen gerade diejenigen Pflanzen erhalten, welche für das Weidewieh ungenießbar oder wenigstens als Futter unbeliebt sind, und welche mit sandigem Boden fürlieb nehmen, insbesondere auf Hügeln gedeihen.

Die ersten Blumen, welche erscheinen, sind zwei Arten Rüchenschellen, die großblumige (*Anemone Pulsatilla*) und die kleinblumige (*Anemone pratensis*), besonders die erstere weist in Laage sehr schöne Exemplare auf. Beide Arten sind überaus zahlreich, die größere wirkt in ihrer Menge auf das Landschaftsbild charakteristisch ein, so daß die Hügel zur Zeit ihrer Hauptblüte einen violetten Schimmer zeigen. Im Jahre 1932, als das Abpflücken noch nicht verboten war, hat man die Blumen auf kleine Karten gepreßt und zu Gunsten des Roten Kreuzes mit einem kleinen Gedichte verkauft, was bei dem massenhaften Vorkommen ihrem Bestande in keiner Weise geschadet hat.

In den nahe gelegenen Wiesen findet sich etwas später die schöne gelbe Trollblume, gleichfalls in großen Mengen.

Noch später im Juni erscheint an den Hügelabhängen das Katzenpfötchen (*Antennaria dioica*), die nächste Verwandte des Edelweiß der Alpen. Die kleinen weißen und rosa Blüten, namentlich die männlichen, halten sich getrocknet sehr lange, und wenn man mehrere zusammenfügt, kommt ein Sträußchen der Gestalt des wirklichen Edelweiß sehr nahe. Nach Krause ist diese Blume nicht ge-

rade selten, dasselbe wird auch von anderen gesagt, dem Milchfraut (*Polygala vulgaris*) kleinen blauen und roten Blüten und dem Wundflee (*Anthyllis vulneraria*), aber im Verein mit Heidekraut, Glockenblumen, Besenginster, Thymian, usw. auch im Sommer den Hügeln ihr charakteristisches Aussehen geben. Später, aber nur vereinzelt erscheint der Wohlverlei (*Arnica montana*), welcher aber, da ihm als Heilmittel gegen Rheumatismus nachgestellt wird, immer seltener wird.

Im Herbst kommt dann an den Hügelabhängen der Enzian, und zwar eine vierzeilige Art (*Gentiana baltica*). Diese nicht gerade häufige Blume ist bei trübem Wetter unscheinbar, aber bei Sonnenschein öffnen sich die violetten Sterne, und erfreuen nicht bloß den Botaniker, sondern jeden für Blumenschönheit empfänglichen Besucher. Zum Abpflücken eignet diese Pflanze sich nicht, da sie dies sehr übel nimmt und sofort ihren Glanz verliert; und da die Wurzel sehr lose in der Erde sitzt, wird sie meistens mit herausgenommen, und dadurch die Gefahr, den Bestand erheblich zu vermindern, heraufbeschworen.

Wer die Schönheiten unseres Landes genießen will, sollte daher eine Reise zu den Recknitzhügeln bei Laage, die übrigens auch eine prächtige Aussicht in das Wiesental des Flusses und die umliegenden Wäldungen gewähren, wie auch schon nicht bloß einzelne Botaniker, sondern auch die Verkehrsvereine der Nachbarstädte mehrfach Ausflüge in die Laager Stadtweide gemacht haben.

Eine seltene Pflanze in Lantower Holz.

Im Lantower Holz habe ich eine wildwachsende Aster gefunden, die weder bei Krause noch bei Garcke erwähnt wird. Da botanische Institut in Rostock bestimmte sie zunächst als die aus Nordamerika stammende „Großblättrige Staudenaster (*Aster macrophyllus*)“, hat sich aber dann mit dem Berliner Institut in Verbindung gesetzt, welche die Blume als die aus Japan stammende „Scharfe Staudenaster“ feststellen will. Sollte die seltene Pflanze auch hier eine Urheimat haben, denn es ist unerklärlich, wie sie aus Nordamerika oder Japan in das Lantower Holz verschlagen sein soll? Der botanische Name nach der Berliner Bestimmung ist „*Aster scaber*“.

Was Mecklenburger Landsturm in Masuren erlebte

Mit Erlaubnis des Verlags Friedrich Bahn in Schwerin i. Meckl. entnommen aus dem Buch von Dr. Hans Berg „Für Heimat und Herd“, 232 Seiten, Preis kart. RM. 1.40, in Halbleinen RM. 1.60.

(Fortsetzung.)

Für die Fertigstellung der Drahtverhaue erhalten wir Besuch von den abgelösten Kompanien, die vor uns hier waren und jetzt in Reserve liegen. Die „Bombenlöcher“, die teilweise voller Wasser sind, bauen wir uns allein zurecht. „Macht sie euch so wohnlich wie möglich,“ sagt unser fürsorglicher Zugführer, dem der mittelfte Stand unterstellt ist. Das gemeinsame Leben in diesem kleineren

Kreise schweißt unseren Zug mit ihm und uns untereinander noch enger zusammen.

Eine Feldbefestigung ist niemals fertig. Immer noch findet sich etwas zu bessern. Das „Schanzen“ an solchen Verbesserungen und die Instandhaltung des Grabens sorgt für die nötige Bewegung, dient also der Gesunderhaltung. Für den Verbindungslaufgraben, der tief voll Wasser steht, wird ein neuer angelegt, wobei Gefreiter

Hahn sich besonders verdient macht. Auch in den Unterständen wird manche Verbesserung geschaffen. In meinem Loch entsteht aus einem alten Koffer, der auf dem Boden des nahen Gehöftes stand, ein Regal und ein doppeltes Bord, das wir nach dem, was alles darauf untergebracht wird, unser „Spind“ nennen. Nun hat unsere Kucheneinrichtung besser Platz: zwei flache Porzellanteller, vier Blechteller, Bratpfanne, Kochtopf und Porzellanbecher. Außerdem haben wir einen Wassereimer, einen Ascheimer, einen löcherigen Eimer, der zum Papier- und Abfallkorb ernannt wird, einen Feuerhafen ohne Haken, mit dem man doch noch im Ofen herumstochern kann, und eine Art, die Ballen, Bretter und alte Möbel in Küchenholz verwandelt. Auch Schlüssel- und Küchenhandtücher fehlen nicht. Alte Kleidungsstücke, ein weißer Flanellunterrock und eine blaue Mädchenbluse, geben das Material dazu her. Sie haben einst schönere Dienste getan. Ein alter Sack dient als Gardine unten vor den Zugriffen der Tür.

Aber was macht man gegen den Uebelstand, daß man in dem unterirdischen Verließ Tageslicht nur hat bei offener Tür, dann aber Regen, Schnee und Kälte hereinbekommt oder im Dunkeln sitzen muß? Wir müssen Fenster haben. Lochgenosse Schümann ist groß im Requirieren: er findet zwei Fensterflügel, die genau auf unsere Höhlenöffnung passen. Sie werden bei Tage vorgelegt und tragen unserem Unterstand den Namen „Sommervilla“ ein.

Die Ofen sind nicht ungefährlich. Plötzlich weckt uns ein Brandgeruch. Von einem zum Trocknen aufgehängten Handschuh sind schon drei Finger abgebrannt. Schnell wird der Zimmerbrand mit dem Grog gelöscht, der von gestern Abend übrig blieb.

Aber nicht nur Feuerspritzen lassen sich ersetzen, auch für fehlende Zahnärzte muß Selbsthilfe eintreten. Von Schmerzen gepeinigt holt unser Zugführer sich eine Drahtschere von den Maschinengewehrleuten und bittet, daß jemand von den Leuten ihm den betreffenden Zahn herauszieht. Keiner hat die Draute, denn durch einen mißglückten Versuch kann man die Schmerzen nur vermehren. Da kommt der Patient zu mir. Er setzt sich auf den Fußsteg des Schützengrabens nieder. Einer hält den Kopf. Ich fasse zu, so fest ich kann; ein Ruck; und der Racker ist raus.

Tierbesuche aus den verlassenem Gehöften werden nach Kriegerrecht behandelt. Herumlaufernde Schweine, die bei den Schützengräben nach Brotresten und anderen Abfällen suchen, fühlen plötzlich eine ausgelegte Schlinge unter ihrem Fuß zusammengezogen und sich sanft in den Graben hinabgezogen, wo sie deutschen Soldaten zu einem schmackhaften Mittagessen dienen. Jetzt kommen die bei „Muttern“ gelernten Kochkenntnisse den „Böttchenkern“ zuustatten. — Unsere Gulaschkanne kommt immer erst nach Dunkelwerden. Anfangs hält sie beim Dorf, später bei einem Gehöft nahe der Eisenbahnbrücke für den zweiten und dritten Zug, die sonst die Kessel zu weit zu schleppen haben. Einmal fährt sie im Finstern dicht bei der Brücke so heftig gegen einen Stein, daß Kamerad Krehel über Bord und den Bahndamm hinunterfällt. Ein anderes Mal soll er mit anderen den Kadaver eines Bullen aus der Dorfstraße von Piekonken wegschaffen, der uns bei unseren Reservemärschen schon immer angestarrt und angepöbeln hatte. Das Loch zum Verscharren ist schon gegraben; an einer Kette, unter die Beine des Bullen gelegt, soll dieser hineingezogen werden. Wie Krehel dabei beschäftigt ist, stürzt er rücklings ins Loch. „Newer,“ meint Brandt, unsere „Rösch“ genannt, „de Bull wier doch noch so vernünftig, dat he nich hinnerher föll, süß wier Krehel of ne Zief (Leiche) wäst.“

Da wir gerade bei solchen kleinen, das Einerlei des Dienstes belebenden Ereignissen sind, sei noch ein anderer

„Fall“ erwähnt: Wilhelm Niemann sucht Bretter zum teilweisen Ueberdachen der Bombenlöcher. Schließlich findet er ein altes Möbelstück, wie er es entzweibricht, fällt er plötzlich durch eine übersehene Luke in den Keller hinab.

Das Requirieren scheint überhaupt nicht ganz ungefährlich zu sein. Oder haben die Niemanns dabei besonders Pech? In Friedental untersuchte Karl Niemann, der zu einem gewissen Zweck hinter einem Stallgebäude verschwunden war, den dort befindlichen verlassenen Vienenstand. Während er noch mit der Ordnung des Anzuges beschäftigt ist, blinken ihm Honigscheiben entgegen. Das ist mal etwas zum Requirieren. Aber es sind noch Verteidiger da. Ein Vienenstich jagt ihn in seinem aufgelösten Zustand davon; so kommt er bei den Kameraden an, die zunächst an seiner Nüchternheit zweifeln.

Doch genug der „Dönnchen“ und der Kleinmalerei. Die Schlemmerzeit geht unvermutet früh zu Ende. Schon dachte man besorgt: Das Fest rückt immer näher, wo werden wir Weihnachten feiern? Da eilt am 14. Dezember wie ein Lauffeuer durch den Schützengraben die Kunde: Wir werden abgelöst und kommen nach Löben. Herrliche Hoffnung: dann werden wir wohl dort in Ruhe und Frieden dies schönste Fest feiern, uns gemeinsam um einen Weihnachtsbaum ordentlich versammeln können. Aber auch hierin sollte es ohne Enttäuschung nicht abgehen.

Mittwoch, den 16., morgens 5 Uhr, erfolgt unser Abmarsch. Ein Lob unseres Zugführers, dann sammeln wir uns mit den anderen Zügen am Westende des schlammigen Dorfes. Nach einer halbstündigen Kaffeepause in Spiergiten treffen wir 9½ Uhr in Feste Bohnen ein, vom Eingang der Stadt an von unserer Landsturmkapelle mit fröhlichen Weisen geführt, und beziehen unsere alten Quartiere in Kaserne Herrmann.

11.

Weihnachten im Kriege.

„Wie habt ihr euch verändert!“ Mit diesen Worten begrüßt uns beim Einzug unser Bizefeldwebel Kayaß, der in Löben beim Verpflegungsdienst zurückgeblieben war. In der Tat, wir sehen verändert, fast etwas verwildert aus. Manche haben in den fünf fern von aller Zivilisation vor dem Feinde verlebten Wochen stark abgenommen, Stiefel und Mäntel sind voll Schmutz und Lehm, fast alle tragen Vollbärte, weil für die Tätigkeit des Verschönerungsrats im Schützengraben keine Gelegenheit war. In Friedental haben einige sich wieder jung machen lassen, sind aber auf Stützpunkt 9 mit ihrem Gesicht aufs neue ins Stoppelfeld geraten. Jetzt bekommen Schere und Rasiermesser wiederum zu tun, aber die meisten behalten ihren „Kriegsbart“, wie es sich für den deutschen Landsturmman gehört.

Auch Löben sieht verändert aus. Welche herzerreißenden Flüchtlingsbilder hatten wir anfangs November dort tagelang gesehen! Welcher Schmutz füllte damals die Straßen! Jetzt sehen wir statt deutscher Flüchtlinge russische Gefangene, die Stadt und Festung reinigen müssen. Auf dem Friedhof sind neue Massengräber, zu denen schwarzgekleidete Frauen pilgern. — Die Schaufenster sehen schon weihnachtlich aus. Man kann noch zum Fest einige Weihnachtsgeschenke, namentlich für die Kinder, nach Hause schicken.

Auch die Kaserne finden wir verändert. Aber das liegt an uns. Wir schauen sie mit anderen Augen, mit den Erfahrungen der letzten Wochen an. Wie wenig froh zogen wir das erstemal ein, wie schwer wurde manchem bei der engen Belegung die Eingewöhnung ins Kasernenleben. Und wie dankbar sind wir jetzt! Nun kann man nachts wieder langgestreckt durchschlafen, sich gründlich waschen, hat Schrankräume für seine Sachen, kann mal in die Stadt

spazieren, die neuesten Nachrichten lesen usw., kurz, man fühlt sich wieder als Kulturmensch. Natürlich gibt's wieder zuweilen recht anstrengenden Wach- und Arbeitsdienst, und zwar ohne Rücksicht auf Sonn- und Festtage, aber dafür ist eben Krieg.

Zweimal habe ich als Wachhabender ein recht rauchiges Wachlokal. In dem einen steht der Wind aufs Abzugrohr, in dem anderen, einer fensterlosen Bretterbude an der Chausseebrücke Schönberg, haben wir nun grünes, feuchtes Holz, das wir uns selber zersägen und klein machen. Zu den Essenszeiten teilen wir den Raum mit vielen Armierungsarbeitern, deren seit Ende August durchschnittlich 9000 täglich an den Befestigungen um Löben beschäftigt werden. Darunter sind manche „Brüder von der Landstraße“, wie Bodellschwings sie zu nennen pflegte, und noch schlimmere Burschen, die für ihre vier Mark Tagelohn wenig leisten und den Aufsehern zu vielen Klagen Veranlassung geben. Ihre Faulheit ist schuld, daß unsere Schützengräben und Unterstände vielfach noch so unfertig und primitiv waren, als die Russen kamen.

Am 22. stellt sich Weihnachtswetter ein, leichter Schnee, den milder Nachtfrost festhält. Alles sieht so feierlich aus in der reinen Schneedecke. So breitet sich das herrliche Weihnachtsevangeliem von der vom Himmel herabgekommenen Gottesliebe über alles dunkle Kriegselend, auch über den Trennungsschmerz, der Heimat und Familie am heiligen Abend so besonders vermisst.

Am Nachmittag des 24. Dezember um 5 Uhr rücken etwa 90 Kameraden, die sich dazu gemeldet hatten, geschlossen zur Kirche, einen eindrucksvollen Gottesdienst zu erleben. Die andere Hälfte der Kompanie geht größtenteils nächsten Vormittag zur Kirche. Um 7 Uhr erklingt am Weihnachtsabend auf Flur und Gängen des ersten Stocks der Kaserne, wo wir uns um einen strahlenden Tannenbaum zugewisse aufgestellt haben, das weihewolle altvertraute „Stille Nacht . . .“, dann nach einer Pause, in der der Bataillonsadjutant, Oberleutnant Eckermann, unserem Stabsarzt Hoffst das Eisene Kreuz überreicht, „Es ist ein Ros' entsprungen . . .“, beides von einem Chor mehrstimmig unter Kamerad Goepfers Leitung eingeübt. Eine Ansprache unseres Kompanieführers stellt uns vor Augen, welche hohe, bitterernste Anforderungen das Vaterland jetzt an uns stellt, wie wir im Schützengraben zusammen gekämpft und das Grab eines lieben Kameraden gegraben haben. Aber heute sei ein Fest des Fröhlichseins. Es sei wohl keiner, dessen nicht Eltern, Frauen, Geschwister in aufopfernder Liebe gedächten und dem nicht in dieser schweren Zeit die Beweise ihrer Liebe in reichem Maße zuteil geworden seien. Dafür solle niemand es an Dank fehlen lassen. Fröhlich wollten wir sein, nicht in lauter, lärmender, sondern in stiller, innerlicher Weise, in Gedanken an die Lieben in der Heimat. Das sei die würdigste Feier des heiligen Abends im Antlitz des Feindes. In ein dreifaches Hurra auf Kaiser und Landesherren klingt die Rede aus, dann singt der Chor noch „Du fröhliche“, und ruft mit seinem „Christ ist geboren . . .!“ den Grund zur rechten Weihnachtsfröhlichkeit in die stille Wehmut heimatferner Herzen.

Schon nachmittags waren die Liebesgaben, die sich im Feldwebelzimmer zu kleinen Paletbergen getürmt hatten, auf die einzelnen Korporalschaften verteilt worden. Jetzt wird auf den Stuben beschert, ausgepackt, Menge und Güte der Gaben bestaunt und ein Weihnachtslied gesungen, Dankverse werden gedichtet und im Feldwebelzimmer die Beförderungen vom 28. November nachträglich gefeiert: Feldwebel Peterßen und Vizelfeldwebel Nehrenst sind Offizier-Stellvertreter, Sergeant Voss und Unteroffizier Sattler sind Vizelfeldwebel, Gefreiter Schlange, Kretz, Rahe und Kelling sind Unteroffizier geworden. In

drei Stuben steht ein Weihnachtsbaum für die drei Züge, in jeder Stube wird ein Faß Bier aufgelegt, vorher ist Grogtrinken. Die Stimmung wird lustiger, als es manchmal gerade heute lieb ist.

Aber es bleibt wenig Zeit mehr zum Feiern; von 10 bis 12 Uhr nachts muß alles alarmbereit sein, Rucksack gepackt, 180 scharfe Patronen, Mundvorrat für einen Tag und eiserne Ration, „Langschäftige“ und Mantel an, umgeschminkt, Waffen zur Hand.

„Um 6 Uhr raustreten zum Arbeitsdienst!“ so weckt uns am ersten Weihnachtstage morgens 5 Uhr der Ruf des diensttuenden Unteroffiziers und stört damit jäh die Träume, die uns Heimatbilder vor die Seele zauberten. Und nachmittags gibt's nach anstrengender Arbeit neuen Alarm. In der Frühe schon hat ein neuer allgemeiner Angriff der Russen begonnen. Mittags sehen wir von den Festungswällen aus die neuen schweren Geschütze der Russen bis dicht nach Löben heranlangen und ihre Geschosse unweit in den See hineinspritzen, dabei hohe Springbrunnen emporwerfend. Es gibt inselgedessen billige Weihnachtssische. Auch ein Schuppen beim Bahnhof ist getroffen. Aber nicht nur Geschosse, auch Menschen schießt der Russe nach Löben hinein. Am hellen Tage wird vor einem Schaufenster der Stadt ein Spion entdeckt, der unter dem Zivilmantel seine russische Offiziersuniform trägt. — Immer wütender wird das Artilleriegefecht, nach Einbruch der Dunkelheit sieht man den Himmel beim Abschießen und beim Pläzen der Granaten blizardartig erleuchtet. Wir sind gespannt, ob wir auch noch hinaus müssen.

Und richtig: um 6 Uhr abends rücken wir ab. Im Raftenburger Tor begegnet uns ein Kamerad mit einem hohen Russen, den die hohe Pelzmütze noch höher macht. Seine Hände sind gefesselt. Vor dem Tor stehen fünf mächtige Lastautos. Der erste und ein Teil des zweiten Zuges sausen auf ihnen davon. Wir anderen marschieren zu Fuß, meist am See entlang auf einer immer holperiger werdenden Chaussee, vorbei an der langen, durch einzelne Lichter beleuchteten Pionierbrücke immer weiter südwärts. Immer deutlicher hören wir das lebhafteste Gewehrfeuer, dazwischen das dumpfe Brummen der Kanonen. Bei Kulfabrücke treffen wir nach drei Stunden unsere vorausgefahrenen Kameraden, die an 400 russische Gefangene von pommerscher Landwehr zum sofortigen Abtransport nach Löben übernommen haben. Es sind große, kräftige Gestalten mit schweren, schwarzen Schafpelzmützen, unter denen meist stumpfsinnige Gesichter hervorschauen. Beim Näherkommen weht einem ein schmieriger, öliger Gestank entgegen. Einige verwundete Russen lauern, Zigaretten rauchend, auf der Erde im Schnee und werden durch Wagen und Autos fortgeschafft.

Wir, der dritte und ein Teil des zweiten Zuges, bleiben die Nacht als Verstärkung in der dortigen zugig-kalten Artilleriebaracke. Ein Pommer erzählt von den Kämpfen, die sich soeben an der hier durch Drahtverhaue nicht geschützten Front abgespielt haben. Die Russen haben die vorgeschobene Feldwache, die sich vor ihrem Massenangriff eiligst zurückziehen mußte, so unmittelbar verfolgt, daß die Deutschen aus den Schützengräben nicht schießen konnten, sonst hätten sie ihre Kameraden auch getroffen. So kamen die Feinde auf einen Friedhof, der nur ca. 50 Meter vor unserer Befestigung liegt, buddelten sich dort ein trotz heftiger Beschießung durch unsere Artillerie und brachten sogar drei Maschinengewehre dort in Stellung. Da ergeht das Kommando: „Fertig machen zum Sturmangriff!“ Die Kugeln pfeifen, die Maschinengewehre mähen, aber durch diese todspeiende Feuer dringen unsere Landwehrleute vor und brechen mit Bajonett und Kolben

den Widerstand des Feindes, der sich erst nach tapferer Gegenwehr ergibt.

Ich sehe noch das geschwätzte Gesicht des braven Pomern, der das alles so schlicht und selbstverständlich erzählte. Er war mir wie eine Offenbarung echter, deutscher Art, die einfach ihre Pflicht tut, selbstvergessen und bescheiden, opferkühn und todesgetreu.

Während der Nacht kommen noch vier russische Ueberläufer, mit denen wir am Morgen nach Feste Boyen zurückmarschieren. Unterwegs kann der Verfasser dieser Zeilen kaum noch weiter. Die Harmonie zwischen rechtem Hacken und Stiefelkappe fehlt. Immer weiter scheuert die Haut durch. Da kommt von hinten ein Wagen mit noch einem leeren Sitz. Ich hinauf. Es wirkt erheiternd auf die Kameraden, als ich plötzlich an der Seite eines kleinen Fräuleins an ihnen vorbeifahre. „Schlapp, schlapp!“ — Im ganzen sind in den Weihnachtskämpfen um Lögen von unseren Truppen rund 1000 Gefangene gemacht, und viele Hunderte von Russen liegen tot in den Drahtverhasen. Auch den Tag über und die nächste Nacht bleiben wir in Alarmzustand, können wieder die Kleider nicht ausziehen, werden aber nicht gebraucht. So war es ein wider Erwarten unruhiges, von Kampf, aber auch von Siegesfreude erfülltes Weihnachtsfest. — Am Nachmittag des zweiten Weihnachtstages konnten wir uns noch einmal um den brennenden Tannenbaum sammeln. Zwischen den gemeinsamen Liedern hielt ich in meiner und auf Bitten auch in der 11. Korporalschaft eine Weihnachtsansprache.

12.

Jahresschluß und Schlußgedanken.

In der Frühe des Silvestermorgen, am 31. Dezember, 2 Uhr, verlassen wir die Feste Boyen zusammen mit der 3. Kompanie. Die 2. und 4. Kompanie, die Weihnachten im Schützengraben verlebt haben, sollen abgelöst werden, können sich dann noch zu Silvester und Neujahr einen Baum in der Kaserne anzünden. Bis Tannenheim werden wir auf einem kleinen „Kanonenbähnchen“ befördert. Drei kleine Züge schleppen uns auf je fünf offenen Wagen. Aber es wird ihnen herzlich sauer. Vergan müssen sie sich mehrmals verschmaufen und frischen Dampfatem schöpfen.

Nach einer weiteren guten Stunde Marschierens bei hellem Mondschein und Glatteis langen wir auf unserem alten Stützpunkt 11 an, die 3. Kompanie geht nach Stützpunkt 9. Lieber hätten wir es umgekehrt gesehen, namentlich, weil wir gerne heizbare Unterstände hätten. Aber inzwischen ist auch hier allerlei geschehen: einige neue Wellblechbaracken zum Erwärmen ein Laufgraben, um gedeckt über die Höhe die Stellung erreichen und verlassen zu können, ein Verbindungsgraben nach dem Nebenzstützpunkt 11a (die Hindenburgstraße), ein Verbindungsgraben nach rückwärts („die verlängerte Fuchsgasse“) usw. Es ist eine richtige Höhlenstadt geworden. Außer der Hauptmannswohnung, dem „Fuchsbau“, haben auch einzelne Unterstände Namen erhalten: „Villa Zugluft“, „Zur Erholung“ und andere.

Unverändert und unverbessert sind leider noch die Unterstände des Unteroffizierpostens, den ich für die Silvesternacht mit 12 Mann beziehe. Unverändert ist hier auch die Kriegslage: noch immer liegt der Russe vor uns auf deutschem Boden und schauzt sich immer fester ein.

Aber mögen auch äußerlich hier in Ostpreußen wie im Westen wenig oder gar keine Fortschritte in den letzten Monaten erzielt sein, innerlich ist doch in unserem Volk und Heer manches anders geworden. Als ein anderer geht mancher liebe Kamerad aus dem alten ins neue Jahr.

„Ja glöw“, dat jöben Pund Rindfleisch 'ne gode Supp givwt“, meinte einer unserer Kameraden zu einem anderen, der von den Dingen des Glaubens mit ihm zu reden versuchte.

Noch der alte, öde, diesseitstrunkene Materialismus einer fatten, von Fäulnis angefressenen Friedenszeit! Das war, bevor wir ins Feuer gekommen waren. Nachher hat derselbe Mann auf erneute Frage geantwortet: „Ja, jetzt glaube ich auch.“

An dies Gespräch, das mir im November auf Unteroffiziersposten einer meiner Leute mitteilte, muß ich zurückdenken, als ich nun unter den Sternen der Silvesternacht wieder an derselben Stelle stehe, im Begriff, den Jahreswechsel in einer Zeit weltgeschichtlicher Schicksalswende für die meisten Völker Europas als Mittlämpfer zu erleben.

Punkt 12 Uhr donnern unsere Kanonen auf der ganzen Linie einen eisernen Neujahrsgruß zum Feinde hinüber.

Im feindlichen Feuer haben nicht nur viele Gott gefunden über die bisher trennende Kluft ihrer Schuld hinweg, sie haben auch ihre deutschen Brüder wiedergefunden. Die bisher zwischen den Ständen und Gliedern desselben Volkes bestehende Schranke fiel im Sturmesregen völlig zusammen.

Kamerad, nicht nur im Kriege, auch im Frieden laß uns einig zusammenstehen als deutsche Brüder! Und kommst du mal nach Wesenberg, dann mußt du bei mir einschauen. Dann wollen wir noch besser, als es hier die Feder vermochte, von Mund zu Mund Erinnerungen tauschen an die große Zeit des „deutschen Krieges“, des europäischen, nein, des Weltkrieges, den wir im fernen Osten miterleben durften.

Ja, Gott, mache wahr an uns allen, die jetzt noch leben, was wir in Neustrelitz in den friedlichen Wochen der Zusammenstellung so oft gesungen, hier im Osten im rauhen Kriegerleben mehr nur gedacht und innig gewünscht haben:

In der Heimat, in der Heimat,
Da gibt's ein Wiedersehn!

Wir malen es uns öfters aus, wie schön es sein muß, wenn wir heimkehren:

Dann klang von allen Türmen
Und klang aus jeder Brust
Und Ruhe nach den Stürmen
Und Lieb und Lebenslust.

Es schallt auf allen Wegen
Dann frohes Siegesgeschrei,
Und wir, ihr wackeren Degen,
Wir waren auch dabei!

So sternklar die Silvesternacht strahlte, der Neujahrmorgen hüllte sich in dichten, wallenden Nebel. Wir konnten nicht, wie gewöhnlich, gegen 7 Uhr von unserem Posten abziehen, sondern mußten bis 11 Uhr ausharren.

So ist uns jetzt auch die Zukunft unseres Vaterlandes und unser persönliches Geschick dicht verhüllt.

Ausharren ist die Losung! Durchhalten mit dem festen Willen zum Siege!

Haltet aus! Haltet aus! Lasset hoch das Banner wehn!
Zeiget ihm, zeigt der Welt, daß wir tren zusammenstehn!

Daß sich unsre alte Kraft erprobt,
Wenn der Schlachtruf uns entgegentobt,
Haltet aus im Sturmgebraus!

So sangen wir oft, so wollen wir's bewähren.

Und wenn wir gewürdigt werden, für den Sieg unseres Vaterlandes das Opfer unseres Lebens zu bringen, dann triumphiert echter Glaube in der Gewißheit, daß es für alle, die Gott lieben, in noch herrlicherer Bedeutung für ewig gilt:

In der Heimat, in der Heimat,
Da gibt's ein Wiedersehn.

II.

Landsturm heraus!

1.

Auf Vorpostenwache am Drahtverhan.

Kriegssilvesternacht. . . Wie ein weites weißes Leinentuch deckt der Schnee die masurische Erde, und der Mond, der hoch und kalt vom Himmel strahlt, verstärkt mit seinem vollen Licht den weißen Schein, der alles erfüllt.

Ich bin mit 12 Mann auf dem vorgeschobenen Unteroffizierposten unseres Stützpunktes 11, einer Feldbefestigung östlich Böhen bei dem Bauerndorf S. Hier sahen wir das erste Blut fließen, von hier aus gingen wir Patrouille gegen den Feind, den schützenden Stacheldraht hinter uns lassend wie ein kühner Schwimmer die Planken des Schiffs. Der Leser des ersten Bandes kennt bereits diesen Unteroffizierposten mit seinen üblen Umständen, in die nach dem Ausspruch eines Kameraden „keiner ein Stück Vieh rimmerjagt“. Ich ziehe es vor, draußen hin- und herzutreten, über die Drahtverhaue, die hier die Chaussee queren, nach dem Feinde zu spähen und hirschend. Aber das fortwährende Ankämpfen gegen Kälte und Schlafbedürfnis strengt auf die Dauer sehr an.

Plötzlich dröhnen um Mitternacht gewaltige Kanonenschläge von unserer ganzen Stützpunktlinie durch die windstille, sternklare Nacht, die Kriegsglocken, die das neue Jahr einläuten.

„Frohes Neujahr und gesunde Heimkehr! rufen wir uns zu und schütteln einander kräftig die Hand. Den Silvesterpunsch hatten wir in Gestalt von Schokolade schon um 10 Uhr bekommen.

Sinnend schweifen unsere Gedanken in die Zukunft. Wann wird das ersehnte „Vorwärts“ kommen, das den deutschen Boden wieder vom Feinde säubert und entscheidende Siege bringt? Der Uebermacht standhalten, das war hier in Ostpreußen die Lösung der beiden Monate unseres Hierseins gewesen, es scheint auch zunächst noch die Lösung des neuen Jahres zu bleiben.

Wie ein großer grauer Vorhang, der alle fernern Dinge unseren Blicken verbirgt, fällt Frühlingsnebel herab. Plötzlich tauchen — ein eigener Anblick — bärtige Männer aus diesem Nebeldunst auf, über die Schultern wärmende Decken gehängt, die ihren Gestalten groteske Umrisse verleihen. Es ist die Landsturmpatrouille der braven Koniker, die vom Nachbartsstützpunkt 12 aus am Drahtverhan entlang kommen.

Sie bringen erfreuliche Nachricht: „56 000 Russen,“ so hat das Feldtelefon soeben gemeldet, „sind in den letzten Kämpfen in Nordpolen gefangen genommen worden.“ Ist das schon ein Stück Antwort auf die Frage, die unsere Gedanken beschäftigt?

„Dat möt doch beten Lust gäben. De Russ' möt doch endlich mör (mürbe) worden.“

„Newer de hebben jo Minschen so vät as Lüt' (Läuse).“

Stützpunkt 12, auf einem Friedhofe gelegen, nördlicher und etwas höher als unser Stützpunkt 11, ist Angriffs mehr ausgesetzt; während wir zuerst sumpfige Niederung und dann ein weites, sanft gewelltes Schußfeld vor uns haben, liegen dem Friedhof gleichhohe Hügel gegenüber, auf denen die Russen sich fleißig vorarbeiten. Bald können sie von seitwärts in unseren Schützengraben hineinschießen.

„Bei euch ratterten ja vor kurzem Maschinengewehre,“ sagen wir zu der Patrouille.

„Ja,“ erwidern die Kameraden, „das war Verabredung mit der hinter euch liegenden Fußartillerie. Die hat in die russischen Gräben hineingepfeffert, und als die Russen dann hinausflohen, wurden sie durch unsere Maschinengewehre verfolgt. Nun wirft eine Patrouille von uns die nächstgelegenen russischen Gräben wieder zu.“

(Fortsetzung folgt.)

Ut mine Festungstied.

Fritz Reuter.

(Fortsetzung.)

Un den annern Dag kemen wi in en Holt, was en Eikwald, in söß Johr hadd ick keinen seihn. — „Ach,“ säd ick tau den Schandoren, „will'n Sei mi 'ne Freud' malen? Laten S' uns döörch dat Holt gahn.“ — Un de Schandor ded 't, un de Postillon blos sin lustig Stückschen, un dat Holt röl as idel Maesch un de Post dehnte un widede sik, un de Bottervaegel spekten in de Sünn — dor was en Swaellenswanz, dor en Schillerfalter, dor en Sülverstrich! — en Kind kunn Einer werden, en wohres Kind! Un as wi ut dat Holt kemen, dunn lag dor links en wites Klewerfeld, en Saatklewerfeld, un dat röl so sänt, so sänt as idel Honnig, un de Immen, de drögen so flitig as Hüsfrügens, un summen vör sik hen, as junge Mätens, wenn sei en Lied anstimmen willen, wat Harten rühren un gewinnen will; un aewer Allens lüch'te Gottesfünn in den Jehannsmund! — Ick smet mi hen up de Gravenkurt, un de hellen Thranen lepen mi in den Bort, un de Schandor stunn dorbi un säd, wi mühten wider un de

Postillon lurt all. — Un wat was 't denn ok? — In acht Dagen was dat Klewerfeld 'ne Stoppel, un de Immen drögen anners wo her, un de Eikwald lagg achter uns, un denn satt ick in Daems. — Newer in söß Johren tau 'm irsten Mal — Un dorbi stunn de Kriminalrath Dambach un säd: Siken müssen sie; un de Herr von Tschoppe: Siken müssen sie; un de President von 't Kammergericht, de Herr von Kleist, de bländige: Siken müssen sie! un Friedrich Wilhelm, de gerechte: Siken müssen sie!

Den Dag dorup kemen wi nah Berlin, wo ick wedder drei Dag' blitwen müßt, ditmal aewer tau 'm groten Glütten up de Stadtvagtei, wo süß jo woll man Spitzbauwen inspunnt worden, aewer dat schadt nich, 't was doch beter as bi den Kriminaldirekter Dambach. Newerhaupt heiw ick de Bemerkung makt, dat tau jennen Tiden de richtigen Spitzbauwen, taumal wenn sei von börnehmen Stand wiren, dat vel beter up preußsche Festungen hadden, as wi. — In S., wo ick tauerst satt, hadd ick Gelegenheit, dese Kallür kennen tau liren: ein Herr von B., de mit de ganze Stüerkass' tau Grüneberg döörch de Lappen gahn

was, de sin Fru un sin einzigstes Kind verlaten un sich dorfor en Schächchen mit up de Reif' namen hadd, de, as hei de 40 bet 50 000 Daler in Italien verjuchheit hadd, in Frankfurt a. M. as falscher Speler insat' würd, de tau söstig Johr, Utsellung an den Pranger, Staupen-slag, Verlust von Adel un Ehrentheilen usw. verurtheilt was, wachte ganz gemüthlich in de Stadt; en Herr von Sch., de 'ne ganze königliche Kass' in Deil-de-perdrir un Chateau flüssig maht hadd, wachte mit Fru un Kinner as anner ihrliche Lüde' ebenfalls in de Stadt; sei kunnen beid' de Lust up de Festung nich verdragen, för uns was sei gaud naug. Ein Herr von D. — de Karnali hadd grad-tau stahlen — kunn gahn, wo hei wull un spelte den Galanten in de Stadt un up de neigsten Dörper, un wenn wi Unglückswürm uns' Frühstück von Kommissbrod un Swinjmolt dalkörkten un am Einn' noch halw mit en verfrigten Herrn Leutnant deilten, denn satt Herr von D. in den irsten Gasthus' in de Stadt un hadd en warm Frühstück vör sich un spaulte mit Ungarwin nah. — Dese Ort ehr kostbor Lewen müßte conservirt werden, an uns Hochverrätters un Königs-mürders, was jo nichts gelegen. Schad', dat wi nich of vörnehm wiren un stahlen hadden.

Dat hört hir maeglicher Wis nich her, aewer mi krüppt dat, wenn ich doran denk, wenn ich an dat Preußen von dunnmals denk, un nu sei, dat all dese Hallunken- un Hansbunken-Streich blot dortau utännt würden, dat de Wagen rückwärts schaben werden süll, un dat dortau de Raed' mit uns' Fett smert würden.

Aewer nu was 't jo vörbi — tau'm wenigsten för mi — ich kamm jo nah min Vaderland, nah Daems; un as drei Dag' üm wiren, satt ich mit en nigen Schandoren up 'ne Extrapost un führte gegen de meckelnbörgsche Grenz hentau. — Adjüs of, Preußen! — Doch ihre ich dit tau Warnow raupen süll, müßt mi noch wat passiren, wat mi in 't Hart sniden süll; ich süll noch tau weiten frigen, dat sei mit uns' Dodesurtheil nich blot uns allein, ne, dat sei mit dat Bil, wat sei uns slepen hadden, of Vellern, Verwandten un Fründschaft drapen hadden. —

Ich stah unnerwegs in en Posthus' un beseih mi de Biller an de Wand, as dat mine Mod' is — un 'ne gaude Mod' is 't, denn Einer kann meistens von de Biller up de Lüde' urtheilen, de sei uphängt hewwen — dunni hör ich achter mi still wat vör sich hen weinen, un as ich mi ümdreih, sei ich dor 'ne Fru up en Staul sitten, de hett de beiden Hänn' vör 't Gesicht deckt, un de Thranen lopen ehr mang de Fingern dörch. — Leiwert Gott! un ich denk an en plöfliches Unglück, wat aewer de Fru kamen is. — „Was ist Ihnen?“ frag ich. — „Ach,“ röppi sei, „ich habe auch einen Sohn dabei!“ un dormit steiht sei up un leggt mi de Hand up de Schuller un fickt mi so trostlos-trurig mit ehre natten Ogen an, dat mi dat dörch Mark un Bein gung, un sei mi vörkamm, as wir sei min eigen Mutter, de all lang' den letzten Slay slep. — „Wer?“ frog ich. — „Wer ist Ihr Sohn?“ — „W., er siht in S.“ säd sei still — un müggte woll denken, ich kenne em nich. — Aewer ich kenne em recht sihr gaud, un 'ne ordentliche Freundschaft kamm aewer mi, dat ich hir recht wat Gauds seggen un vertellen kunn, denn hei was gesund blewen an Liew un Geiße, un 't wohrte nich lang', dunni satt sin Vater bi uns un sin Schwester, en leiwlich Kind von saebenteihn Johren, un ich müßte vertellen von den Saehn un den Brauder, un immer wedder vertellen, bet de Schandor kamm un säd, nu wir 't de allerhöchste Tid. — Ach, du leiwert Gott! so hadd 't in min Vaderhus of woll utseihn, maeglich noch stinner.

Un as wi bi Warnow aewer de Grenz kemen — adjüs of Preußen! — dunni was 't düster worden, un as wi nah Grabow kemen un vör den Kesser führten, dat wi de Nacht

dorbliben wullen, dunni säd 'ne Stimm up de Kamp vör den Hus': „Gute Nacht, und morgen wollen wir das Nähere besprechen.“ Un dese Stimm hadd ich vör acht Johr tau 'm letzten Mal hört, as sei mit mine tausam Antwort gaww' in dat mündliche Schaulagamen, wo uns de oll Herr Konrektor frog: „Wie viel mal ist Konstantinopel erobert worden?“ — Un ich kenne dese Stimm in 'n Düstern wedder, un wer mi dat nich tau glöwen will, de frag' den Herrn Hofrath Franz Klürtau Grabow. — „Gut'n Abend, Franz!“ röp ich ut den Wagen, „tännt noch en beten!“ — Un as ich nu mit minen Schandoren tau Rum' un gegen Licht kamm, freute de olle Anaw' sich ordentlich un verget ganz, dat hei Burmeister was un ich Delinquent. — De acht Johr hadden en schönen Slaybom tüschen uns smeten, un nu is de Tun noch höger worden dörch den Hofrathstitel, un paß Einer up! dor kümmt mit de Tid noch en Hafelwart haben up, denn wo lang' ward 't wohren, denn möt hei jo doch wat Geheims werden, un dortau ward ich mi sihr freuen, denn heww ich of en geheimen Dugbrauder, Aewer den Abend wull de Schandor ganz utenanner gahn, as hei hörte, dat de Burmeister sich mit den Vagbunden dukte, un as hei säd, dat hei mit em 'ne Buddel Win drükt; hei kreg 'ne slichte Meinung von de meckelnbörgschen Beamten, aewer mitdrinken ded hei doch. — Franzing, weist woll noch?

V. Daems.

Kapittel 26.

Den annern Morgen gung 't nu nah Daems. — Wer in verleden Tiden in Meckelnborg dat Wurt Daems hörte, den würd so tau Maud', as wed Lüde', wenn von de Kräz de Red' is, hei matte sich 'ne ganz falsche Vorstellung, denn ich heww binah luter ihrliche Lüde' in Daems kenne lihrt. Daems was dunnmals de Ruffas von ganz Meckelnborg; aewer mit Unrecht. Daems hadd sine swaden Siden, as münchliche Inrichtung aewerhaupt, aewer as Festung hadd Daems blot starke Siden, trohdem dat de olle langbeinige Spigelsarg mit de groten Ogen immer de Festung in früheren Tiden stürmt hadd, denn hei was immer stats unner dat Dur dörch, haben dat Dur weg gahn. Daems würd vertheidigt up de ein Sid von de Elw — grot Elw, lütt Elw, oll Elw, Elwen-Graven — denn von de Eld — grot Eld, lütt Eld, oll Eld un saeben Elden-Graven; von de anner Sid dörch sine natürliche Lag' un den Wotup-Eldenaer Sand — för 'ne Festung gor nich tau betahlen. — 't was 'ne grote Gegend un Boß un Haf' säden sich dor „Gut'n Morgen“; Minschen wachten dor nich, un sei säden jo, süßwst de Franzos' wir ümführt, as de Sand em bet an den Schinken gahn was. — Uterdem würd 't noch dörch en Brüggentoll vertheidigt; de Magistrat hadd weislich för dat einzige Dur en Brüggentoll inricht't, wo för jedes Bird en Gröschen betahlt werden müßt, dat was den Find tau dürr un hei führte leiwerst nah den roten Hus' un vertehrte dor up Amts-Rebeit sin Geld in Bradaal un fure Gurken. — Wen Daems tau de Tid hören ded, wüßt kein Minsch; de Festung hörte den Großherzog, dat säd hei nich allein, jünnern of sin Oberstleutnant, den hei as Kommandanten dor in sett't hadd, un doraewer was of kein Strid; aewer wen de Stadt hören ded? — De Oberstleutnant säd, hei wir nich blot Kommandant von de Festung, hei wir of as Guvernör von de Stadt, un sinen Großherzog hörte de Stadt of, un wenn hei de Festungsflod stellen ded, denn müßte de Stadtköster sich dor-nah richten. De Köster säd aewerst, hei richtete sich nah de Sünne; un de Oberstleutnant un de Großherzog hadden em in de Ort nichts tau befehlen.

(Fortsetzung folgt.)

Ostmecklenburgische Heimat



Monatschrift für ostmecklenburgische Heimatwerte, Landeskunde und Unterhaltung

Erscheint am 1. Sonntag jedes Monats. — Preis monatlich 15 Pfg. — Erscheinungsort Teterow.
Druck und Verlag von Hermann Deder, Teterow, Malschiner Straße 15, Fernruf 367.
Verantwortlich für den Inhalt: Ernst Bitt, Teterow.

Jahrgang 11

Teterow, 1. Mai 1938

Nr. 5

Rinner in'n Mai

De Zewark singt, de Draußel fläut't,
An'n Saebel gurr'n de Duben,
De ganze Brink vull Blomen steiht,
Wer sitt nu noch in Stuben?

Wi lang'n nich, wi gahn all tau Busch,
Wuur dusend Stimmen singen,
Wuur hunnert Hasen husch—husch—husch
Mit uns herümme springen.

Wuur hunnertdusend Blomen stahn,
Dor gahn wi midd'n mang sitten
Un pflücken, wat een pflücken kann,
Kod', goldgäl, blag' un witten.

Den schönsten blagen Blomenfranz
Kriegt up uns' fläsköppt Vischen,
Denn sing'n wi all in'n Kringelfranz:
„Prinzeß sitt in de Wischen!“

W. Schmidt.

Grundbrief

für den auf der Nachow'schen Feldmark angelegten Erbzins-Büdner, den Weber Däbel zu Nachow.

Aus dem Jahre 1817.

Mit allerhöchster Großherzoglicher Kammer Bewilligung wird dem Büdner Däbel zu Nachow über die ihm am 21. April 1817 auf gedachter Feldmark angewiesenen Ländereien nachstehender Grundbrief erteilt.

Es werden die im beregten Anweisungstermin dem Büdner Däbel zu Nachow tradirten Grundstücke ihm zu Erbzins-Büdner-Recht überlassen.

Diese Grundstücke enthalten in der Parzelle Nr. V an Acker 931 Quadrat-Ruten, an Wiesen 154 Quadrat-Ruten, samt den siebenten Teil der in Communion bleibenden aus 3415 Quadrat-Ruten bestehenden Weide.

Für die Benutzung dieser Grundstücke entrichtet der Erbzins-Büdner Däbel dasjenige Erbstandsquantum, welches durch seinen freiwilligen Bot und Anbot am 21. April 1817 öffentlich an Ort und Stelle bestimmt worden ist, mit 40 Rthlr. R $\frac{1}{4}$, und zwar am 21. April 1817 $\frac{1}{4}$, in Termino Michaelis 1817 $\frac{1}{4}$, in Termino Weihnachten 1817 $\frac{1}{4}$, in Termino Ostern 1818 $\frac{1}{4}$ in der Art bar an das Amt Güstrow, daß Ostern 1818 die ganze Erbstandssumme abgetragen und berichtigt ist.

Außerdem entrichtet derselbe von Johannis 1818 an, als bis zu welcher Zeit Sr. Königl. Hoheit ihm ein Freijahr allergnädigst zu gestellen geruht haben — für

den Nutzen gedachten Erbzins-Eigentums — auf die ersten 20 Jahre — mithin bis zu Johannis 1838 inkl. — einen völlig unabänderlichen Kanon — alljährlich von 12 Scheffel Roggen Rostocker Maßes — a Scheffel zu 40 fl. R $\frac{1}{4}$ berechnet — mit 10 Rthlr. R $\frac{1}{4}$.

Der solchen nach von Johannis 1818 bis Johannis 1838 inkl. jährlich zu entrichtende Kanon von 10 Rthlr. R $\frac{1}{4}$ wird in Quartal ratis bei Strafe gestraftester Exekution, jedesmal mit 2 $\frac{1}{2}$ Rthlr. R $\frac{1}{4}$ an das Amt Güstrow gezahlt.

In Hinsicht des Kanons von den Nachow'schen Ländereien sollen die Rostocker Preise 14 Tage von Antoni normieren, und der Betrag derselben von dem künftigen Jahre an, jährlich öffentlich bekannt gemacht werden. Aus diesen bekanntgemachten jährlichen Roggen-Preisen soll nach Ablauf von 20 Jahren der Durchschnitts-Preis formiert und für die nächsten 20 Jahre als Geld-Kanon entrichtet werden, wobei jedoch ausdrücklich bestimmt wird, daß die jährlichen Ergebnisse nie unter 10 Rthlr. kommen dürfen.

Von dem Betrage des festgesetzten Geld-Kanons entrichtet der Erbzins-Büdner Däbel in den ersten 20 Jahren $\frac{4}{3}$ Prozent praenumerando an Kammergebühr — Gle-

hergestalt werden in Termino Johannis 1838 und so fort von 20 zu 20 Jahren bei neuer Berechnung des Geldkanons, die Kammergebühren praenumerando jedesmal, außer dem Stempelsafe, gezahlt. Nicht minder zahlt derselbe für den Grundbrief die tagmäßige Gebühr an das Amt Güstrow — welche auch jedesmal erneuert, und wieder erlegt werden muß, wenn eine neue Berechnung des Geldkanons statt hat, und auch, wenn die Büdner auf einen andern Besitzer übergeht.

Auch trägt der Erbzins-Büdner Däbel die Reallasten des Domanii, als ordentliche und außerordentliche Kontribution — und die Grundhufensteuer nach dem ritterschaftlichen modus — 600 Scheffel auf eine Hufe gerechnet — nach Vorschrift landesherrlicher Gesetze, sowie die Personal-Kontribution, und die außerordentliche Steuer gleichfalls nach jedesmaligen Edikten von ihm entrichtet wird. Ferner zahlt derselbe an die Amts-Nimen-Kasse zu Güstrow jährlich 16 fl. — an die Amtsschuldkasse jährlich 1 Rthlr. R $\frac{1}{4}$ und für die Befreiung vom Mühlen- und Schmiedezwang nach Ablauf eines jeden Jahres zu Johanni 24 fl. $\frac{1}{4}$ an die Großherzogliche Amtskasse zu Güstrow.

Jeder Büdner muß mit dem Nachbarn gemeinschaftlich seine Parzelle durch einen doppelten Wallgraben befriedigen. Der Wall wird mit Holz bepflanzt — woraus die Büdner ihre Feuerung nehmen, und wozu sie die ersten Sehlinge aus der Forst erhalten. Büdner erhalten übrigens kein Feuerholz, dagegen aber die Erlaubnis an den bestimmten Tagen — während der ersten 10 Jahre, Feschoholz zu sammeln. Nach Ablauf dieser Zeit müssen sie aus ihren Befriedigungen schon selbst Holz zur Feuerung gezogen haben, und muß der Tradetorf, welchen sie aus ihren Wiesen verarbeiten können, zur Hilfe genommen werden. So lange das Groß Roter Torfmoor vorhält, soll jeder Büdner jährlich 4000 Soden Torf a Mille für 8 fl. mit Ausschluß des Stechlohes und der Forst-Mcidenz angewiesen erhalten. Wird Trade- oder Formtorf außerhalb der Büdner-Parzellen bereitet, so zahlen sie dafür a Mille 12 fl. der Bereitungskosten.

Jeder Erbzins-Büdner erbauet sich seine Wohnung lediglich auf eigene Gefahr und Kosten nach Vorschrift des ihnen darüber zugegangenen Risses — mit einem Schornsteine, und auf dem Plaze, welcher dazu angewiesen ist. Nach vollendetem Bau macht jeder Büdner davon dem Amte Anzeige, damit in Hinsicht ihrer Gebäude, mit welchen sie zur Brandassurance beizutreten verpflichtet sind, das Behufige in Grundlage der bestehenden Gesetze, verfügt werden kann.

Die auf einer Parzelle etwa stehenden Weiden, behält ein jeder Eigentümer für sich, so wie andere Bäume von der Forst weggenommen werden.

Jeder Büdner muß das Wasser seines Nachbarn aufnehmen, wenn er es weiter bringen kann. Wo Wasser fehlt, müssen gemeinschaftliche Brunnen gegraben werden. Ebenso sind auch gemeinschaftliche Backöfen zu errichten.

Diesem kann sich keiner entziehen, findet aber keine Vereinbarung statt, so entscheidet das Amt.

Aus der Mitte der Büdner wird das Amt einen Schulzen erwählen. Derselbe handhabt in Bezug auf die ihm zu erteilende schriftliche Instruktion, die polizeiliche Ordnung in der Büdner-Kolonie, und werden Anbauer zur schuldigen Folgeleistung gegen ihn verpflichtet. Der Schulze erhält, vom Tage seiner Vereidigung an, jährlich 3 Rthlr. R $\frac{1}{4}$ Remuneration aus der Großherzoglichen Amtskasse zu Güstrow.

Ebenfalls sind Büdner gehalten, allen polizeilichen Amts-Anordnungen, worüber die zu erteilende Schulzen-Instruktion sich ausführlicher verbreiten wird, auf das Pünktlichste zu gehoramen. — Insbesondere werden sie verpflichtet, bei der etwaigen Wahl aufzunehmender Mietsleute in ihren Wohnungen, vorsichtig zu sein, und keinen Menschen und keiner Familie ohne hinreichende Legitimation ihres guten Verhaltens, Dach und Fach zu geben. Und damit dem Amte wegen Aufnahme fremder Untertanen keine unberufene Last aufgebürdet werde, sollen solche Subjekte, welche aus fremden Aemtern in Büdnerhäuser Unterkommen verlangen, vor ihrer Aufnahme dieserhalb gewärtigt werden. Sollten ohne Vorwissen des Amtes Güstrow verdächtige Menschen aus andern Aemtern sich in der Büdner-Kolonie niederlassen, so hat der Eigenthümer es sich selbst beizumessen, wenn er sogleich herausgeworfen, und der Eigentümer in Strafe cordonnirt werden wird.

So wie Büdner ganz der Jurisdiktion des Amtes Güstrow unterworfen sind, so liegt ihnen auch die Befolgung landesherrlicher Gesetze überhaupt, und insbesondere derjenigen, welche wegen des Hypothekentwesens der Erbzinspächter in den Domanien bereits erlassen sind, oder noch erlassen werden, zu schuldigem Gehorsam ab.

Derjenige Erbzins-Büdner, welcher gesonnen ist, seine Parzelle verkäuflich abzustehen, darf solches nicht vollführen, ohne vorher dem Amte davon Anzeige gemacht zu haben. Das Amt wird dann die Qualität des Ankäufers prüfen, und nach Maßgabe dessen Aufnahme billigen oder ablehnen. Ausgeschlossen sind im allgemeinen nach konstitutionsmäßigen Grundsätzen vom Ankauf, alle Handwerksmeister welche versaffungsmäßig nicht auf dem Lande arbeiten dürfen, insofern sie nicht gesonnen sind ihren Professions-Betrieb niederzulegen.

Endlich müssen Anbauer und künftige Eigentümer der Parzellen, auch zu andern gemeinen Büdnerlasten, als zu Besserungen der die Kolonie begrenzenden Wege pp. ihren Anteil tragen, und gegen solche Anordnungen sich nie auflehnen.

Zur Urkunde dessen ist mit allerhöchster Großherzoglicher Kammer-Bewilligung, und in Grundlage vorgegebener Bestimmungen dem Erbzins-Büdner, Weber Däbel zu Nachow dieser Grundbrief von Amtswegen auszufertigt worden.

So geschehen Amt Güstrow, den 20. Dezember 1817.

(Siegel). Die Großherzoglichen Beamten hieselbst.

Dr. Weber

Dr. Wesfen.

Was Mecklenburger Landsturm in Masuren erlebte

Mit Erlaubnis des Verlags Friedrich Bahn in Schwerin i. Meckl. entnommen aus dem Buch von Dr. Hans Berg „Für Heimat und Herd“, 232 Seiten, Preis kart. RM. 1.40, in Halbleinen RM. 1.60.

(Fortsetzung.)

Bravo! Ja, unsere „Fußer“ schießen vorzüglich, und der Deutsche sitzt nicht still hinter seinem Drahtverhau, wenn der Feind Angriffe vorbereitet.

Auch auf unserem Stützpunkt 11 ist man nicht müßig.

Außen vor den beiden vorhandenen Drahthindernissen soll das übliche dritte angelegt werden. Es wäre besser gewesen, wenn zuerst die äußeren, dem Feinde zugekehrten Hindernisse gemacht worden wären und das dritte als innerstes zuletzt. Aber es ist das äußerste. Das ist natürlich

für die arbeitenden Pioniere und unsere Hilfsmannschaften viel gefährlicher. Zu ihrer Sicherheit muß eine Deckungspatrouille etwa 100 Meter weit ins Vorgelände geschickt werden, so lange die Arbeit dauert. Bei feindlicher Annäherung gibt sie Alarmschüsse ab und alles zieht sich schnell in die gemeinsame Verteidigungsstellung zurück, um das Schussfeld gegen den Angreifer frei zu machen.

Anfang Januar kommen weiße Schafpelzmäntel an. Man zieht fast sibirisch mit den Fingern aus. Unteroffizierposten und Patrouillen werden damit ausgerüstet, damit sie von der Schneelandschaft nicht mehr so herausfordernd abstechen.

„Stiefen Se mal, Herr Untroffizier, min Föt (Füße)! De Finger sittin schön warm, äwer lopen kann man nich dormit.“ Mit diesen Worten zeigt mir ein Kamerad große Filzschuhe, die man über die Stiefeln zieht.

„Fein,“ sage ich. „Wi siind jo of to'n Stahn un Standhollen, nich to'n Lopen un Urieten hier.“

Außer einer Anzahl solcher Filzschuhe sind auch noch gefütterte Holzschuhe geliefert. Bei den Füßen fängt das Frieren ja gewöhnlich an und ist da am empfindlichsten und schädlichsten. Hiermit läßt es sich nun schon besser auf Wache und Posten aushalten.

Das Beste ist aber, daß endlich etwas für die unfertigen Unterstände des Unteroffizierpostens getan wird. Unser Zimmermann, Kamerad Tank, der sich in Friedental durch den Bau einer hohen Schutzwand neben dem Telephonzimmer des Herrenhauses schon ein Denkmal gesetzt hat, hat das nötige Material erhalten und die Unterstände gedeckt und mit Türen versehen.

Als ich am 11. Januar wieder dort aufziehe, kann ich schon etwas drinnen schlafen. Aber da tönt auch schon wieder das garstige „puh, puh“. Unsere Patrouille, die links nach Stützpunkt 12 Verbindung hält, wirft sich schleunigst hinter dem Stacheldraht nieder. Etwa 300 Meter seitlich ist ein dichtes Gebüsch, in dem sich gern russische Schützen versteckt halten. Die beiden Kameraden sind nur etwa 50 Meter von uns entfernt. Wer weiß, hätten sie nicht die weißen Pelze, wären sie vielleicht getroffen worden. Jetzt knallen auch rechts von unserem Stützpunkt Schüsse. Anderen Morgen hören wir, daß ein lebhaftes Vorpostengefecht stattgefunden hat.

Auch von der Biegung der Chaussee her, ungefähr ebensoweit von uns gelegen, wie jenes Gebüsch, fallen oft Schüsse gegen unsere Stellungen. Die Russen haben sich durch zahlreiche Laufgräben erheblich näher herangearbeitet, als wie sie bei unseren Novemberkämpfen standen und ihre Stellungen immer fester ausgebaut. Und sie müssen doch wieder heraus!

Wann werden wir das erleben.

2.

Unterm Wellblech.

Der Silvester begonnene dritte Schützengrabendienst dauert wie das erstemal im November zwei Wochen. Diesmal lerne ich das unterirdische Leben von einer neuen Seite kennen: Ich wollte den Entwurf meiner „Kompaniegeschichte“ ins Reine schreiben, und das war in einem Graben-Unterstand nicht gut möglich. Deshalb darf ich in eine Wellblechbaracke ziehen. Gefreiter Hahn übernimmt die Führung meiner Korporalschaft, worin er mich schon manchmal vertreten hat.

Es tut mir leid, daß durch die Aufgabe der Korporalschaftsführung das Band sich lockert, das uns bisher so eng verbunden hat, gerade jetzt, wo meine Korporalschaft zu unser aller Freude eine Gruppe für sich bildet, also in den beiden Unterständen eines Grabenstückes zwischen zwei Schulterwehren zusammenliegt, während sie vorigmal getrennt lag; mit den ersten 11 Korporalschaften waren

damals schon alle Unterstände besetzt und wir deshalb zum Schluß auf die anderen Gruppen verteilt worden. Es ist ein so schöner kameradschaftlicher Zug im Soldatenleben, daß diejenigen Leute, die zusammengehören, auch immer zusammenstreben. Jede Korporalschaft ist wie eine kleine Familie und hat ein gewisses Familienbewußtsein, ein starkes Zusammengehörigkeitsgefühl, das sich überall geltend macht und durch die miteinander geteilten Leiden und Freuden immer mehr gefestigt wird.

Diesmal war nun ein M. G. M. (Maschinengewehr-Abteilung) meine Gesellschaft, meist junge Leute, darunter mehrere Freiwillige. Außer unserer liegen noch fünf Baracken dicht hinter der Kuppe, um die sich der linke Flügel unserer Stellung herumzieht: je eine für unsere Feldwebel, für die Pioniere, die Artilleristen, die Revierkranken und eine zum Sachentrocknen und Wärmen für Mannschaften, die übrigens auch in den drei letztgenannten jederzeit freundliche Aufnahme finden. Hinter dem rechten Flügel des Stützpunktes liegen die Warmbaracken der 75er und der Offiziere.

Die Länge ist verschieden; unsere Baracke hat 8 Meter; sonst sind die Abmessungen überall gleich: 3 Meter breit und in der Mitte 2 Meter hoch. Zu den seitlichen Eingängen führen Treppen hinunter. Die der Eingangsseite gegenüberliegende schmale Holzwand hat meist ein kleines Fenster, das zu einem Lichtschacht führt. Je mehr man sich den Längswänden nähert, desto mehr muß man eine Haltung einnehmen ähnlich der des schiefen Turms von Pisa. Anfänger im Barackenleben holen sich leicht Kopfnüsse an den Wellblechbogen.

Das Angenehme ist, daß man nicht nur einen Tisch zum Schreiben hat, sondern auch die wohlthuende Wärme eines eisernen Kochofens und nachts ein Strohlager. Wir liegen in zwei Querreihen mit den Füßen gegeneinander oder vielmehr zwischeneinander, da die Baracke ja nur drei Meter breit ist. Die dabei unvermeidlichen und unwillkürlichen nächtlichen Anrempelungen werden natürlich nicht trumm genommen.

Von unserer Kompanie liegen noch der Telephonist und drei Burschen bei uns. Und die haben für ihre Herren immer viel zu kochen und zu braten. Die Maschinengewehrleute sind auch keine Kostverächter. Ab und zu geht einer von ihnen zu allerlei Besorgungen nach Böden und bringt dann Gebäckes mit, woraus die schönsten Buletten gemacht werden. Mehrere Kameraden aus dem Graben besuchen uns häufig mit Maggikwürfeln zum Fleischbrühelochen. Kurz, es bratet und briezelt manchmal stundenlang, und dann ist die ganze an sich ventilationslose Blechbude voller Qualm. Dazu raucht der Ofen zuweilen vorschriftswidrig, so daß man sich nach der gesunderen Luft der kalten Unterstände sehnt. Kommt es von dem vielen Rauch oder von dem Zug, der durch das zerbrochene Fenster neben meiner Schlafede eindringt, daß ich tagelang entzündete Augen habe?

Ueber unseren Telephonisten, Kamerad W., muß ich noch einige Worte schreiben. Er neigt etwas zum Pessimismus. Seine Nerven sind im November durch den damals sehr anstrengenden Dienst am Fernsprecher, den er ohne Ablösung versehen hatte, etwas heruntergekommen. Die muntere Gesellschaft, die hier zusammen ist, hilft ihm wieder auf und löst seine schlagfertige Zunge. Wir beide haben manch scherzhaftes Rededuell miteinander ausgetroffen, aber auch ernststen Gedankenaustausch gehabt. Ueber der blauen Soldatenbluse trug er eine schwedische Lederweste, die von innen rot gefüttert war. Wenn er vorne das rote Futter nach außen klappte, schien sein martialischer Schnurrbart wohlgefällig darauf herabzublicken und stolz zu flüstern: „Sehen wir nicht aus wie ein leibhaftiger General?“

Dies hatte der kleine lustige Apotheker, derselbe, der eines Abends als Hauptmann Fuchs im Schützengraben auftrat, zuerst bemerkt und redete daraufhin den Besitzer des stattlichen Schnurrbartes und der rot gefütterten Weste ehrerbietig an: Herr Telephon-General. Und der Angeredete verstand es von Tag zu Tag besser, diese Anekdote mit der nötigen Würde entgegenzunehmen.

Ich mußte an eine Geschichte denken, die mein Großvater gerne erzählte: die Frau eines neuernannten Tamburmajors wird, wie es in Deutschland Sitte oder vielmehr Unsitte ist, mit dem Titel ihres Mannes angeredet: „Guten Tag, Frau Tamburmajor!“ „Ach,“ meint sie herablassend, „saggen Sie man fortweg Frau Major.“

So sagen wir bald auch kurzweg nur „General“.

Aber am Fernsprecher kann unser General den Zivilisten, den Großkaufmann aus der Kleinstadt, doch nicht ganz verleugnen. Es bereitet uns oft Vergnügen, seine lebhaften Handbewegungen und wohlgeformten Verbeugungen zu beobachten, wenn er militärische Meldungen erstattet oder Befehle entgegennimmt.

Zuweilen singt uns Unteroffizier Hoppe von der M.G.A., ein Volksschullehrer, mit seiner weichen melodisch Stimmte Volkslieder vor, deren innige, leise Behmut weckende Weisen und längst bekannte, aber noch nie so tief empfundene Worte manche selige Erinnerung wachrufen und uns fern der Heimat mitten im starren östlichen Winter und in dem Lärm und Getümmel des Krieges wärmende und stärkende Heimatluft atmen lassen.

Die schönste Zeit zum Schreiben ist abends, wenn die anderen sich schon schlafen gelegt haben. Dann sitzen der „General“ und ich bei gemütlichem Kerzenschein, schreiben nach Hause, und ich übertrage mein stenographisches Manuskript, von dem die Kameraden sagen: „Dat kann kein Swin lesen,“ für den Drucker ins Reine; unser Lichtstumpf blinzelt neugierig von seinem Flaschenhals aufs Papier, bis er schließlich ganz selbständig zu streifen beginnt und, langsam verlöschend, uns ermüdete Federfuchser auf unser Strohlager treibt.

So ein Talglicht hat doch viel mehr Gemüt als Gas und Elektrizität!

Etwas ungemütlich und unheimlich war uns bei unserer Ankunft die Mitteilung der abziehenden vierten Kompanie gewesen: „Hier is allens vull Lüf.“ Daraufhin werden die Baracken und Unterstände zwar gleich sorgfältig gesäubert, aber bei der mangelhaften Reinlichkeit, die man sich im Schützengraben angedeihen lassen kann, fühlt man sich doch dauernd unsicher.

Eines Tages hören wir gegenüber von der Feldwebelbaracke lautes Lachen.

Dz. soll sofort herkommen,“ sagt Vizefeldwebel Sattler, im Graben Vertreter des Feldwebels Petersen, der sein „Hauptquartier“ weiter rückwärts in Spiergassen hat.

Dz. erscheint mit strahlendem Gesicht.

„Na, was ist denn mit Ihnen los?“

„Ich habe Läuse, Herr Feldwebel.“

Sofort muß er nach Löben ins „Laufseum“, bekommt dort ein schönes Bad, während seine Kleider ausgehängt werden, und hat dadurch zwei bis drei Tage Schützengrabenferien.

Deshalb das strahlende Gesicht.

Eine Zeitlang liegen die Baracken hoch voll Schnee. Der Januar hat mit scharfem, klarem Frost und eisigen Oststürmen begonnen, am 4. setzt bei Nachlassen der Kälte Schneetreiben ein und verstärkt sich am 5., dann folgt ungesundes, weiches Wetter, das die Grabensohlen mit Schneewasser füllt, und am 8. neues Schneetreiben. Da gibt es tüchtig Schaufeldienst. In unsere Baracke kommt öfter Besuch, zuweilen wie der reine Weihnachtsmann anzuschauen, nicht nur zum Erwärmen und Bouillontochen,

sondern auch zum Strümpfe- und Wäschewechseln, zum Kleider- und Stiefelrocknen. Alles ist froh, daß in der letzten Zeit mildes Frostdewetter eintritt, bei dem die Gräben wieder austrocknen.

3.

In allerlei Lebensgefahr.

Diese Beschreibungen klingen ja sehr friedlich. War es denn gar nicht gefährlich?

Nicht mehr so wie im November. Die Angriffe der Russen, die damals und im Dezember sich sehr energisch gegen unseren und die Nachbarküppunkte richteten, so sehr, daß auf unserem Stützpunkt 11 sogar drei Feldgeschütze entzweigeschossen wurden, setzten seitdem mehr anderwärts ein. Aber dem Tode waren wir doch auch diesmal oft nahe genug.

Gewehrfeuer rechnen wir gar nicht, das haben wir vereinzelt fast täglich. Ungemütlich wird es erst, als die Russen sich in erneutem Sappenangriff gegen Stützpunkt 12 so weit vorarbeiten, daß sie von seitwärts in unseren Graben hineinschießen können. Nach artilleristischer Beschießung werden ihre vordersten Gräben durch konitzer Patrouillen wiederum zugeworfen. Ein Stück „Spatenkrieg“. Am eckigsten ist das Granatfeuer. Am 6. Januar hören wir plötzlich das wohlbekannte scheußliche Fauchen und Zischen in der Luft, und — rumps — schlägt es ganz in der Nähe ein.

„Eine Granate ist paar Meter vor dem Stand unseres Maschinengewehrs eingeschlagen. Auf das hat's der Russe schon immer abgesehen.“ Mit diesen Worten kommt Unteroffizier Hoppe herein. Der Stand ist ungefähr 30 Meter vor uns. Wir gehen aus unserer Baracke, deren dünne Erdbedeckung gegen Granaten doch keine Sicherheit bietet, und hören und sehen uns die Kanonnade, die noch einige Zeit dauert, von draußen an. Die Russen sind doch gut eingeschossen. Einer ihrer greulichen Zuckerrüben trifft genau in unseren Graben bei den 75ern. Ein Kamerad duckt sich etwas zu plötzlich und unvorsichtig und schlägt dabei mit dem Mund derart auf eine Kante des Unterstandes, daß ihm ein Zahn ausfällt, ein anderer bekommt einen Granatsplitter in die Verlängerung des Rückens. Drei Granaten freierten kurz vor den Offiziersbaracken, eine dicht bei dem Stand unseres Unteroffiziers Tiedt. Ein gräßlich gezackter, großer Stahlsegen surrt mit klingendem Aufschlag zwischen ihm und dem nächsten Posten in den Graben hinein.

„Erhöhte Gefechtsbereitschaft!“ Dies spannende, Kriegergeist weckende Kommando ruft uns abends mehrere Stunden auf unseren Posten im Graben. Die russische schwere Artillerie heult gierig aus finsterner Verborgenheit, auch ihre Infanterie schießt lebhaft.

„De Kirs sind gor nich so dumm, se will'n ehr Patronen los werden, denn bruten se sich nich mihr dormit to släpen,“ meint ein Schlauchkopf, den wohl selber schon manches Mal die schwere Last seiner 180 Patronen verdrossen hat.

Wir sparen unsere Munition auf näheren Abstand, wo wir den Feind wirklich sehen können. Aber er traut sich nicht heran, trotz des überaus günstigen Nebelwetters und seiner großen Überlegenheit. Hätte er deutschen Schneid, von uns Landstürmern würde wohl keiner heimkommen.

Auch vom 10. bis 12. erhalten wir wieder Artilleriefeuer. Einmal fallen mehrere Granaten dicht beim „Bombenloch Nr. 1“ nieder. Zu den darin befindlichen Gorkposten haben sich zwei andere hineingeflüchtet. Einer von den vieren, von den Kameraden früher wegen seiner „Heiligkeit“ oft angezapft, sagt ruhig: „Nu will'n wi unsen Herrgott bidden, un denn ward he uns beschützen.“

Willig folgen die anderen seiner Aufforderung und erleben die Erhöhung des gemeinsamen Gebetes.

Außer diesen Beschreibungen ereignet sich nichts Wichtiges oder Interessantes. Nur von der „Fuchspatrouille“ wäre noch zu erzählen. Sie ist in der Parade für Revierfranke mit untergebracht, soll stets für Hauptmann Fuchs zu Patrouillenzwecken bereitstehen oder vielmehr liegen, denn meist macht sie „Klappendienst“, d. h. die dazu kommandierten Kameraden mit ihrem freiwilligen Führer Gefreiten Meyer liegen lang und freuen sich, daß sie nicht als Wachposten aufzuziehen brauchen. Nur einmal, am 5. Januar, dem Vorabend des russischen Weihnachtsfestes, wird die „Fuchspatrouille“ zu einer größeren Unternehmung vorgeschickt mit Tafeln, an denen Rumflaschen befestigt sind und die sie möglichst dicht vor den russischen Schützengräben recht auffällig sichtbar aufstellen soll. Auf den Tafeln ist in russischer Sprache unser Sieg in Polen mitgeteilt, verbunden mit der Aufforderung, die Waffen zu strecken und zu uns zu kommen, wo gute Verpflegung und warme Unterkunft gewährt werde. Die Patrouille findet das Grabenstück, auf das sie stößt, leer. Hinten aus dem Walde schallt Gesang. Dort haben die Russen sich wohl jetzt zu einer Feier versammelt und singen ihre Weihnachtslieder.

Als Antwort des Feindes auf diesen für soldatisches Ehrgefühl ja beleidigenden Versuch, Ueberläufer zu züchten, erhalten wir nächsten Tag das starke Granatfeuer.

Eine besondere Gefahr lauert auf uns bei der Rückreise. Am 14. Januar kommt die 4. Kompanie wieder aus Löben zu unserer Ablösung. Wir wandern die Chaussee, auf der wir zuerst am 16. November vorrückten, in umgekehrter Richtung und erkennen sie kaum wieder, weil so viele schöne Chausseebäume des Schußfeldes wegen umgelegt sind. Mehrere tiefe, jetzt mit Schnee fast gefüllte Granattrichter auf und neben der Chaussee zeugen von dem heftigen Feuer, das die Russen auf die Zufuhrstraße unterhalten haben. In Tannenheim besteigen wir froh und arglos vertrauend die Feldbahn, die uns Silbester herbrachte. Und die 3. Kompanie, die in Piezonken war, kommt auf einem zweiten „Zügle“ mit Bolldampf hinter uns her. Bald hinter Tannenheim geht's stark bergan, immer langsamer; unser Dampfstoß kann die Höhe nicht zwingen. Jetzt steht es still. Jetzt gleitet der Zug wieder rückwärts mit wachsender Geschwindigkeit.

Ein Zusammenstoß erscheint unvermeidlich. Unser Feldwebel springt schon vom vordersten Wagen herab und gibt dem Führer des folgenden Zuges Warnungszeichen. Ich sitze in dem vollbesetzten hintersten Wagen, der zuerst aufrennen muß, und zwar sind wir dort so eng eingekesselt, daß wir uns kaum rühren, geschweige denn mit unserem Gepäck noch schnell hinausspringen können. Da kommt bei etwa einer Wagenlänge Zwischenraum die Lokomotive des zweiten Zuges zum Stehen und weicht dann zurück; ihr Führer hat noch rechtzeitig die Gefahr bemerkt, Rückdampf gegeben und so den Zusammenprall fast im letzten Augenblick vermieden. Diese Maschine wird nun von ihrem Zug losgeloppelt und hilft uns von hinten schiebend über die Höhe. Dann gibt unser Dampfkrölein derart Bolldampf, daß sein schwarzer Rauchatem den Insassen der vordersten Wagen bedenkliche Ähnlichkeit mit Schornsteinfegern verschafft.

In Feste Bohnen ziehen wir wieder in die Kaserne Herrmann ein, froh der beginnenden Erholung vom Höhlenleben.

4.

Im belagerten Löben.

Gleich am nächsten Tage müssen wir antreten zur Impfung, der ersten gegen Cholera. Die zweite folgt am

20. Januar, am 26. die erste von drei Impfungen gegen Typhus. Bin kein Freund von diesen Impfgiften, „aber gut ist es doch“, muß man wohl mit „Bräsig in de Waterkunst“ sagen. Gott bewahre unsere Heere vor Seuchen! Wie vorsichtig man ist, zeigt die Verfügung, daß auch die ganze Stadtbevölkerung sich der Impfung unterziehen muß. Wer sich weigert, wird ausgewiesen, falls nicht ein ärztliches Attest sich gegen seine Impfung ausspricht.

Wohltuender sind die warmen Duschbäder im Kellerraum unserer Kasernen, die erstmalig am 17. Januar stattfinden. Hei, wie plantschen da die alten Landstürmer in den dampfenden Wasserstrahlen!

Es ist überhaupt manches besser geworden im Kasernenleben als im November. Es gibt jetzt Bettbezüge und je zwei Decken zum Schlafen. Aber die vielen zerbrochenen Fensterscheiben sind noch immer nicht ausgebessert. Das Leben in der Stadt geht im Schutz der Feldstellung ungestört weiter. Der Schulbetrieb kommt wieder mehr in Gang. Im Unterschied zu Friedenszeiten, wo die Garnison nur etwa $\frac{1}{4}$ der Einwohnerschaft betrug, gibt das Vorherrschen des Soldatenrocks dem Stadtleben sein Gepräge, und die meisten Geschäftsleute scheinen sich „einen guten Rock“ dabei anzuziehen. Lebensmittel sind sehr teuer geworden.

Wir haben wieder Wach- und Arbeitsdienst. Die Kommandantur dringt darauf, daß alle Fremden die Stadt verlassen, der nicht einen genau vorgeschriebenen Ausweis bei sich hat.

Man kann sich einen schöneren Aufenthalt denken als die Wachlokale, in denen wir jedesmal 24 Stunden — Ablösung ist jeden Mittag 1 Uhr — zubringen. Besonders unbeliebt ist die Kriegstornwache: wie alle Tornwachen ein dunkles Loch in der dicken Festungsmauer, das nur ein niedriges, in den Torweg führendes Fenster hat, infolgedessen kellerartig dumpfe Luft und eine Finsternis, in der Tag und Nacht Lampenlicht brennen muß. Der gewölbte Raum hat in der Mitte 3 Meter Höhe und $4\frac{1}{4}$ mal 3 Quadratmeter Bodenfläche, die für Tisch, Telefonschrank, Sitz- und Schlafgelegenheit für einen Unteroffizier und 15 Mann, von denen fünf zur Zeit auf Wache sind, ausreichen muß. Da heißt es wirklich, seine Knochen zusammennehmen, damit möglichst viele ausgestreckt ruhen können. Für alle gleichzeitig ist es unmöglich.

Große Heiterkeit erweckt die Anordnung, daß die Ersatzreservisten auf den Stuben den Präsentiergriff üben sollen, und am 21. der Befehl: Morgen Kompanieexerzieren. Für die steifen Knochen nicht übel, aber es klingt uns alten Schützengräblern wie Frieden mitten im Kriege. Brüllt und knattert doch oft starkes Gewehr- und Maschinengewehrfeuer von den Stützpunkten nach Löben herein und über die Stadt zur Feste Bohnen herüber.

Am 15. Januar versuchten die Russen wieder einmal einen allgemeinen Angriff. Auf der ganzen Linie hört man den ganzen Tag Kanonendonner. Rote-Kreuz-Autos kommen angefaßt. In den Lazaretten kommt und geht es. Im Operationsaal gibt's manch schmerzliche Arbeit. Hier sieht man erst recht, wieviel Kämpfer noch hinter der Front fallen. Immer dichter bewaldet sich der Friedhof bei Bethanien mit schlichten, schwarzen Soldaten-Kreuzen. Die dort ruhen, sie opferten sich „für uns“. Stellvertretendes Leiden und Sterben! Das ist ja auch der Herz- und Kernpunkt des Christl. Glaubens. Das große Sühneopfer heiliger Liebe, den stellvertretenden Tod des Heilandes für uns — wie viel besser lehrt der Krieg seine Bedeutung verstehen!

Ich schaue dem Kriege gern in sein ernstes Antlitz, besuche deshalb häufig in dienstfreier Zeit die Kameraden in den Lazaretten. Bei den jungen findet man immer wieder den Gedanken: zurück ins Feld. Ein 17jähriger strammer Soldat war nur drei Tage draußen, da wurde er so

verwundet, daß ihm ein Bein abgenommen werden mußte. Sein größter Schmerz ist nun, daß er nicht wieder mitstreiten kann fürs Vaterland. Die schon lange draußen waren, haben mehr Friedenssehnsucht. Vielen spürt man es an, daß sie im Felde, z. B. in tief erschütterndem Erleben, etwas gelernt haben, was Ewigkeitswert hat.

In der Nacht vom 23. auf den 24. Januar ist der Geschüßdonner besonders stark. Nächsten Morgen hört man, es sollen viele Hunderte von Russen tot vor und in den Drahtverhauen liegen. Am 26. ist herrliches Fliegerwetter. Ein deutscher Flieger, durchs Glas am schwarzen Kreuz auf seinen Flügeln kenntlich, kreist über den feindlichen Stellungen. Man sieht von den Straßen Löthens aus, wie er von russischen Schrapnells verfolgt wird. Die weißen Wölkchen der unter und neben ihm pläzenden Geschosse stehen noch lange hoch droben hellbeleuchtet im Sonnenschein.

Kaisers Geburtstag feiern wir im Dienst: Wir ziehen auf Wache.

5.

Wieder im Maulwurfkrieg.

„Alles aufstehen!“ So ruft in der Nacht vom 28. auf den 29. Januar ¼1 Uhr der Unteroffizier vom Dienst in alle Kasernenstuben. Eine gute Stunde später begeben wir uns wieder auf dem „Rückwärts-Rutschbähnchen“ bis Tannenheim, von dort aus auf Schusters Kappen durch die kalte Winternacht in die kalten Schützengräben, die dritte Kompanie nach Stützpunkt 14a, wir wieder nach Stützpunkt 11.

Es ist ein einzig schöner, frostklarer Wintermorgen mit all dem stillen Zauber, den die märchenhafte Pracht des Rauhrefes mit schimmernden Gewändern über Haus und Baum, Strauch, Wälder und Felder wirft. Selbst die reisüberzuderten Ruinen der zerflossenen Häuser erscheinen zauberhaft schön, die Stacheldrahtverhaue haben in der weißen Umkleidung ihr heimtückisch-hartes, boshaft-spitziges Aussehen ganz verloren. In diese reine, weißleuchtende Welt dringt es wie ein schriller Mistklang, was wir jetzt hören und sehen. Die Russen sind am Schießen. Ein Gehöft von Soldbahnen geht in Flammen auf. Der gewaltige Rauch und die hohe Feuerlohe lassen auf große Futtervorräte schließen. Zwei russische Fesselballons suchen unsere Stellungen ab und werden heftig, aber leider vergeblich beschossen.

Die erste Nacht ist einfach schauerhaft. Der Fußraum in unserem Unterstand ist bis zur Höhe der Erdbank mit größtenteils verbrauchtem Stroh ausgefüllt. Wir müssen mit gerade ausgestreckten Beinen sitzen, 5 Mann in einen Luftraum von höchstens 5 Kubikmetern. Der strengen Kälte wegen ist die Tür dicht geschlossen. Es dunstet dermaßen, daß der Doppelposten, den jede menschliche Nase als Kontrolle des Luftverkehrs hat, sich sträubt, solchen Gestank hereinzulassen. Unwillkürlich atmet man weniger tief. Aber das geht nur kurze Zeit. Dann holen die Lungen, die mit dieser Einschränkung der Luftzufuhr nicht einverstanden sind, um so tiefer Atem. Das bringt den Körper bis ins Innerste zum Erschauern. Nein, lieber frieren, daß das Gebein klappert.

(Fortsetzung folgt.)

Dei Instanzenweg

Dat wier dunntaums, as Mäkelborg noch 'n Großherzog hadd. Dunn föhrte mal de Landsfürst oewer Land un keem in ein Döör, dor wier sowal Maar un Maus in, hei wier bald mit sienem Wagen in dei Slagsbeker stäten bläwen. Bör den Döörtraug, wo dat bäten drög wier höll hei still un rin nah den Kräuger. Hei leut sich 'n Glas Bier bringen un geiv för den Wirt of ein'n ut. As de Beiden sich dat genüttlich maht hadden, säd dei Großherzog:

„Dei Döörstrat is jo so deip und smutig. Lett sich dor nix bi daun?“

„Nee, gornix.“

„Gahst doch mal nah'n Schulten, dei sall dei Buern för dei Gemein föhrn laten.“

„Denn möt hei sülwen of föhrn, un dat will hei jo grad nich.“

„Denn seggt dat den Landrieder, dei sall den Schulten dat seggen.“

„Dei Landrieder lihrt oft bi'n Schulten an, dei Beiden bieten sich nich.“

„Denn gahst nah't Amt.“

„Dat Amt schickt den Landrieder, dei Landrieder geiht nah'n Schulten, un allens bliwt bi'n offen.“

„Denn schriewt doch mal an dei Regierung.“

„Nüht of nix. Dei Regierung schickt dat an't Amt, dat Amt schickt den Landrieder, dei Landrieder sitt bi'n Schulten, un maht ward nix.“

„Na, denn seggt dat den Großherzog sülwen!“

„Den Großherzog? Je, dei seggt dat in dei Regierung, dei schickt dat an't Amt, dat Amt schickt den Landrieder, dei Landrieder sitt bi'n Schulten, un maht ward wedder nix.“

„Tann Dunner nochmal: id sülwen biin doch dei Großherzog!“

„Denn maken S' blot, dat Sei wiederkamen, wenn dei Landrieder Sei dröppt, hei nimmt Sei mit!“

Dei Wedd.

Ein Buer mit Wullkittel un Saundagstod kümmt nah dat grot Geschäftshus Karstadt rin. Den Geschäftsführer swahnt sowat von die Geldtasch von wägen grad Swien-geld hört un kümmt sülwen an, höflich as immer, un fröggt, wat hei köpen wull.

„Je,“ seggt dei Buer, „id will sowat hew'n, wat id up'n Lannen nich kriegen kann.“

„Dat's recht! denn kamen S' man tau uns. Wi hew'n allens!“

„Id glöw, Sei hew'n 't of nich.“

„Dat wier jo gelacht! Wat is dat denn?“

„Ach, wotau irst lang'n vertellen! Sei hew'n of nich allens!“

„Willen wi wedden?“

„Ja, man tau. Teihn Daler.“

„Nee, söddig Mark.“

„Of dat.“

Jeder treckt 'n gräunen Schien rut; twei Lügen worden halt, un denn mütt dei Buer mit sien Anliggen rut.

„Je, denken S' mal an, mien ein Rauh is blind worden, id mügg 'ne Rauhbrill köpen.“

„Daweine Tied, gaud Mann, Rauhbrillen hew id wirklich nich!“

„Hew id jo seggt. Wedd gewonnen. Hatschüß of.“

„Holt mal! — Dat Kophus Tiek hett so'n Dinger. Dor gahn S' man hen!“

„Denn will id dor mal mien Heil versäuten.“

Dei Geschäftsführer klingelt fix an bi Tiek: soundso geiht em dat, nu kümmt dei Buer nah ehr sei soelen man mit em wedden, oewer nich tau knapp, dat of hei sienem Schaden wedder rutfrigg.

Bi Tieg nimmt dei Geschäftsführer den Buern furt in Empfang, un dei Komedi geiht noch mal los. Dei Wedd ward ansett't up hundert Mark, dat Geld künmt in'n Pott, twei Lügen stahn dorbi, un dei Buer mütt nu rut mit den Ladstock.

„Je,“ seggt hei, „id hew bannig Mollör hadd up minen Hof. Denken S' mal an, mien grot Hahn hett sich einen Löhn ambraten: Ich wull em gern poor Schauh verpassen!“

„Hahnenschauh? Kein Raubbrill? Hahnenschauh hew'n wi nich!“

„Dat Geld is mien!“ seggt dei Buer un strickt den Lösser ledtig.

„Nu oewer rut,“ seggt dei Geschäftsführer, „mit so'n Märchens müßt nah'n Juden Wertheim gahn.“

„Kann id dann,“ seggt de Buer.

Hei stakt den wieder un künmt bi Wertheim an. Den Chef von't Geschäft swahnt nix Legs, un as dei Buer anfangt von „man lütt Geschäft, nich allens tau hew'n,“

dunn smitt sich dei Chef in dei Post un bütt em ne Wedd an so hoch, as dei Buer Lust hett.

„Tiefhunnert Mark,“ seggt hei un treckt dei Schiens rut. Dei Wedd ward dichtmakt, Lügen werden raupen un dei Buer mütt Hals gäwen.

„Je,“ seggt hei, „mienen ollen Newer is dei Stiert anfrorn, nu sett hei 'n ümmer so lang dalbammel, dat mag dei Deuwel liden. Ich wull'n Futteral för sienen Swanz.“

„Nu waih geschrien, was hab ich Futteral für Ebrichtschwanz!“ röppt dei Chef.

„Denn is't mien,“ seggt dei Buer. Dei Wedd is gewonnen. Disse hier un dei grot Wedd mit den Gaudsherrn of. Dei säd tau mi, dei Buer un sien Offen wiern tief dumm, un dunnt hew id em seggt, dat geiw männigen Offen in Riestäwel un männigen Edelmann achtern Plaug. Wenn hei Lust hadd, wullen wi Beid uns mäten. Dunn hett hei mi updragen, wenn id drei grot Geschäftslüd in dei Stadt oewerdüwelt freig, süll id sien beiden besten Bierd hew'n. Kreig id dat nich bät morgen abend, müßt id em dusend Daler gäwen. Ich hew mien Geld verbeint!“

Ut mine Festungstied.

Fritz Reuter.

(Fortsetzung.)

Den annern Morgen gung 't nah Daems. — Wer in verleden Tiden in Meckelnborg dat Wurt Daems hürte, den würd so tau Maud', as weck Lüd', wenn von de Kräh de Red' is, hei makte sich 'ne ganz falsche Vörstellung, denn id heww binah luter ihrliche Lüd' in Daems kennen liht. Daems was dunnmals de Kullas von ganz Meckelnborg; aewer mit Unrecht. Daems hadd sine swachen Siden, as minschliche Jurichtung aewerhaupt, aewer as Festung hadd Daems blot starke Siden, trotzdem dat de oll langbeinige Spigelbarg mit de groten Ogen ümmer de Festung in früheren Tiden stürmt hadd, denn hei was ümmer stats unner dat Dur dörrch, haben dat Dur weg gahn. Daems würd verteidigt up de ein Sid von de Elw — grot Elw, lütt Elw, oll Elw, Elwen-Graven — denn von de Eld — grot Eld, lütt Eld, oll Eld un faeben Elden-Graven; von de annern Sid dörrch sine natürliche Lag' un den Bokup-Eldenaer Sand — för 'ne Festung gor nich tau betahlen. — 'T was 'ne grote Gegend un Bos' un Has' säden sich dor „Gu'n Morgen“; Minschen wähten dor nich, un sei säden jo, süßst de Franzos' wir ümliht, as de Sand em bet an den Schinken gahn was. — Uterdem würd 't noch dörrch en Brüggentoll verteidigt; de Magistrat hadd weislich för dat einzige Dur en Brüggentoll inricht't, wo för jedes Pird en Gröschken betahlt werden müßt, dat was den Feind tau dürr un hei führte leiwerst nah den roten Huf' un vertehrte dor up Amts-Rebett sin Geld in Bradaal an sune Gurlen. — Wen Daems tau de Tid hüren ded, wüßt kein Minsch; de Festung hürte den Großherzog, dat säd hei nicht allein, sünnern of sin Oberstleutnant, den hei as Kommandanten dor insett't hadd, un doraewer was of kein Strid; aewer wen de Stadt hüren ded? — De Oberstleutnant säd, hei wir nich blot Kommandant von de Festung, hei wir of as Guvernör von de Stadt, un sinen Großherzog hürte de Stadt of, un wenn hei de Festungsflot stellen ded, denn müßte de Städtköster sich dornah richten. De Köster säd aewerst, hei richt'te sich nah de Sinn; un de Oberstleutnant un de Großherzog hadden em in de Ort nicks tau befehlen.

As dese Strid so recht in 'n Gang was, kamm mit ein

Mal en drüdden Pretendent, dat was de Herr Stadthauptmann Zachow, de bewest sin Recht ut de superficies; hei wies' nah, dat em von Rechtswegen all de Stratenmestau-kanim, un dat Jeder an sine Stäweln des Abends seihn kunn, up weckern sinen Grund un Bodden hei spaziren gahn wir. Nah mine Meinung, ahn 'ne hoge bundesdäglige Ansträgal-Instanz vörgripen tau willen, hadd de Mann Recht: Daems hürte em tau. Un hei was of bet an sinen seligen Dod en billigen Regent, denn hei regirte still för sich hen, un jedes Loek in sine Regierung würd mit den Stratenmestau-stoppt — blot gegen den Stadtmusikanten was hart, denn hei kunn kein Musik verdragen, un wenn hei länger an de Regierung blewen wir, denn wir Daems maeglicher Wis' de einzigste Festung west, de von den Musikbeuwel nich robert worden wir. — Em güng 't as Lurwig Philippen, den hett de Herzog von Modena un de Baubrüder Pompejus in Glas' meindag' nich anerkennt — em erkannte de Oberstleutnant nich an; sin größte Find was aewer sin Nahwer Leutnant Lang', de de efflichte Gewohnheit hadd, des Nachts up de Fidel tau spelen; un sei seggen jo, hei sall em ein Mal paddendod un Daems wedder in den Besitz von den Großherzog spelt hewwen, wat aewrigens grad' keine Kunst was, denn de Stadthauptmann hinnerlet keinen Erbprinzen.

So sach dat in Daems ut, as id des Nahmiddags Kloek drei in den Jehannusmand ein dusend acht hundert un negen un dörrtig aewer de Stadtbrügg führte, un de Schandor den Brüggentoll betahlte. — As id in den Gasthuf' ankamen was, treckte id mi en ganzen nagelnigen swarten Kledrock un swarte Hosen an — de hadd id mi in Gr . . . up de Leht noch maken laten, dat id minen Großherzog Paul Fridrich doch kein Schand' makte, un hei doch keinen Lumpen in 't Land kreg' — un sep minen Schandorn weg, nah 'ne Tanten von mi, de as Wittfru dor wähte un mi mit alle maegliche Fründlichkeit upnamm. — Dunner! wat was id för 'n Kirl worden! En swarten Biwrock hadd id up den Biw', in de Tasch hadd id Geld — Franzing, weist noch? — in 't Gewissen hadd id de königlich preußische Urphede, un nu hadd id noch 'ne gaude Tanten för de Nothfäll; aewer den preußischen Schandoren hadd id doch noch up de Hacken. Hei

grop mi hir wedder, un nu hülp dat nich, ick müßt mit up de Festung.

Nu begaww sich dat, dat den Stadtköster sine Klock grad' vir slog, un dat de lünnen Schaulungs ut de Schaul kemen, un as de den preußischen Schandoren tau seihn kregen, kamm hei ehr so niglich vör, dat sei uns tau Gefallen wedder ümführen deden, un as wir uns verbistert hadden un, stats rechtsch, linksch gahn wiren, halten wi uns de annernlütten nüdlichen Gören ut de Elw'strat un de ganze Gegend of noch af, un nu gewen sei uns mit allerlei Zuchhei! dat Geleit up de Festung:

Ich aber gung mit Weinen
Zu Daems woll über die Steinen,
Woll vor's Kommandanten-Haus.
„Guten Tag! Guten Tag, Herr Kommandant!
Ich hab' eine Bitt' an Sie:
Wollet meiner Bitt' gedenken
Und mir Eure Gnade schenken,
Dazu ein frei Quartier.“

As wi 'rinne nah em kemen, satt hei dor in en grünen Sommerrood vör en swartes Schapp, wat hei sinen Arbeitsgeschichten von Henriette hanke, un as ick em „Gu'n Dag böd, smet hei Henriette hanke bi Sid un frog mi: „Ach, das sind Sie woll?“ — „Ja,“ säd ick, „dat wir ick.“ — „Na, hören Sie mal,“ säd hei, „wir haben schon lange auf Sie gelauert, ich habe Ihnen ein gutes Quartier angewiesen, und Ihre Frau Lante ist hier gewesen, und hat alles gut für Sie eingerichtet.“ Dormit stunn hei up, malte de ein Dör von sin Schapp up, hakte 'ne Buddel un en Birglas 'rute, schenkte en dristen Strämel Rotspohn in dat Glas un höll mi dat hen: „Na, dat Trinken Sie man mal.“ Un as ick dit in allen Respekt farig kregen hadd, schenkte hei förden Schandoren in dat sülwige Glas in: „Da! Wollen Sie auch mal?“ — Un de Schandor wull of. — „Na,“ wendt hei sich dunn wedder an mi, „wie ist Ihnen denn das bei den Preußen gegangen?“ — „Ja,“ säd ick, „man ganz swack.“ — „Ja,“ lachte hei, „das glaub' ich, die Preußen die facteln nicht lange,“ un dorbi tek hei den preußischen Schandoren von haben bet unnen an un würd of bi dese Gelegenheit sin Portepesch ansichtig. — „Was Dausend,“ frog hei, „wie ist das jekt bei den Preußen mit dem Portepesch?“ — Un de Schandor müßt em dat wiesen, wo dat dörschäten un knüppt worden müßt, un as em dit gefallen ded, säd hei: „Nun will ich Ihnen was sagen, nun gehen Sie mal hin zum Hauptmann von Hartwig und sagen Sie ihm, ich hätte mir das ansehen und es hätte mir gefallen; er sollte sich das auch ansehen, wir wollten das hier bei unseren Truppen auch so einführen; und Sie,“ säd hei tau mi, „können nu 'rüber gehen und es sich bequem machen, und dann kommen Sie man wieder her, dann sollen Sie mir und meiner Familie erzählen, wie's Ihnen in Preußen gegangen ist.“

De Sak, de kunn mi gefallen, de oll Herr was idel fründlich, un wenn hei of so utsach, as hadden sich bi em vele Eigenheiten inquiriert, so hadd hei nu nahgradens of all en Recht dortau, denn hei was gegen de Achtzig 'ranne un all lang' Kommandant in Daems, un dat makt den Kopp eigenwillig.

Ich gung nu 'raewer nah min fri Quartir, dat lag up de Wach; aewer as ick de Trepp mir nichts dir nichts 'ruppe stigen wull, stellte sich en ollen langen utgedeinten Herr in 'ne olle lang' utgedeinte Leutnant's-Uniform vör mi hen un frog mi: „Um Vergebung zu fragen, sind Sie nämlich der Herr Reuter?“ Ja, säd ick, so wir min Nam'. — „Denn muß ich Ihnen sagen, daß sie einen großen Verstoß nämlich gegen die hiesige Wachordnung begangen haben; Sie hätten sich nämlich erst hier melden müssen, bevor Sie zum Herrn Kommandanten gingen, nämlich zum

Herrn Oberst-Leutnant.“ — Je, säd ick, dat ded mi led; aewer ick müßt hengahn, wo de Schandor hengung, un wenn einer en Verseihn makt hadd, denn haddt de dat dahn. — „Oh, es macht auch gar nichts aus,“ „treten Sie gefälligst näher — nämlich hierher,“ un nödigt mi in de Offizier-Wachstuw 'rinne.

Na, von wegen de Höflichkeit müßt ick jo denn nu folgen un frog nu: mit wen ick de Ihr hadd. — „Ich bin nämlich der Premier-Leutnant R.“ säd hei, „Er. Königlichen Hoheit, der hochselige Großherzog, Friedrich Franz nämlich, haben die hohe Gnade gehabt, mich bei meinem fünfzigjährigen Dienst-Jubiläum zum Premier-Leutnant zu ernennen.“ — Na, de Minsch will doch of höflich sin, ick säd also: „Wohl nicht wegen der langjährigen Dienste, sondern wegen der Verdienste.“ — „Ach nein!“ säd de olle gaude Mann, „Verdienste habe ich gar nicht.“ — „Nun, dann wegen Ihrer Dienste in den Feldzügen.“ — „Feldzüge,“ säd hei ganz ruhig, „habe ich gar nicht mitgemacht. Bloß 1812 habe ich mal 'ne Partie Ochsen nach Polen geleiten müssen; denn Sie müssen wissen, ich stand bei den Reutern zu Pferde in Ludwigslust, wir hatten Blau mit Gelb und waren nämlich unserer fünfzig, hatten aber nämlich nur fünfundzwanzig Pferde, die mußten wir immer umschichtig gebrauchen, und weil sie nämlich nicht reichten, riefen die bösen Buben immer hinter uns her: „Ledderbom! Ladderbom!“ womit sie nämlich sagen wollten, die Hälfte von uns müßte auf den Leiterbaum reiten.“

De Sak würd mi plesirlich; ick vertellte mi wider wat mit den ollen Herrn. „Ja,“ säd hei, „meine Stellung bei den Reutern zu Pferde in Ludwigslust war einträglicher als meine jetzige; ich war nämlich Feldwebel und hatte außer meinem Traktament noch all die Bittschriften an Er. Königlichen Hoheit, und da hatte ich einmal das Glück, einer alten Frau eine sonderbare Pension zu verschaffen.“ — Er. Königlichen Hoheit hatten nämlich die Gewohnheit, die alten ausrangierten Jagdhunde nämlich gegen einen Taler monatlich in Kost zu geben, und die alte Frau hatte die Auwartschaft auf die nächsterledigte Pension; nun hatte ich aber in Erfahrung gebracht, daß einer der großherzoglichen Jagdhunde aus dieser Welt geschieden war, und kam für die alte Frau nämlich um die Hundepension ein, und — richtig! — sie erhielt sie.“ — Na, säd ick, denn hadd hei sich doch dor sehr verdeint üm de Welt makt. — „Ja,“ säd hei, „das wohl, aber es waren auch mancherlei Verdrießlichkeiten dabei. Zum Exempel nämlich war mal der hochselige Erbgroßherzog Friedrich gestorben, und ich hatte die Leichenwache; es war nämlich Befehl, keine Kinder und keine Dienstmädchen zuzulassen. Nu, denken Sie sich, nu kommt der Obermedizinalrat Sachse mit seiner kleinen Tochter anzugehen. — Ist sie ein Kind, oder ist sie's nicht? — Ich kann doch nun nicht fragen, nämlich wie alt sie ist; das würde nämlich ungebildet heraus gekommen sein. — Aber ich sagte mich und fragte nämlich: Um Vergebung mein Fräulein, haben Sie schon das heilige Abendmahl genossen oder nicht? Und wenn ein Mädchen kam, was mir nämlich als Dienstmädchen vorkam, fragte ich: Um Vergebung zu fragen, sind Sie 'ne Jungfer oder sind Sie 'ne Mamsell? — Damit bin ich durchgekommen.“ — Dat wir schön,“ säd ick, aewer nu, hier in Daems hadd hei denn of woll ruhige Dag'. — „Merger,“ säd hei, „und böse Buben gibts allenthalben, und hier erst recht. Sehn Sie,“ säd hei un wistte up sin oll ihrlich Mundstück, „ich bin ein alter Mann, und die Vorderzähne sind mir ausgefallen, und ich kann das R nicht mehr deutlich aussprechen. Wenn ich nun des Abends die R-hunde gehe und die Schildwache ruft: „Wer da?“ dann antworte ich „R-hunde“, und dann rufen die bösen Menschen immer „Hunde vorbe!“

(Schluß folgt.)

Ostmecklenburgische Heimat



Monatschrift für ostmecklenburgische Heimatwerte, Landeskunde und Unterhaltung

Erschint am 1. Sonntag jedes Monats. — Preis monatlich 15 Bfg. & Erscheinungsort Teterow.
Druck und Verlag von Hermann Deder, Teterow, Malchiner Straße 15, Fernruf 367.
Verantwortlich für den Inhalt: Ernst Wid, Teterow.

Jahrgang 11

Teterow, 4. Juni 1938

Nr. 6

Die Jagd in vorgeschichtlichen Zeiten

(Nach einem Rundfunkvortrag in der Nordischen Rundfunk N. G.)

Schon sehr lange wußten die Römer von ihren Grenz-nachbarn im Norden, den Germanen, aber niemals hatte einer versucht, in ihr Land einzudringen. Erst Julius Caesar unternahm das, etwa fünfzig Jahre vor der Zeitwende überschritt er den Rhein, suchte die nächstliegenden Siedlungen auf und konnte in seinen Kriegserinnerungen als Augenzeuge darüber berichten. Uns fällt dabei auf, daß er ausführlich von der Jagdliebe der alten Germanen erzählt. Sie sind eifrige Jäger, sagt er, die Jagd steigert ihre Kräfte und läßt Menschen von riesiger Größe heranwachsen. Das erschien ihm so merkwürdig, daß er sich viel davon erzählen ließ, und diese Gelegenheit haben die alten Germanen benutzt, um ihm „einen Bären aufzubinden.“ Manche Jäger übertreiben heute noch gerne ihre Gefahren und Erfolge, wir nennen das Jägerlatein. Das hat es vor 2000 Jahren auch schon gegeben, wie wir hier hören. Da erzählten sie dem Römer von dem merkwürdigen Einhorn, das in den Wäldern leben soll. Wir kennen es aus dem Märchen vom tapferen Schneiderlein. Dann erzählten sie ihm von den Elchen, die keine Gelenke in den Beinen haben und immer steifbeinig herumspazieren müssen. Hinlegen dürfen sie sich nicht, denn dann können sie nicht wieder aufstehen. Wollen sie schlafen, dann lehnen sie sich an feste Bäume an. Das benutzen angeblich die germanischen Jäger. Sie kennen die Schlafbäume der Tiere, hacken denen die Wurzeln ab oder sägen sie so an, daß sie bei der Berührung fallen müssen. Lehnt sich der schlafmüde Elch dagegen, fällt er mit dem Baume um und wird die leichte Beute der Jäger. Man kann sich gut vorstellen, wie die alten Germanen gelacht haben, als Caesar diese schönen Jagdgeschichten voll gläubigen Erstaunens anhörte und sie auf seiner Wachstafel notierte. Dann berichtet er noch von der Jagd auf den Auerochsen, den riesigen wilden Stier, dessen Horn sich der Bezwinger am Rande mit Silber einfassen ließ, um es bei Gastmählern als Trinkgefäß zu benutzen. Die Auerochsen sollen etwas kleiner sein als Elefanten, dazu außerordentlich kräftig und schnell. Sie schonen weder Menschen noch Tiere, die in ihren Bereich kommen; man fängt sie eifrig in Gruben und tötet sie. Dadurch sollen die Jünglinge in dieser Art der Jagd geübt

und zu allen Anstrengungen abgehärtet werden. Und von andern Römern wissen wir, daß noch mehr wilde Tiere in den germanischen Urwäldern lebten. Als Drusus auf seinem Zuge zur Elbe kam, graulten sich seine Soldaten, als Scharen von Wölfen nachts das Lager heulend umkreisten. Und ein römischer Offizier weihte seiner Jagdgöttin Diana einen Altar mit der Inschrift: „Zum Dank dafür, daß ich binnen 6 Monaten 50 Bären gejagt habe.“ Es war also recht gefährlich in unsern Wäldern spazieren zu gehen, man mußte jederzeit jagdbereit sein, und die Jagd war ein Kampf auf Tod und Leben.

Das war sie naturgemäß noch viel mehr in den Zeiten, als die ersten Menschen auf der Welt lebten und in stetem furchtbarem Kampfe um ihr Dasein standen. In kleinen Horden durchstreiften sie ihr Jagdgebiet und suchten Nahrungsmittel, denn sie verstanden es noch nicht, den Acker zu bebauen, hatten keine Haustiere, wohnten auch nicht in festen Häusern, sondern in Naturhöhlen an steilen Felswänden, die sie oft genug in erbittertem Kampfe verteidigen mußten. Da kam eine ganze Bärenfamilie an, vielleicht lockte sie auch diese Höhlenwohnung. Die Männer standen am Steilabfall, große Felsblöcke in den Händen, die sie von oben auf die heranziehenden Bären hinabschleuderten, ihnen die Schädel zerschmetternd. Oder die herumschweifende Horde entdeckte eine schöne sonnige Höhle, aber die war schon von Höhlenbären bewohnt. Es galt diese zu vertreiben. Man türmte vor dem Eingang Felsen auf, vermauerte ihn also, bis die Tiere dahinter an Hunger und Entkräftung zu Grunde gingen. Um das zu beschleunigen, benutzte man das Feuer und räucherte die Raubtiere aus. Die erschlagenen oder im Rauch ersticken Bären wurden verzehrt, wobei das Gehirn und das Mark der Röhrenknochen als besonderer Leckerbissen galt. Die weichen Felle boten eine warme Unterlage beim Schlafen, die Sehnen dienten als Bindfäden, aus den Knochen machte man allerlei Geräte, und der Unterkiefer lieferte eine furchtbare Waffe, denn der lang vorstehende scharfe Eckzahn konnte selbst dicke Knochen glatt durchhauen. Wir haben in den Wohnstätten der Urmenschen Schädel gefunden, bei denen das kreisrunde Loch in der

Gehirndecke nur von solchem Bärenknochenzahn herkommen kann.

Andere Jäger durchbohrten den Zahn in mühseliger Arbeit und hingen ihn sich als Jagdtrophäe um den Hals, ebenso wie die gewaltigen Hauer der Wölfe. Von allen geehrt wurde der Mann, der eine ganze Kette solcher Siegeszeichen als Schmuck anlegen konnte. Aus späteren Zeiten kennen wir das auch aus Mecklenburg. Im Rostocker Museum liegt ein durchbohrter Bärenzahn, und auf der Ostorfer Insel bei Schwerin fanden die Ausgräber das Skelett eines steinzeitlichen Jägers, um dessen Hals sich eine Kette aus durchbohrten Zähnen erlegter Jagdtiere schlang. Man legte eben in alten Zeiten nicht nur Gewicht auf das Fleisch des Tieres, sondern benutzte alles, was es bieten konnte. Man jagte ja nicht aus Lust am edlen Waidwerk, sondern die bitterste Not, der schwerste Lebenskampf trieb dazu. Es galt nur ein Gesetz dabei: jedes eßbare Tier, das in den Machtbereich des Jägers kam, zu töten und zu verzehren. Und als eßbar mußte damals eigentlich alles gelten, wälderisch durfte man nicht sein, auch Fasel und Iltis, Fuchs und Wolf wurden gerne verzehrt.

Außer dem Fleisch der erlegten Tiere bot die Umwelt wenig genug. Die Leute sammelten in rastlosem Umherwandern alles, was sie an Eßbarem fanden, wie es die Jahreszeit jeweils bot, vor allem Pflanzkost, Früchte, Samen. Das war aber häufig nicht viel, oft genug werden die Altsteinzeitleute sich hungrig schlafen gelegt haben. Dies Sammeln war vor allem die Aufgabe der Frauen und Kinder. Der Mann dachte an Jagd, er wollte kräftige Fleischnahrung haben. Da traf die Horde auf frische Wildspuren, und sofort ging man ans Werk. Das aufgespürte Tier, ein Wiederkäuer, war offensichtlich krank. Da setzten sich alle Männer in Galopp und heßten es ununterbrochen, ließen ihm keinen Augenblick Ruhe zum Wiederkäuen oder Ausruhen, bis es völlig ermattet zusammenbrach und von dem Verfolger erschlagen wurde. Nasjagerei würde man das heute nennen, aber der Kampf ums Dasein, bitterster Hunger nach Fleisch ließ keine Wahl, man mußte das Tier bekommen, wie, war gleichgültig. Jedes Mittel galt als recht, wenn man nur zum Ziel kam, deshalb wagte man sich auch an die größten und gefährlichsten Tiere heran. Unser mecklenburgisches Land lag damals noch unter einem dicken Eispanzer begraben, hier gab es kein menschliches und tierisches Leben, aber im Süden, wohin das Eis nicht kam, breitete sich weithin die Tundra aus, eine Moos- und Grassteppe, wie jetzt etwa in Nord-Sibirien. Und darauf wanderte eine Tierwelt umher, wie wir sie heute nicht mehr kennen. Mammut, Nashorn, Riesenhirsch, Wildpferde, große Antilopen, Bären und selbst der Löwe. Und denen stand nun der Mensch gegenüber, ohne Naturwaffen, wie jedes Tier sie hatte, und oft genug wird nur List oder schnellste Flucht ihn haben retten können. Nur in etwas war er dem Tier überlegen, und das ist die Herrschaft über das Feuer. Schon die ersten Menschen, die wir auf der Welt kennen, verstanden sich Feuer zu entfachen. Wie sie das gelernt haben, wissen wir nicht. Ursprünglich gewann man es vielleicht, wenn ein Blitzschlag einen Baum oder das trockene Steppengras entzündet hatte, dann nahm man wohl einen brennenden Ast mit in die Höhle und nährte das Feuer mit großer Sorgfalt, daß es nicht ausging, später lernte man es jederzeit beliebig zu entfachen. Das Feuer wurde der Freund des Menschen, es half ihm sein hartes Los zu tragen und ermöglichte ihm das Überleben der eisigen Winter. Das Wild aber hatte Angst davor, voll Entsetzen flüchtete alles Gethier vor dem Feuerbrande davon, selbst das größte. Und gerade dieses zu erlegen lockte den Menschen. Denn da gewann er mit einem einzigen Erfolge eine solche Menge Fleisch, daß die

ganze Horde auf längere Zeit genug hatte und sich ordentlich sättigen konnte. Dazu brauchte man aber Waffen, und diese wurden aus Feuerstein gemacht. Ein geschickter Mann schlug einen Stein knollen zweckentsprechend zu, etwa mandelförmig, so daß das dicke Ende gut in der Hand lag, während die andere Seite etwas zugespitzt wurde. So entstand eine kräftige, gefährliche Schlagwaffe, der sogenannte Faustkeil, der Jahrtausende lang das Hauptgerät der Altsteinzeitleute blieb. Mit dieser Waffe konnten sie sich wohl an kleinere Jagdtiere heranwagen, aber den großen Dickhäutern und Raubtieren gegenüber genügte sie nicht, man mußte sich anders helfen. Und da denken wir an das, was Cäsar von den Germanen seinerzeit erzählt hat: Man machte Wildgruben. Nachdem der Wechsel der Tiere genau ausgekundschaftet war, d. h. der Weg, den sie regelmäßig zu nehmen pflegten, grub man darauf eine ganze Anzahl von Fallgruben, teils auf dem Wege selbst, teils rechts und links davon. Es mag eine sehr mühevollen Arbeit gewesen sein, diese Gruben mit dem ganz einfachen Werkzeug auszuheben, aber mit Fleiß und Geduld schaffte man es. Trichterförmig wurden sie angelegt, über einen Meter tief, am oberen Rande über zwei Meter breit. Natürlich mußten sie so ausgestaltet werden, daß das Wild nicht mißtrauisch wurde. Deshalb überdeckte man sie mit Reisig, Gras, Rasenstücken, legte auch wohl Losung der Tiere darauf, um alles möglichst unversänglich erscheinen zu lassen. Dann warteten die Jäger ab, bis die Herde heranzog oder trieben sie auch mit lautem Schreien oder mit geschwungenen brennenden Zweigen heran. Das vorauseilende Tier brach mit dem Vorder- oder Hinterlaufe ein, es fiel in die Grube, wo es mit gebrochenen Beinen liegen blieb, die andern suchten voller Schrecken nach beiden Seiten auszubrechen, wobei noch manche in die seitlichen Gruben fielen. Meist handelte es sich hierbei um die schnellen Steppentiere, Wildpferde, Hirsche und Antilopen. Dann stürzten die Jäger sich gleich darauf und erschlugen sie. Zuweilen aber geriet auch wohl ein größeres Tier, etwa ein Bison, in eine der Fallgruben. Dann ließen sie es drin, bis es völlig ermattet war, warfen es mit Steinblöcken tot oder gaben ihm den Gnadenschlag mit dem Faustkeil. So konnten sie selbst das Mammut erlegen, diesen riesigen Dickhäuter, der viel größer war als seine noch lebenden Verwandten, die Elefanten, und gewaltige, stark gebogene Stoßzähne trug. Der Kälte wegen hatte es sich einen dicken Haarpelz angezogen, und dagegen waren die Waffen der Menschen völlig wirkungslos, sie konnten sich eben nur an junge oder gänzlich ermattete Tiere heranwagen. Diese waren aber der Fleischmasse halber sehr beliebt, was scherte es den Urmenschen, wenn es auch recht zäh war, er hatte ja gute Zähne. In großen Massen mußten diese Tiere auf den Tundren gelebt haben. Wir kennen in Mähren eine Wohnstätte des Urmenschen, bei der sich die Skelette von 900 Mammuts fanden. Aber auch in Deutschland lebten diese Tiere, z. B. hat man in einer großen Jägerstation bei Weimar reichlich Ueberreste gefunden, und auch in Mecklenburg sind Mammutzähne öfter ausgegraben worden. Meist handelt es sich um ganz junge Tiere, die noch am leichtesten zu erlegen waren.

Noch mehr wurde das Wildpferd gesagt, das in großen Herden auf den Tundren sich tummelte; gegen diesen ebenfalls sehr gefährlichen Gegner ging man bei der Jagd auch anders vor. In Süd-Frankreich gibt es eine sehr steil abfallende Felsklippe, an deren Fuß man so unendliche Mengen von Knochen des Wildpferdes gefunden hat, daß das Volk die Stelle Schindergrube nennt. Was ist hier einst geschehen? Die Männer hatten ausgekundschaftet, daß eine ganze Anzahl Pferde in der Nähe des Felsens weidete. Da vereinigten sich die benachbarten wohnenden Horden zu einer großen Treibjagd. In weitem Bogen

umstellten sie das Feld. Um sich auf die großen Entfernungen zu verständigen, hatten die Leute Pfeifen aus Vogelknochen, in die mit einem spitzen Feuerstein Löcher hineingebohrt waren. Damit gab ein Jäger das Signal, er blies die Jagd an, wie wir sagen würden, und dann ging das Treiben los. Mit wüstem Geschrei eilte das ganze Volk vorwärts, steckte auch wohl das dürre Steppengras an, wie es die Neger Afrikas heute noch machen, und trieb so das Wild in rasender Flucht vor sich her. Manch ein Tier ging schon im Feuer zu Grunde, den Jägern eine willkommenen Beute. Die andern Wildpferde stürzten in graufiger Angst auf die Klippe zu, sturzen dort, es blieb ihnen aber kein Ausweg, sie mußten entweder durch die brennende Steppe zurück oder den Sprung in die Tiefe wagen. Sie zogen dies vor, blieben aber mit zerbrochenen Beinen unten liegen. Schonung gab es nicht, ebenso wenig etwa den Gedanken, nur so viele Tiere zum Todessturz zu bringen, wie man wirklich verwerten konnte. Alles, was eingekreist war, mußte hinunter, und dann begann ein Festschmaus, der tagelang, wochenlang dauerte, bis das Fleisch zur Nahrung unbrauchbar geworden war. Nun hatte man sich wieder einmal ordentlich satt gefuttert, also konnte wieder eine Hungerzeit kommen, denn maßloser Fleischreichtum und Zeiten grimmigsten Hungers wechselten ab. Scheußlich erscheint uns solche Jagd, aber der Mensch der Urzeit kannte kein Mitleid mit dem gequälten Tier, er wollte Fleisch, massenhaft Fleisch, sonst konnte er verhungern.

Nun war die ganze Gegend tierarm geworden, die Horde aber verlangte wieder nach Fleisch. Da wurden die Männer ausgesandt weithin über die Steppe fort, nur Frauen und Kinder blieben unter dem Schutz weniger älterer Leute in der Höhle zurück. Jene waren schutzlos der Kälte und dem Wetter preisgegeben, vor allem dem eisigen Steppenwinde. Da machten die Frauen aus dem Fell erlegter Beutetiere ein Zelt, das jene mitnahmen. Tagelang waren sie unterwegs, erlegten alles Wild, das sie bekommen konnten und schickten es gleich mit den jüngeren Leuten ihrer Horde zu, sie selber jagten weiter und kehrten erst um, wenn jeder schwer mit Beute beladen war. Wieder gab es zu Hause einen Festschmaus. Mangel und Ueberfluß wechselten eben dauernd ab.

Die Zeiten änderten sich. Im Norden zog sich der Gletscher zurück, es wurde wärmer. Viele Tierarten konnten das nicht vertragen, sie starben aus oder wanderten der Kälte folgend weiter nach Norden. Eine andere Tierwelt besiedelte jetzt die Steppe, vor allem das Rentier und der Bison. Zur selben Zeit wuchs auch die Kunstfertigkeit der Menschen. Sie schlugen sich nicht mehr nur den rohen Faustkeil zurecht, sondern formten aus Feuerstein schöne Geräte, einen Dolch, scharfe Messer und vor allem dünne Klingen, die vorne in eine scharfe Spitze ausliefen. Sie wurden in einen hölzernen Schaft eingelassen und dienten als Speer. Ebenso schuf man kleine scharfe Spitzen als Pfeilspitzen. Damit war nun ein gewaltiger Fortschritt gemacht, der Uebergang vom Nahkampf zum Fernkampf. So unvollkommen diese Geräte aussehen, so gefährlich sind sie doch. Freilich, die handgeschleuderte Lanze mit der Steinspitze konnte nicht durch das Fell größerer Tiere dringen, die gebrauchte man gegen kleineres Wild, Vögel und Fische. Um damit mehr ausrichten zu können, erfand der Steinzeitmann das Wurfholz, ähnlich wie es die Eskimos noch bis in die Neuzeit benutzten, eine Art hölzerne Schleuder, mit der man die kurze Lanze mit weit größerer Wucht werfen konnte. Mit solcher Waffe und mit dem kräftigen Bogen konnte man sich auch an den Bison herannähen. Dann mußte der Bogen aber eine ganz starke Spannkraft besitzen. Das war wieder für den Jäger nicht ganz unbedenklich, denn die Bogensehne traf zurückschnel-

lend sein Handgelenk und konnte dies schwer verletzen. Um sich zu schützen, band er wohl eine Schutzklappe aus Stein, Knochen oder Leder um, die den Schlag der Sehne auffing. So konnte er auf weite Entfernung mit Sicherheit schießen, und wenn es glückte, das Rückenmark zu treffen, dann wirkte der Schuß unbedingt tödlich, sonst verursachte er schwerste Wunden. So wurde neuerdings in einem Moor Dänemarks das Gerippe eines Bisons entdeckt, bei dem der Steinpfeil noch im Brustbein steckte, und daneben lagen mehrere Pfeilspitzen. Das Tier war gejagt worden, einige Pfeile saßen im Fleisch, einer hatte das Brustbein zerschossen, da schleppte sich das schwer verwundete Tier in den Sumpf, wo es verendet liegen blieb, die Jäger fanden es nicht. Diese schnitzten sich auch scharfe Spitzen aus Knochen, der Jäh, aber leicht zu bearbeiten ist. Wiederholen auf einer oder beiden Seiten verhinderten das Herausfallen aus dem Anschuß und verursachten furchtbare Wunden, oder sie klemmten scharfe Feuersteinsplinter in einer Längsferbe des Knochens ein, die demselben Zwecke dienten. Solche „Harpunen“ stellen eine sinnreiche Verbindung von Stein- und Knochenwaffe her. So ausgerüstet, ging man nun gegen das Wild vor, vor allem gegen das Rentier, dessen Knochen unter den Klüftenabfällen jener Tage den größten Raum einnehmen. Dies Tier lebte in Rudeln zusammen, wie heute noch in Lappland, und war verhältnismäßig leicht zu erlegen, wenn man nur nahe genug herankam. So jagte man auch den gewaltigen Elch, der in Deutschland nur noch auf der Kurischen Nehrung in wenigen Exemplaren gehegt wird. Damals war er als Jagdtier außerordentlich geschätzt, sein Geweih wurde wegen seiner Stärke und Härte besonders begehrt, man verfertigte sich daraus höchst gefährliche Streitärte. Viel bedenklicher war die Jagd auf den Bison oder Wisent, ein dem Büffel verwandtes Tier, das heute auch nur noch in geschützten Gehegen lebt. Namenlose Kraft und Wildheit zeichneten es aus, und doch wagten sich die Jäger heran. Mit Steindolch und Lanze, vielleicht auch dem Lasso bewaffnet, schlich der Mann durch das hohe Steppengras dahin. Da sah er von ferne eine Wisentkuh ruhig weiden. Sofort warf er sich zu Boden und schlich sich heran, langsam und leise, kein Geräusch durfte sie schrecken. Nun war er da und wartete auf den günstigen Augenblick, seinen Speer zu werfen. Stundenlang lag er so, das Wild stand ungünstig, und auf einen Fehlschuß durfte er es nicht ankommen lassen, sonst hätte das wilde Tier in sicherer Zerstampfung. Da wurde es unruhig, warf den Kopf hoch und lief davon, der Mann hatte das Nachsehen und schlich nach Hause. Dort lag neben dem Stein, auf den er sich setzte, ein glatt abgeschabter breiter Rentierknochen. Er nahm ihn auf und ritzte mit scharfer Stein Klinge sein Jagderlebnis hinein. Stundenlang hatte er gelegen und das Wild beobachtet, er kannte jeden Teil des Körpers genau, und zeichnete alles genau auf dem Knochen nach. Diesen haben wir wieder gefunden. Da sehen wir das Steppengras, auf dem Bauche kriecht der Mann heran, in der Hand die Waffe. Ruhig äsend steht die Wisentkuh vor ihm, nichts ahnend von der dräuenden Gefahr. Nach langer Arbeit war die Zeichnung fertig eingerichtet. Der Mann stand auf und legte den Knochen am Fuße der Felswand seiner Höhle nieder. Dort lagen schon mehrere ähnliche. Auf dem einen war ein äsendes Rentier abgebildet, auf dem anderen zwei Wildpferde, hier ein Mammut, alles äußerst naturgetreu. Auch Raubtiere sind eingerichtet, hier trottet ein Bär dahin, dort schleicht ein Löwe, wie er in der ältesten Steinzeit noch in Europa lebte. Und auf andern Knochen sind Fische eingerichtet. Ein Mann der Horde ist ein leidenschaftlicher Fischer. Mit dem Speer in der Faust steht er am Ufer und wartet. Wenn ein Hecht herankommt, wird er schnell gespeert. Oder er

macht nachts seinen Einbaum los u. fährt hinaus durch das Schilf aufs nächtlich düstere Wasser. Dort steckt er vorne auf dem Boote ein Feuer an und wartet. Die Fische kommen heran, starren in die Glut. Wieder und wieder fährt der Speer nieder, einen Fisch nach dem andern wirft der Fischer auf den Boden des Rahns. Nun hat er genug, er fährt nach Hause und ritzt das Bild des Fisches auf dem Knochen ein. Neben ihm sitzt ein anderer Mann, der noch viel kunstvollere Sachen macht. Er begnügt sich nicht mit dem Umrißbilde, sondern schnitzt das ganze Tier aus in lebensvoller Gestalt. Hier ein gestürztes Reemtier, dort ein junges Mammüt, Köpfe von Bären, von Wildpferden, und dort liegt das Meisterstück: ein langer Knochendolch, die Klinge spitz und scharf, der Griff aber zeigt einen Steinbock, wie er heute noch in den Alpen lebt. Sein ausgeschnitten steht er vor dem Hintergrunde des Felsens, wie ihn der Jäger zu sehen gewohnt war. Mit solchen Werken beschäftigte sich der kunstliebende Steinzeitmann an Regentagen in seiner Höhle, oder abends beim kimmerlichen Licht eines flackernden Feuers, um das die ganze Horde herumlag. Wenn aber die Sonne hell hineinschien, dann sah der staunende Besucher noch etwas anderes. Die ganzen Wände der Höhle sind bedeckt mit Malereien, meist von Tieren, und zwar solchen, die nicht leicht zu erlegen sind. Zum Teil sind die Bilder nur im Umriß gezeichnet, tief mit dem Feuersteinstichel eingeritzt, zum Teil aber auch farbig, rot und schwarz ausgemalt, und zwar so, daß die Unebenheiten des Felsens mit benutzt sind, wodurch einzelne Teile plastisch hervortreten. Die künstlerische Gestaltung zwingt uns zu staunender Bewunderung. Außerordentlich lebenswahr ist vor allem der Bison dargestellt. Hunderte von seinen Bildern bedecken Wände und Decke der Höhle. Was die Leute zur Ausführung dieser Malereien und Schnitzereien trieb, war wohl der Aberglaube. Denn wahrscheinlich haben wir es hier mit einem Jagdzauber zu tun. Wenn der Jäger das Tier im Wilde hatte, glaubte er es auch in Wirklichkeit erringen zu können. Mit dem Wilde gewann er Gewalt darüber. Für den Jäger ist es Lebensfrage, sein Bild aufs allergenaueste zu kennen, und genau so, wie er es draußen auf der Steppe oder im Walde beobachtet hatte, stellte er es im Wilde dar. Ja, wir erkennen noch mehr. Wie heute noch die Jäger allerlei Listen anwenden, um an das scheue Wild heranzukommen, machten sie es schon damals. Wir besitzen die Zeichnung eines Altsteinzeitmenschen, der sich

die Decke eines Hirsches übergeworfen hat, so daß das mächtige Geweih über seinem Kopfe emporragt. In dieser Verkleidung konnte er unerkannt sich dem Rudel nähern und sich das beste Stück zur Beute aussuchen.

Wieder änderte sich die Zeit. Die gefährlichen Riesentiere verschwanden allmählich, eine zahmere Tierwelt, Hirsch, Reh, Wildschwein, bevölkerte das Land. Es blieben das Wildpferd, auf das noch Siegfried im Odenwald jagte, auch der Elch und vor allem der Auerochse. Bei Baggerarbeiten in der Warnow bei Rostock kamen zwei Schädel dieses riesigen Rindes zutage, deren Hörner offensichtlich mit dem Steinbeil abgeschlagen waren. Nach vier-tausend Jahren ist damit die Jagdbeute des jetzt sesshaft gewordenen Bauers der jüngeren Steinzeit wieder ans Tageslicht gekommen. Dieser brauchte nicht mehr wie der alte Höhlenbewohner sein Leben in dauerndem Umherschweifen nach Jagdbeute mühsam zu fristen. Ackerbau und Viehzucht hatten ihn unabhängig von den Zufälligkeiten der Jagd gemacht, er hatte auch so genug zu leben.

Die Lust am Waidwerk behielten die alten Germanen aber bei. Am Rande ihrer Feldflur dehnte sich ja noch der Urwald aus, in dem sie, wie Cäsar berichtet, mit Leidenschaft jagten. Sie waren jetzt auch wesentlich besser ausgerüstet als früher. Die Waffen aus Bronze, dann aus Eisen, schnitten doch schärfer als die Steinwaffen. Dazu hatten die Bauern sich inzwischen den Hund gezähmt. Ursprünglich diente er nur zum Schutze des Gehöftes. Er warnte bei Nacht durch sein Gebell, wenn Gefahr drohte. Dann aber richtete man ihn auch zur Jagd ab. Als Wächter am Hause blieb der klaffende kleine Spitz, zur Jagd nahm man den großen Wolfshund mit. Er jagte das Wildschwein auf, der Jäger konnte es wagen, diesem mit einem Speer entgegenzutreten und es auf die Saufeder aufzulassen zu lassen. So wurde der Hund, wie heute noch, geradezu der Freund des Jägers, von dem er sich selbst im Tode nicht trennen mochte. Wir fanden in Bramow bei Rostock die Grabstelle eines alten germanischen Kriegers und Jägers. Er lag vor uns in vollem Wappenschmuck, mit Lanze, Pfeilen und Schild. Ihm zur Seite lag das Skelett eines Wolfspitzes, quer über die Brust hinüber, aber hatten die Getreuen seinen Jagdhund gelegt, ein mächtiges Tier mit auffallend starkem Gebiß. Er sollte ihm folgen nach seinem Walthall, in seine lebensvoll gedachten ewigen Jagdgründe. J. Becker, Rostock.

Was Mecklenburger Landsturm in Masuren erlebte

Mit Erlaubnis des Verlags Friedrich Bahn in Schwerin i. Meckl. entnommen aus dem Buch von Dr. Hans Berg „Für Heimat und Herd“, 232 Seiten, Preis kart. RM. 1.40, in Halbleinen RM. 1.60.

(Fortsetzung.)

Und so tappe ich denn vor Tau und Tage hinaus und schlürfe aufatmend die reine Luft der bitterkalten Winter-nacht wie den schönsten Labetrunk. Die Kameraden sind diesmal auch froh, wenn die Zeit der Ablösung sie hinaus auf Posten ruft.

Anderen Tags wird ausgemistet. Beim Ausforken raucht das alte, von hereingewehtem Schnee oft durch-nähte, mit allerlei Abfällen durchsetzte Stroh, und zwar um so mehr, je tiefer man kommt. Wie haben es unsere Vorgänger nur hierin aushalten können!

„Nu ward de Luft reiner, äwer se möt of beten warm sin, dit Gefrier is nich uttuhollen,“ meint Karl Müller, „Wi will'n uns einen Aben bugen (Ofen bauen).“

Gesagt, getan. Wenn die Kommandantur noch nicht für alle Stützpunkte kleine Öfen hat beschaffen können,

müssen wir uns selber helfen. Aus den Steinen des zer-trümmerten Stalles bei unserem früheren Küchengebäude — jetzt fährt ja immer die Gulaschkanne aus Spiergsten das Essen heran — und dem reichlich vorhandenen Lehm baut Müller einen ansehnlichen kleinen Herd; Ofentür, Rohr und Herdringe werden aus den verlassenen Häusern requiriert. Dies Beispiel findet bald in vielen Unterstän-den Nachahmung. Ein praktischer Mann findet sich fast in jeder Höhle, sonst hilft Kamerad Hopp als Sachverständiger aus.

Aber zunächst war die Vorfreude das Beste. Der frische Lehm dunstet und das Rohr zieht nicht ordentlich, so daß dichter Rauch uns einhüllt. Als es abends noch nicht besser ist, flüchte ich zu den Artilleristen, die ich schon von vorigmal näher kenne.

Leider können wir unsere Unterhaltungen nicht fortsetzen, sondern uns nur noch herzlich Lebewohl sagen:

die Abteilung wird heute abgelöst. Die neuen Artilleristen sind ältere Leute, darunter mehrere Berliner. Sie haben sich schnell eingerichtet, und schon sprudelt auch ihr trockener Witz.

„Nach dem Kriege muß es eine Luxussteuer auf Gebäude geben. Et hat sich jetzt herausgestellt, daß man sich ebenso gut in die Erde inbuddeln kann.“

„Gewiß, Ostpreußen braucht überhaupt gar nicht wieder aufgebaut zu werden. Man macht's wie die Maulwürfe.“

Beim Aufziehen werden unsere Horchposten einmal so heftig beschossen, daß Unteroffizier Voss sich 1–2 Stunden lang nicht aus dem Bombenloch herauswagt, in das er unterwegs schnell gekrochen ist. Gewehrfeuer prasselt öfter als letztes Mal in unseren Schützengraben, sobald nur irgendwo ein Kopf sichtbar wird. Die Schüsse gehen aber meist zu hoch, einige hört man auch gegen die Bergwand klappen.

Es ist meist klares, sonniges Frostwetter. Am 2. Februar kommt Kamerad Miescke von der vierten Kompanie und photographiert uns zugeweihe, ein nettes Andenken.

Am 3. Februar schießt ringsum schwere Artillerie, daß die Fenster unserer Schreibstube und Küche in Spiegeln erdentlich zittern.

Zweimal wird erhöhte Gefechtsbereitschaft befohlen. Flieger sollen das Eintreffen von Verstärkungen hinter der russischen Front beobachtet haben, so daß Angriffe erwartet werden. Der Russe will angreifen? Wird es nicht Zeit, daß wir angreifen und ihn aus dem Lande jagen? Werden unsere jungen Truppen nicht bald mit ihrer Ausbildung und ihrem Aufmarsch fertig sein?

6.

In Quartier- und Läusehöhlen.

Wir haben auch einen Kompaniepropheten. Als wir noch in Löben waren, jagte Kamerad Prahl, der oft „starke Gedanken“ und Träume hat: „Wenn wir noch mal in den'n süßwigen Schützengraben kamen, blieben wir nicht lang dor. Zweiten, spätestens vierten Februar möten wir wedder rut, gahn up Reisen un möten väl wannern.“

Wir hatten uns nicht weiter daran gekümmert, aber es fällt uns wieder ein, als es am 3. Februar plötzlich heißt: Morgen früh Abmarsch nach dem Süden von Löben, ob in Schützengraben oder Reservestellung, ist noch unbestimmt.

Es ist noch dunkel, als wir den Schützengraben verlassen, durch 75er abgelöst. In Friedental rasten wir bis über Mittag. Alles geht wieder an die alten Plätze — denn bei den Mecklenburgern gilt bekanntlich der Grundsatz: „Allens blint bi'n Ollen — ich also wieder in das dunkle Scheinensfach, wo ich Anfang Dezember mit meiner und der 6. Korporalschaft zusammentraf; je zwei Leute, dieselben wie früher, tun sich wieder beim malerischen Schein einer Kerze zusammen, um zu essen, zu ruhen oder auf einem Schachteldeckel an „uns' Mudders“ zu schreiben.

Da hören wir, daß der Postverkehr für zehn Tage gesperrt ist. Aha! Jetzt beginnt wohl das Großreinemachen von Ostpreußen mit dem Hindenburgschen Eisenbesen, und wir sollen vielleicht beim südlichen Plankenstoß dabei sein.

Wieder besteigen wir zusammen mit der dritten Kompanie in Lannenheim die Feldbahn. Aber diesmal fahren wir stolz an Löben und Feste Bohnen vorbei. Bei Bahnhof Bohnen stehen eine Menge gebrauchsfertiger französischer Geschütze, elegantere Bauart, kompliziertere Mechanik als bei unseren derberen deutschen Geschützen, aber namentlich auf schwierigen Wegen lange nicht so haltbar. Bezeichnend für den Unterschied der beiden Volkscharaktere! In Bogazewen, wo's von Soldaten wimmelt, werden wir ausgeladen und müssen bis Dunkelwerden, noch ungefähr zwei Stunden, auf beschwerlichen, schneeigten Wegen bis Ru-

dowlen marschieren. Am Eingang des Dorfes melden die Quartiermacher, es sei schon alles durch andere Truppen besetzt. Netze Aussichten! Schließlich einigen sich die Kompanieführer dahin, daß die erste Kompanie die rechte, die dritte die linke Seite der Dorfstraße nimmt und jede zuflieht, wie sie noch unterkommt. Haus bei Haus wird ein Schub hineingeschickt. Die Quartierfrage ist im Kriege sehr wichtig, denn sie beeinflusst stark die Leistungsfähigkeit des Soldaten. Deshalb sei hier versucht, ein charakteristisches Bild der für uns wie für die Einwohner nicht leichten Quartiernöte auszumalen, über die ich mich in Zukunft kürzer fassen kann.

Ich komme zu meinem „Kollegen“, dem Ortsvorsteher. In der geräumigen Küche sind die Familie des Dorfgewaltigen, drei Generationen, und eine befreundete Flüchtlingsfamilie zusammengedrängt.

„Haben Sie gar kein anderes Zimmer mehr frei?“

„Nein, alles andere ist von Leutnants der Armierungstruppen besetzt? Wie viel sind Sie?“ fragt die Schulzenfrau.

„Zusammen sechs.“

„Nun, auf dem Fußboden hier beim Herd schlafen meine beiden Töchter, aber daneben bei der Tür könnten vielleicht noch ein bis zwei Mann liegen. Sie sind ja alle Familienväter. Aber Stroh haben wir nicht mehr, das müssen Sie sich selbst besorgen.“

Gefreiter Hahn zeigt mir im Viehstall eine kleine, mit Schleen abgegrenzte leere Ecke, die Kälberbucht. „Wenn wir uns über den Mist Stroh breiten, wird es für sechs gerade reichen. Oder wollen Sie lieber in die Stube gehen?“

„Nein, ich komme auch hier herein. Nun mal erst Stroh herbeischaffen. Aber woher?“

Der etwa 15jährige „Kronprinz“ des Dorfes führt uns zu einem Nachbargehöft. „Aber!“ sagt der Besitzer entrüstet — der Masure legt den Ton auf die zweite Silbe — „wir haben bloß noch Haferstroh alles andere ist schon für die Soldatche hergegeben. Gehen Sie doch zu den Großen.“

Beim größten Bauern des Dorfes finden wir das Gewünschte. Nach kurzem Imbiß in der Küche liegen wir enggedrängt beisammen in unserer Kälberbucht. Aber die Tür geht nur von außen zu schließen. Durch die Ritze dringt die Kälte herein. Man hört, wie das Vieh den Dung fallen läßt und fröstelt. Wenn sie dies so zu Hause wüßten in ihren warmen Betten!

Gegen Mitternacht kommt der Dorfschulze von einer dienstlichen Ausfahrt zurück. Das Pferd wird hereingebracht und steht zwischen uns und der Stalltür. Als ich gegen 4 Uhr morgens hinauswill, weil ich das Frieren nicht länger aushalten kann, komme ich nur mit Mühe um den Gaul herum. Dabei fällt mir meine Taschenlampe aus der Hand, in die Bucht für die Küche. Im Dunkeln klettere ich über die Schelte und finde sie glücklich wieder. Nun hinaus! Aber die Tür ist zu. Der Schulze hat sie von außen zugeriegelt, damit das erhitzte Pferd nicht die kalte Zugluft bekommt. Was bleibt mir übrig, als mich wieder um den vierbeinigen Schlafgenossen herumzuquälen und geduldig in meiner Kälberbucht zu warten. Nach einer Weile kommt der Junge, das Pferd zu füttern und zu tränken. Jetzt kann ich hinaus.

Es ist eifig kalt. Ich gehe — wo soll ich sonst hin — in die Schlaf- und Wohnküche. Sie ist auch kalt geworden und die Luft, wenn auch wärmer, doch nicht besser als im Kuhstall. Das Herdfeuer brennt noch nicht; die Frauen sind schon auf, während die Großeltern, die kleinen und großen Kinder und der „Kollege“, der seine Nachtfahrt ausschläft, noch in den Federn liegen. Ich bin nicht der einzige frühe Morgenbesuch. Bald finden sich mehrere junge Burschen ein, die sich heute in Sichmedien zur Musterung aller 17-

bis 45jährigen zu stellen haben. Mit Interesse lauschen die Mädchentöpfe, die aus den Federbetten auf der Diele neben dem Herd hervorstehen, ihren Reden. Als alle Erwarteten versammelt sind, besteigen sie einen Schlitten. Eine Mutter, die wohl in Gedanken ihren Jungen bereits im Schlachtgetümmel sieht, winkt ihm noch lange nach. Ich habe ein kurzes Frühstück, Speck und Brot aus meinem Brotbeutel zu mir genommen und sehe mich genötigt, einen anderen Aufenthalt zu suchen, damit die jungen Dorfschönen aufstehen können.

Auf der Dorfstraße begegnen mir einige Kameraden, die aus ähnlicher Quartiernot ins Freie geflüchtet sind.

„Wo ist unsere Küche?“

„Im letzten Haus links.“

Dort finde ich den Küchen-Unteroffizier mit seiner Mannschaft und einer Schneiderfamilie in einer ähnlich großen Wohnküche beisammen. Abends sind erst die Kinder, ein etwa 14jähriger Junge und vier kleine Mädels, dann die Soldaten und der Vater schlafen gegangen und zuletzt die Mutter, die vorher das Licht auslöschte. Morgens ist's dann in umgekehrter Reihenfolge gegangen. Es ist reizend anzusehen, wie die kleinen flachsblonden Mädchen aufstehen, sich anziehen, einander gegenseitig die Zöpfechen flechten und, ohne daß die Mutter ein Wort zu sagen braucht, die Stube ausfegen und alles sauber machen. Solche Ordnung in so eng belegtem Raum, der gleichzeitig zum Schlafen und Kochen, Essen und Arbeiten dient, ist ein gutes Zeugnis für die Familie. Der Vater setzt sich an seinen Schneidertisch, die Mutter schafft am Herd. Meine Sehnsucht nach etwas Heißem wird bald gestillt. Wohliger wieder erwärmt und innerlich erquickt durch den Anblick einer einfachen, aber trefflichen Kindererziehung gehe ich in mein Quartier zurück und schreibe am Kriegstagebuch. Dann lockt mich der Sonnenschein nach draußen.

„Denken Sie, ich habe schon wieder Singvögel.“ Mit diesen Worten begrüßt mich der Unteroffizier K. von der 11. Korporalschaft.

„Singvögel, was ist das?“

„Na, dasselbe wie Bienen.“

„Aha, die russischen Haustierchen. Sie Aermster!“

Zwei Leute, B. und H., haben sich auch noch gemeldet. Mit ihnen muß Unteroffizier K. nun nach der Entlassungsanstalt wandern oder, wie wir es zart ausdrücken, Jungvieh nach Löhren bringen. Wilhelm Niemann meint deshalb von seiner Korporalschaft: „Mit unsen Verein is nix mehr los, uns' Börstand heit Lüs!“

Nachmittags 2½ Uhr geht's weiter an weiten Brücken und Seen vorbei über den Schimonkanal, den die Unseren aufgereiht halten und streng bewachen, nach dem großen, schöngelagerten Dorf Schimonken. Es schneit leise, über der weißen Erde wölbt sich ein dunklerer Himmel. Das Dorf hat den Kopf verloren: von der schönen Kirche ist der Turm abgesprengt worden, weil er der russischen Artillerie als Zielpunkt diente. Unser Quartiermacher, Schießunteroffizier Köller, hat uns im hochgelegenen Schulhause und einigen anderen Häusern Unterkunft besorgt. Ich komme mit meiner Korporalschaft in eine Stube mit vier kahlen, weißgetünchten Wänden, an denen noch zwei einsame, unschöne Bilder hängen, in der aber — was die Hauptsache ist — ein Ofen steht. Wir heizen sofort mit Latzen und Brettern, die wir im Stall zusammenfuchen. Manche Gebäude werden zu Heizungszwecken fast abgedeckt. Am Eingang des Dorfes stand ein Stall ganz ohne Dach, das Korn und Stroh lag nun ungeschützt auf dem Boden.

Wie schwer wird einem diese kriegerische Behandlung fremden Eigentums, wenn man an die armen geflüchteten Besitzer denkt! Und wie schwer muß für diese die Heimkehr werden und der Anblick der Räume, in denen sie glückliche Jahre friedlicher Arbeit verlebten! Wieviel Elend richtet doch ein Krieg an! Und dies ist noch das geringste.

Aber, um mich ostpreussisch auszudrücken, was ist zu machen? Harte Notwendigkeit, eiserne Zeit!

Während wir abends noch die scheinbar unvermeidliche alkoholische Herztärkung empfangen, ist unser Bagagewagen mit Offiziersgepäck und Schreibstubeinrichtung zwischen Rudlowen und Schimonken umgestürzt. Gefreiter Behnde und Haensel und der Bagagentutscher Schroeder I haben ihren kühnen Salto von der Wagenhöhe in die Schneetiefe glücklich überstanden, Gaertner ist etwas verstaucht und verschrämmt und kann lange seine Kopfbedeckung nicht wiederfinden. Von Königsberger Landsturm-kameraden beim Aufrichten und Wiederaufladen tatkräftig unterstützt, langen sie ½9 Uhr auch in Schimonken an.

7.

Eingeschnitten und ausgeräuchert.

„Armer Mann, was mußt Du erlitten haben, daß Du Dich in einem Schweinestall glücklich fühlst!“ So schrieb die Frau eines Kameraden auf das hin, was dieser ihr aus Friedenthal nach unserer ersten Soldatener Schützen-grabenzeit nach Hause berichtet hatte.

(Fortsetzung folgt.)

Alt mine Festungstied.

Fritz Reuter.

(Schluß.)

Ah, de olle gaude Mann! Hei hadd einige saebentig Johr lewt un was noch as en Kind, hei vertellte in de irste halve Stunn' einen wilbfrömden Minschen sine ganze Levensgeschichte. — „Ne,“ säd id, as id de Trepp tau höchten steg in min niges Quartier, „dußendmal leiwier in Reden un Banden, as mit söß un saebentig Johr Premier-Leutnant.“

Gott sei Lob un Dank! Min Stuw' hadd keine isernen Gardinen. Id rünte mine Habseligkeiten en beten in un gung wedder 'raewer nah den Herrn Oberst-Leutnant.

Hir hadd sid dat nu sühr tau sinen Burthel verännert; min Herr Oberst-Leutnant hadd en ganzes Nest vull Döchter, ein ünner schöner as de annere; de Fru Oberst-

leutnantin was 'ne gaude fründliche Fru, un männigen fröhlichen Nahmiddag un taubertrülichen Abend heiw id in desen gastfründlichen Hus' taubröcht, un noch hüt den id doran un dank dörsör recht ut Hartensgrunn'.

Blot mit den ollen Herrn müßte sid Giner en beten in Acht nemen, denn as id seggt heiw, hei hadd sine Eigenheiten, un wil hei man wenig Uemgang hadd, un em de Tid tauwilen lang würd, was hei of männigmal wat verdragen. „Unter olle negenstauke Feldwebels,“ säd hei, „schiden sei mi hir her; und das sollen denn Offiziers sein! — Was weiß so 'n Leutnant L. . . von Kriegskunst? — Damals, als Diebitsch in der Türkei war, sagte dieser Leutnant L. . . Diebitsch könnte nicht über den Balkan

kommen; aber Leutnant Th . . . sagte ihm, er käme 'rüber, und er ist auch 'rüber gekommen; aber Th . . . war auch ein wirklicher Offizier."

Recht hadd min oll Herr Oberst-Leutnant; ne sonderbore Versammlung von Kriegshelden hadd sich in Daems tausam funnen, un em würd 't swor, ut dit vertüßerte Klugen dat Gnn' rute tau sinnen, an dat hei sine Unnergeewenen anbinnen süll; id mein', hei kunn seindag' keinen Adjutanten dor mang 'rute sinnen, un noch denk id doran, wo em dat gung, as mal 'ne nige Uplag' von Offizirer för em in Wismar 'rute kamen was, de sei em as ganz wat Besonders tauschieden deden. Hei beslot, dit süll von jist af sin Adjutant werden, un, um em doch glit mit aller maeglichen Fründlichkeit unner de Ogen tau gahn, gaww hei en feierliches Abendbrod, wotau de nige Adjutant mit de Fru Adjutantin laden würd. Mit Eten un Drinken wüßten sich denn of de beiden Jhregäst ganz gaud tau behelpen; aewer as dat nah Disch mit 'ne Unnerhollung losgahn süll, dunn wull dat nich recht, dunn hact dat. — Ein bon de Frözens kamm denn nu up den Infall, den Quartiermeister P . . ., de dor up de Festung satt un allerlei Hofus-Pofus mit Taschenspielerstückchen verstumm, 'raewer kamen tau laten. Na, de Mann matt denn also of sin Sack, un as hei mal unner 'n Haut en Ball in en Karmallenvagel verpuppen deit, seggt de nige Herr Adjutant: „Herr Oberst-Leutnant, das Stück habe ich schon mal gesehen, das war aber dunimals kein Karmallenvagel, das war eine Pag.“ — „Nein, lieber Mann,“ röpp de Fru Adjutant, „es war keine Pag, es war eine Maus.“ — „Nein,“ seggt hei, „es war eine Pag.“ — De olle Herr, de all wat sworhürrig was, glöwt jo woll, hei hadd sich verhört un fröggt mi: „Was meint er mit 'ner Pag'?“ — „Ich glaube, Herr Oberstleutnant, er meint einen Frosch.“ — „Und dazu sagt er 'ne Pag'? Mein Adjutant sagt zu einem Frosch 'ne Pag'? — 'ne Pag'?“ un dor mit gung hei ut de Dör herute. — Ja, för Adjutanten was Daems man 'ne swacke Gegend. — I mag sich aewer dor jo of mit betert hewwen.

Id satt hir in Daems nu noch aewer sitzwirtel Johr, un bel sei sich dorvon noch vertellen; aewer 't würd in 'n Ganzen dorup herute kamen, dat mi de meckelborgsche Regierung allens Maegliche tau Gauden ded' un dat id 't bi minen ollen braven Kommandanten so gaud, as kind in den Hus' hadd; aewer wat helpt dat All? de Friheit fehlte, un wo de fehlt, sünd an de Seel de Sehnen dörrh'neden.

Friedrich Wilhelm III. sturw 1840, un wat sin Saehn was, Friedrich Wilhelm IV., let 'ne Amnestie för all de Demagogen utgahn, un in de Zeitungen stunn tau lesen, wo sei allentwegen fri kamen wiren; aewer mi hadden sei vergeten; id müßt ruhig wider sitten; de Preußen dachten nich an mi, un de Meckelbörger dürrwten mi nich gahn laten.

Ach, wat sünd mi de vier Wochen lang worden! — Eines Dags aewer — id was en beten utgahn — kamm mi en Unteroffizirer nah tau lopen: „Herr Reuter, Sei saelen sich nah den Herrn Gerichtsrath Blankenberg kamen, för Sei is wat ankamen; Sei kamen fri.“ — Id gung tau-rügg, id gung an en swartes Stafettengelänner vörbi, de deiße Nahmiddags-Sünn schinte grell dörrh' de swarten Stäw', dat sung an mi vör de Ogen tau flirren; id müßt mi fast halten. Id kamm tau den Gerichtsrath, hei aewer-gaww mi en Schriwen: „Hir, Sei sünd fri, Sei kaenen, as Sei gahn un stahn, von de Festung gahn, Keiner heit Sei wat tau befehlen.“ — Ud dor stunn 't: Paul Friedrich hadd 't up sin eigen Hand dahn, ahn de Preußen tau fragen, un as id nah acht Dag' all bi minen ollen Bader tau Disch satt, kamm en schönen Breif von den Herrn Justizminister Kampß, worin dei em meldte, id würd nu of

bald an 't Hus kamen. Ja, 't was recht fründlich von em, blot dat 't en beten tau lat kamm.

Id sad Adjüs bi minen Herrn Oberstleutnant un bi annern gaude Lüüd' in de Stadt, packte mine saeben Saken un gaww sei mit Frachtgelegenheit. Den annern Morgen kloß vir namm id en lütten Känzel up den Buckel, bunn minen lütten Hund an de Lin', dat de Soldaten em mi nich weglockten, un gung as en frien Mann ut dat Dur, nah de Fenzirsche Maehl hentau.

As id achter de Maehl kamm, kamm id in de Haid' — 'ne trostlose Gegend! Sand un Dannenbusch un Haid'frut un Knirk, so wid dat Og' rekt; Weg' gungen bi Weg', aewer wecker was de rechte? Id wüßt keinen Bescheid; id setzte mi dal, un mi kemen allerlei Gedanken.

So! Saeben Johr legen achter mi, saeben swore Johr, un wenn id of up Stunns in 'n Ganzen lustig dorvon vertellst heww, sei legen mi dunn swor as Bentner-Stein up 't Hart; in dese Johren was nicks gescheihn, mi vörwarts tau helpen in de Welt, un wat sei mi maeglich nißt hewwen, dat lagg deip unnen in 'n Harten begrawen unner Haß un Fluch un Grugel; id müßte nich doran rögen; 't was, as süll id Gräwer upriten un süll minen Späß mit Dedenknaken bedriwen. — Un wat lagg vör mi? — 'Ne Haid' mit Sand un Dannenbusch. — Weg'? — Oh, vele Weg' führten dor dörrh', aewer gah man Einer so 'n Weg, hei sall woll mänd' werden. — Un wecker was de rechte? — Id biin rechtsch gahn — nicks as Sand un Dannenbusch; id biin linksch gahn — dat Süßwige. — Wo id hentkamm — keine Utsicht! Of de Wirschen wiren anners worden. — Männigein heit mi 'ne fründliche Hand henreckt; aewer in 'n Ganzen stimmte id nich mihr mit ehr tausam. Mi was tau Maud', as wir id en Bom, de kröppt wir, un um mi 'rümmer stunnen de annern un gräunkten un bläuchten un nemen mi Licht un Lust weg.

Dat Kröppen hadd id mi woll noch gefallen laten, denn id säuhlte in mi noch 'ne düchtige Lust tau 'm Driven 'n Utslagen, aewer in de Tid wiren mi of de Wörteln affneden. — Min oll Bader was nah Daems hentamen un hadd mi besöcht; hei was de süßwige gaude Bader von vördem; aewer in de saeben Johr wiren mit mine Hoffnungen of sine verdrögt; hei hadd sich gewennt mi so antauseihn, as id mi süßwist ansach — as en Unglück; hei hadd sich vör de Taufkunst en annern Taufnutt matt, un id stunn nich mihr vöran in sin Kefenerempel. Wi wiren uns frömd worden; de Schuld lagg mihr an mi as an em; de Hauptschuld aewer lagg dor, wo mine saeben Johr legen.

Ach, wat wiren dat för Gedanken! — Wat was id? Wat wüßt id? Wat kunn id? — Nicks. — Wat hadd id mit de Welt tau dahn? — Kein gor nicks. — De Welt was ehren ollen scheiwen Gang ruhig wider gahn, ahn dat id ehr fehlt hadd; um ehrentwillen kunn id noch immer furt sitten un — as id so unner den Dannenbusch satt — för minentwegen of. — Aewer Du büßt fri! Du kannst gahn, wohen Du wilst! De Welt steiht Di apen! — Ja, aewer wecker Weg is de rechte? —

„Schützen, kumm her!“ un id bunn minen lütten Hund von de Lin' los, „Along! Vöran!“ Id spielte en beten Blinn'saub mit de Welt. — De Taufall un de Instinkt, dat wiren de beiden einzigsten Haken, de id in ehre sahlen Wänn' inslagen kunn. Up de Festungen hadden sei mi knecht; aewer sei hadden mi en Kled gewen, dat was dat färfarben Kled von en grimigen Haß; nu hadden sei mi dat uttagen, un id stunn nu dor — fri! — aewer, of splittersadennack, un so süll id 'rinne in de Welt.

I gaww noch wat — dat säuhlte id — wat mi wedder insetten kunn in de Welt, dat was de Leiw'; aewer sei was mi verluren gahn, sei lagg wid af von den Sand un de

Dannenbüsch, up de min Og' föll. — „Schüten, min olle lütte Hund, lop vöran!“ — Hei lep vöran, un id folgte, hei was in desen Ogenblick dat einzigste Kreatur, wat mit Leiw' an mi hung. Hei was los von sine Lin' un hei sprung lustig hen un her, hei sprung an mi tau Höchten — dat was Leiw' — un aewer minen lütten Hund un mi schinte Gottes Sinn hell un warm, un wo de schint, jall 't nich lang' düster bliwen; in mi würd 't heller.

Schüten hadd den richtigen Weg inslagen, id kamm nah Grabow un tau olle Frünn' — Franzing, weißt noch? — Aewer wo kamm mit Allens vör? — Keiner mag 't markt hewwen, aewer in mi was 't, as stunn id mang all dat Gräunen un Bläuen, un sei hadden mi de Telgen afflahn.

Franz hadd mit mi sin Schauleramen matt, sin Untel Häi' hadd em dortau 'ne halw' Buddel Schampanger schenkt. Hei hett sei ihrlich mit mi deilt, as wi glücklich dörschlanten wiren. Nu was hei Burmeister in 'ne lütte hübsche Stadt un hadd sich 'ne leuwe, fründliche Fru frigt, un von haben bet unnen sach sin Hus ut, as kunn hei dor Lewenstid glücklich in wahren. — Hei hett mi dat woll nich anmarkt, wo mi tau Sinn was — Afsunst was dat bi Gott nich — aewer mi was so tau Maud', as wir id mit dreckige Stäweln in 'ne saubere Stuw 'rinne treden.

Id besöchte en annern ollen Schaulfründ von mi, den Amtsverwalter Prehn. De sülwige fründliche Upnam'. — Ja, sei was so fründlich un herzlich, dat mi dese olle brave Fründ noch dat vulle Geseit nah Ludwigslust hen gaww. Dor dröp id minen gauden Better August. — Hei wull mi wat tau Gefallen dauhn un bröchte mi tau den Hofmaler Lenthe, de wiste mi sine Viller, un as id de sach, säd id tau mi: „So, dormit büßt Du nu of dörsch! Du heft saeben Johr teikent un malt, un nu is dat of man en Quark!“ — Dunn föll wedder en Telgen up de Frö'.

Id kamm nah Parchen, wo id up de Schaul west was, mine Lührers von vörden nemen mi fründlich up — sei sünd vörher un nahder immer fründlich tau mi west — de Direkter namn mi mit nah Prima in de Klass'. — De Primaner kemen mi as pure Kinner vör, un doch, wenn id 't mi recht aewerläd, denn stunn id mit mine dörtig Johr up den sülwigen Punkt, wo sei mit ehr achteihn stinnen, dat heit bet up dat, wat id vergeten hadd. — Wo wiren mine schönen Johren blewen! —

Id kamm nah Hus. — As id mit min Zellisen up den Raden ut de Pribbenowischen Dannen tred un nah mine lütte Baderstadt raewer sek, kenne id sei binah nich wedder. Dat olle Bild, wat mi in dei Firn immer vör Ogen stahn hadd, was unnergahn, nige Straten wiren upfamen, un de Stadt hadd sich all ollen Ranten utbugt. — Id gung in min Baders Hus — dat was en fröhlich-trurig Wedderseihn! — denn aewer de Freud' läd sich bi mi swor, as Bli, de Frag': wat nu? un bi em ek, id kunn 't em anseihn. — Id säd mine Zwestern un minen Swager qu'n Dag: of in unsere Famili hadd sich ollerlei utbugt, aewer mi kamm 't eben so frömd vör, as de nigen Straten. — Stadtmuslant Berger bröchte mi en Ständschen; sei säden: 't wir of man so west, aewer id freute mi doraewer; de Lüd' dachten doch noch an mi. As id den annern Morgen upwakte, frog id mi: wat nu? un as id tau minen Badder kamm, frog de of: wat nu? Un in dese schreckliche Frag' bün id Johre lang herum bistert; id grep hir hen, id grep dor hen, nicks wull mi glücken, id weit, id hadd Schuld — de Lüd' säden 't jo of — aewer wat helpt dat All, id was sich unglücklich, vel unglücklich, as up de Festung. — Min Badder was stormen, un nu hadd id mit de slimme Frag' man noch allein vörtaullegen; id was Landmann worden; mit Lust was id dat west; aewer mi fehlte de Hauptsak tau 'm Landmann —

dat Geld. — Id hadd vele gaude Frünn' un einen gauden Fründ, de gauden Frünn' treckten mit de Schuller, un de gaude Fründ kunn mi nich helpen, hei hadd sülwst man knapp Geld.

Dunn säd id eines Dags tau mi: Din Rahn geiht tau deip, Du heft em aewerladen; Du heft all dat Tafeltüg in den Rahn, wat Di mal mit Hoffnungen un Wüsch un Utsichten unner de Ogen gahn is, un kein von de Raders rögt Hand un Faut, un Du fallst den Rahn allein rändern? Nut mit den Ballast! — Un id frig den Frsten bi den Aragen: „Wer sünd Sei?“ — „Abat,“ seggt hei. — „Nu sit den Düwel an, wat hei för Schauh verdrögt!“ seggt id. „Heww id Di raupen?“ — Un — plumps! — lagg hei in 't Water. Un id frig den Zweiten tau saten: „Wer is dit?“ — „Ein Verwaltungsbeamter,“ seggt hei, „zu dienen.“ — „As wat?“ frag id. — „Oh,“ seggt hei, „man bloß as Rathsherr oder Kammerarius oder Stadtprotokollist, in 'ner kleinen ungebildeten Stadt.“ — „Un Du meinst, id fall mit mit so 'n Schubbejaß noch länger 'rümmersepen?“ „Aufzuwarten,“ seggt hei. — „Se, id will Di upwahren!“ seggt id, un dunn laggt of de 'rin in 't Water. — Dunn kamm de Drüdde an de Reih. — „Wer büßt Du?“ frag id. — „Ein Künstler,“ seggt hei. — „Wo so?“ frag id. — „Ein Maler,“ seggt hei. — „Ja,“ seggt id. „dat hadd id Di glif an Dine verdrehten Anstalten afseihn künnt: Wat snittst Du Din Brot langs, wenn annere Lüd' ehr verdwars sniden? So 'ne üferwendsche Ort kamm id hir nich bruten. 'Min mit Di!“ Na, de spaddelte noch en Enn' lang wider, de wull sich noch nich gewen; aewer tanlegt müßt hei doch Water sluden. — „Also nu de Birle!“ röp id. — Nu wuchte sich dor wat in de Höcht, dat hadd grad kein Riek un Schick; aewer 'n schön Gewicht, un dorüm was 't mi tau dauhn. — „Woher des Lanns?“ frag id. — „Ut 't Domanium,“ seggt hei. — „Un wat för Einer?“ frag id. — „En Pächter,“ seggt hei. — „Kann Di hir nich länger bruten, Bräuding,“ seggt id. „Kann nich in Din Gut krupen, Din Gut is mi tau wid. — „Minne mit Di!“ — Na, Bett swemmt haben; de mag maegliche Wis' doch 'rüm swemmen. — As id den Fösten bi den Ranthalen freg, säd hei gottserbärmlich tau mi: „Laten S'! — Id bün en Entsefter un möt mi vel gefallen laten un heww man tweihunnert Daler un en Bird fri un denn dat beten Lastengeld.“ — „Lastengeld heft of noch?“ seggt id. — „Rader! un denn wist mi hir noch Spermanng maken?“ Hei wull sich noch wehren; aewer hir hülp kein Wehren un kein Beden. — „Minne mit em! — Nu kamm de Lept, en oll lütt tausamschräutes Männeken: „Na, Brauder, wat büßt Du för ein?“ — „Kemen S' nich aewel,“ seggt hei, „id bün en Schaulmeister, heww negentig Daler Gehalt un fri Wohnung in de Schaulstuw, schriw all unsern Herrn Paster sine Schristen un heww dorför noch fri Lüstentland. Mi geiht grad so as Sei: id heww of mal studirt; Sei stimmen nich mit de Welt aewerein, un id nich mit den Oberkirchenrath. Mi saenen S' immer leben laten.“ — „Ja,“ seggt id, „olle Burk, Dine Hoffnungen un Wüsch un Utsichten warden minen Rahn grad nich tau sich belasten; aewer wenn wi an 't Land kamen, denn bora mi Dinen Rod.“ — „Hei 's slikt,“ seggt hei. — „Schadt em nich.“ — „Hei 's Sei tau eng,“ seggt hei. — „Schadt em of nich, id möt mi in em inrichten.“

Un as wi an 't Land kemen, treckte id den Schaulmeister sinen Rod an, un was hei of eng, so höll hei mi doch Wind un Weder von 'n Liw', un wenn id of Johre lang de Stunn' tau twei Gröfschen gewen müßt, heww id mi in em doch gaud noch gesellen; un hadd id för den Herrn Paster of kein Schriweri tau besorgen, denn schrew id des Abends Länuschen un Nimels, un dat würd min Lüstentland, un uns' Herrgott hett doraewer jo sine Sünne schinen laten un Dau un Regen nich wehrt — un de dunmsten Lüd' bugen de meisten Lüsten.

Ostmecklenburgische Heimat



Monatsschrift für ostmecklenburgische Heimatwerte, Landeskunde und Unterhaltung

Erscheint am 1. Sonntag jedes Monats. — Preis monatlich 15 Pfg. — Erscheinungsort Teterow.
Druck und Verlag von Hermann Deder, Teterow, Malchiner Straße 15, Fernruf 367.
Verantwortlich für den Inhalt: Ernst Bld, Teterow.

Jahrgang 11

Teterow, 3. Juli 1938

Nr. 7

Was Mecklenburger Landsturm in Masuren erlebte

Mit Erlaubnis des Verlags Friedrich Bahn in Schwerin i. Meckl. entnommen aus dem Buch von Dr. Hans Berg
„Für Heimat und Herd“, 232 Seiten, Preis kart. RM. 1.40, in Halbleinen RM. 1.60.

(Fortsetzung.)

Sie hätte wohl anders geschrieben, und er hätte anders berichtet, wenn wir zuerst in die schönen Unterstände am Töpferberg, eine halbe Stunde südöstlich Schimonten, gekommen wären, aus denen wir am nächsten Morgen Darmstädter Landsturmlente ablösen. Sie verlassen sie auch sehr ungern, denn sie haben sie sich in sieben Wochen hübsch häuslich eingerichtet. Etwas hinter dem eigentlichen Schützengraben, in dem vorn z. T. solche Erdhöhlen sind, wie wir sie von früher kennen, haben sie blockhausartige Unterstände in die Erde gebaut, durch Laufgräben zugänglich, so groß, daß man aufrecht darin stehen und lang liegen kann, mit Fenstern, Herd oder Kochöfen, selbstgezinimerten Tischen und Bänken, mit Lampen, Spiegeln und wer weiß was für Luxusgegenständen.

Und vom Feinde keine Spur. Nur nachts sieht man, wie er mit dem Riesen-Lichtfinger seines Scheinwerfers unsere Stellungen abtastet. Und aus der Ferne dröhnt zuweilen dumpfes Geschützrollen.

Dies kann ja ein ganz gemütliches Dasein werden! Wer so dachte, sollte bald erfahren: „Dor hett 'ne Uhl jäten.“

Zunächst stört uns ein zweitägiger fürchterlicher Schneesturm in einem bequemeren Leben. Gleich am Nachmittag setzt er ein und steigert sich zu solcher Heftigkeit, daß die Posten draußen gegen das vom Feinde herkommende Gestiehe die Augen nicht aufhalten können. Ein angestrengtes Schaufeln beginnt, um nur einigermaßen den Graben gangbar zu halten. Ist man 10 Minuten draußen, sieht man schon wie ein Eisbär aus. Der Schnee friert am Mantel fest, vom Schnurrbart hängen walrospartig lange Eiszapfen herab. Allmählich geht die Witterung in Tauwetter über, und nun kommt eine neue Not: die Kleider sind kaum wieder trocken zu kriegen. Wer nicht draußen Dienst hat, bleibt im Schutz des Unterstandes.

Aber es gibt Angelegenheiten, zu deren Erledigung man nicht drinnen bleiben und keinen Vertreter schicken kann. O, ihr gebildeten Hessen, die ihr so gern über die Unkultur des Ostens euch aufhaltet, warum habt ihr bei

eurer schönen Einrichtung „den stillen, heimlichen Ort“, dessen Zustand ein so sicherer Maßstab für die Höhe der Kultur ist, nicht wenigstens mit einem Schuttdach versehen, wie wir manchmal als „zurückgeblieben“ verschrienen Mecklenburger es uns in Soldahnen gebaut haben? Nichts als die bekannten zwei Balken über einer offenen Grube, und dann in diesem wütenden, schneidenden Schneesturm! Das ist ja fast so schlimm als auf freiem Felde neben dem Soldahner Unteroffizierposten, wo mancher bei Granatfeuer durch einen in strategischen Pausen ungeübten Magen schon in eine peinliche Lage kam, oder als in Piekonten, wo die betreffende „Gelegenheit“ viel zu hoch angelegt war, so daß man auf dem Balkensitz zwar einen stolzen Ausblick auf die feindlichen Stellungen hatte, aber auch ein deutliches Ziel bot. Deshalb sorgte unser Zugführer damals für eine neue gedeckte Anlage, die dann allerdings bei Regenwetter sich in eine große Pfütze verwandelte. Der mitfühlende Leser wird verstehen, daß dies Kultur- und Sittenbild bei einer vollständigen Beschreibung unseres primitiven Schützengrabenlebens nicht fehlen darf, er kann aber beruhigt sein: wir haben auch diese Nöte und Entbehrungen mit unbeschädigtem Humor überstanden.

Die erste Nacht verbringe ich — abgesehen von den anstrengenden Stunden, wo ich den Schaufeldienst zu beaufsichtigen oder die Außenposten abzuratouillieren habe — in einer kleinen niedrigen Erdhöhle vorn am Graben. Unser Sanitäter Möhrcke, der mit mir dort eingezogen ist, siedelt bald in eine Wellblechbaracke über, weil diese zugleich Platz für etwaige Revierfranke bietet. So bin ich ganz allein. Meine Korporalschaft versorgt mich fürsorglich mit Wasser und Holz. Es ist äußerst gemütlich beim warmen Ofen, wenn man durch das kleine Fenster dem tollen Wirbel der Schneeflocken zuschaut, draußen den Sturm heulen hört und beim stillen Schein seiner Kerze den Bleistift übers Papier gleiten läßt.

Die Unruhe draußen und die Stille drinnen, welcher starker Gegensatz, der unwillkürlich zum Nachdenken, zu Vergleichen anregt! Hätte man doch immer in aller Unruhe der Welt inwendig jene köstliche Stille des Herzens, jene heitere Ruhe der Seele, die sich bei allem, auch dem

ärgeren Sturm, der schwersten Not, den schlimmsten Widerwärtigkeiten in ihres Gottes Vaterhänden weiß. Kein Wort heiliger Schrift hat sich mir durch Wort und Beispiel meiner teuren, heimgegangenen Mutter so tief eingepägt als Röm. 8, 28: „Denen, die Gott lieben, müssen alle Dinge zum Besten dienen.“ Wer zu „denen“ gehört und das wirklich glaubt, der hat in allen Lebensstürmen den sichersten Halt, für alle Nervenunruhe das beste Heilmittel; der hat wahres Glück und höchste Lebensweisheit gefunden.

Am nächsten Morgen bin ich eingeschneit. Die Tür muß erst freigeschaufelt werden. War das ein Sonntag! Russische schwere Artillerie feuert auf die Reserven hinter uns. Dicht neben dem weithin sichtbaren Schulgebäude von Schimonken schlagen die Granaten ein. Der vormittags angelegte Kirchgang muß unterbleiben. Kein Mann kann entbehrt werden. Die vorhandenen Schaufeln genügen nicht, neue werden herbeigeschafft, und den ganzen Tag, die folgende Nacht und den nächsten Tag dauert der Kampf mit den ungestüm in den Graben wehenden Schneemassen. Dazu beginnt mein Ofen zu rauchen. Ist das Rohr verstopft oder hat der Wind sich etwas gedreht und stößt hinein?

Da kommen die drei „Laußbuben“ aus Löben zurück. B. und S. werden bei mir mitinquartiert. S. hält in dem gräßlichen Rauch aus, hat aber am anderen Morgen ganz rote Augen. Ich finde für die Nacht beim Zugführer, Kamerad B. in einem anderen Unterstand Aufnahme. Später gelingt es den beiden Kameraden, den Ofen wieder zur Vernunft zu bringen; da ich in der Zugführerbude bleibe, behaupten sie nachher scherzend, sie hätten mich ausgeräuchert, und ich nenne sie die „Röckerfräßen“.

8.

Winternacht und Russenjagd.

Es ist der 9. Februar geworden. Das Schneetreiben, das gestern aufhörte, hat klarem Frost Platz gemacht. Wohl weht der heftige Südost noch immer viel losen Schnee in den Graben, aber der Nachschub von oben fehlt. Ein Feind ohne Reserven ist leichter zu überwinden. Ein tadellos reiner Graben verkündet den Sieg unserer stets gefechtsbereiten Schneeschipper. „Schipp, Schipp, Hurra!“

Vormittags Alarm! Alles soll Sachen packen und sich zu sofortigem Abmarsch bereit halten! Weit vorn ist Artillerie- und Gewehrfeuer vernehmlich. Die Aufstellung unserer Streitkräfte für den großen Einkreisungsplan sollte ja gestern beendet sein. Geht's nun los? Dürfen wir auch mithelfen, den Russen hinauszujagen aus dem so lange und so scheußlich von ihm ausgeplünderten deutschen Lande? Doch der Tag vergeht ohne Befehl zum Abmarsch. Abends kommt die Nachricht, daß Johannisburg, südlich von uns, bereits eingenommen und 4000 Russen gefangen genommen sind. Hindenburgs Zange hat schon zugepackt. „Gott wird weiter helfen,“ wie der fromme „Marshall Vorwärts“ selber sagt.

Ich soll die Nacht mit 9 Mann auf Unteroffizierposten. Die vor mir da waren, kamen immer mit schrecklichen Beschreibungen zurück. Wir finden sie nicht übertrieben.

Eine halbe Stunde lang kappen wir durch den tiefen Schnee bis zu einem verlassenen Gehöft vor unserer Front. Unterwegs heißt's aufpassen, damit es uns nicht geht wie Biseseldwibel Sattler, der gestern in ein Sumpfloch trat und erst durch herbeigerufene Hilfe aus der feuchten Tiefe wieder flott wurde.

In dem Hause, das uns zur Unterkunft dienen soll, sind bereits alle Türen ausgenommen. Das Wachlokal, ein saalartig großes Zimmer, hat noch die beiden einzigen

heilen Fenster des ganzen Hauses, die verhängt werden müssen, damit der Feind keinen Lichtschein sieht. Vor die Türöffnung ist eine zu niedrige Stalltür gestellt, der eisige Nordost pustet oben und seitwärts durch die Ritzen ins Zimmer. Der Ofen hat keine Tür mehr. Das offene Feuer vermag den großen Raum nicht zu erwärmen. Ich lasse in die Haustüröffnung und alle Tür- und Fensterhöhlen der nach der Windseite liegenden Nachbarstuben dicke Strohwiepen stopfen, so daß der Wind nicht mehr mit solcher Gewalt eindringen kann. Dichtgedrängt kauern wir um unser Ofenloch, aber der Rücken wird kalt, allmählich auch die Füße, obwohl wir sie fast in den Ofen hineinstecken. Es ist, als säßen wir an einem offenen Wiafseuer, und das in kalter Winternacht!

Plötzlich ein Krachen, als ob das Haus getroffen ist. Nach draußen eilend erkennen wir: Es sind unsere schweren Brummer, die nun stundenlang über uns hinüberdonnern? Bedeutet das Vorbereitung zum Angriff? Wenn's nur erst Morgen wäre!

Ganz verfroren und übernünftig kommen wir 6½ Uhr wieder im Schützengraben an. Noch ist alles ruhig. Nur schnell noch paar Augen voll Schlaf! 8½ Uhr weckt man mich.

„Geht's los?“

„Ja wohl, 9 Uhr antreten!“

Ein herrliches kriegerisches Bild, wie bald quersfeldwärts die Schützengruben sich entwickeln. Der Schnee glitzert in der Sonne und sprüht mit tausend Sternen. Er knirscht in der Kälte. Es geht sich schwer darin. Zweimal sinke ich bis an die Knie, einmal bis an die Hüften ein. Das nächste Dorf, Olschewen, ist jämmerlich zerstört. Viele Häuser sind nur noch Ruinen. Die dicke Feldsteinwand einer Scheune hat ein fast kreisrundes Loch. Welche Wucht haben doch schon die kleinen Feld-Artilleriegeschosse! Durch zertrümmerte Fensterscheiben sieht man in wüst zugerichtete, vom Russenlager noch warme Stuben, auf den Tischen Reste von Russenbrot, breiter und dunkler als unseres. Auf und an den Wegen liegen zerbrochene Gewehre, Patronen, Decken und andere Ausrüstungsgegenstände, zerstörte Telefonleitungen, zerbrochene Wagenräder, umgestürzte Schlitten, geplatze Haferfäcke, zertretenes Korn. Das alles sieht nach eiligster Flucht aus.

Ob die Russen aber nicht doch noch irgendwo in der Gegend stecken? Vielleicht den Wald vor uns besetzt halten?

Gefreiter Behnke ist als Bursche des Kompanieführers immer voran, einen Spaten über der Schulter; zuweilen schwingt er ihn hoch über den Kopf.

„Sie wollen wohl zuerst Russen erwischen? Und ihnen mit dem Spaten zu Leibe gehen?“

„Ja, das ist Kompanie-Symbol.“ Er ist ganz aufgeregt und übermütig vor Latendrang. Stundenlang marschieren wir schon, aber statt Russen jagen wir nur Hasen auf. Die Schützengruben im Walde findet Gefreiter Hainmüller, der seine Seitenpatrouille dorthin ausgedehnt hat, leer. Vor etwa 24 Stunden sind nach Aussage von Dorfbewohnern die letzten Russen ausgerückt. Also hat ihr Scheinwerfer in der vorigen Nacht ihre Anwesenheit nur noch vorgetäuscht.

Nachdem dies festgestellt ist, marschieren wir geschlossen auf dem stellenweise nur oberflächlich zerstörten Bahngleise, später auf der Chaussee nach Ederberg. Den ganzen Tag nur kurze Stehpausen, in denen man etwas trockenes Brot knabbert. Manch Durstiger, der sich eine schön gefüllte Feldflasche mitnahm, kann jetzt nur etwas am Kaffee-Eis lutschen. Aber wieviel schöner ist doch der Vormarsch als das Stillliegen in den Schützengruben!

Bei Dunkelwerden in Ederberg, Kirchdorf im Kreise Johannisburg, am Nordrand des großen Spierdingsees. Neben der Kirchhofsmauer wird Halt gemacht. Von der

ausgebrannten Kirche stehen nur noch die Umfassungsmauern. Manche Leute legen sich vor Ermattung lang in den Schnee, alles freut sich aufs Quartier. Der Kompanieführer bittet dringend um längere Rast für die Kompanie, der Bataillonskommandeur schlägt es ab. Nur einzelne ganz Erschöpfte dürfen zurückbleiben.

Hinter dem Dorf eine Notbrücke, schlecht von feindlichen Pionieren beim russischen Vormarsch neben der damals von uns gesprengten Steinbrücke angelegt. So eilig war also die Flucht, daß keine Zeit blieb, sie jetzt wieder zu zerstören! Artillerie- und Fuhrparkkolonnen ziehen an uns vorbei. Wir halten so lange. Ein eiskalter Wind kommt über den See herüber. Blutigerot geht die Sonne unter. Wir sollen noch bis Arys, 6—7 Kilometer. Die letzten Kräfte müssen hergegeben werden. Sicherung marschiert vorweg. Die Chaussee steigt bergan. Jetzt sieht man Arys im Feuerschein liegen, scheinbar ganz nahe. Aber immer neue Wegewindungen ziehen den Marsch noch lange hin. Die Russen haben vor ihrem Abmarsch noch schnell „eingehetzt“. Sengen und Brennen gehört ja bei ihnen zur Kriegsführung. Das Proviantamt brennt und mehrere andere Gebäude. Die Eisenbahnbrücke ist gesprengt, unsere schnellen Pioniere haben schon eine Notbrücke gebaut. Nachdem wir wohl doch $\frac{1}{2}$ Stunde auf der Straße gewartet haben, todmüde an die Zäune gelehnt, die Rauchschwaden der Brände einatmend, beziehen wir Quartier in einer Kaserne des Barackenlagers auf dem Truppenübungsplatz bei Arys. Alles kalt. Viele müssen auf dem bloßen Fußboden schlafen. Ein richtiges „Notquartier“. Einige Stunden später trifft auch die vierte Kompanie ein, die zusammen mit der dritten mittags abmarschiert ist, in Ederberg die dritte Kompanie zurückgelassen hat und in Eilmärschen uns nachgerückt ist.

Dem fliehenden Feind muß man, wie der Jäger dem Wild, so schnell wie möglich folgen.

9.

Rucksack schwerer, Magen leerer.

Früh 4 Uhr ist Beden. Es heißt, wir sollen heute noch bis Pyl, auf der direkten Chaussee etwa 30 Kilometer. Aber bald biegen wir links auf schwierige Landwege ab, wo wir nur einzeln hintereinander gehen können. Unsere Feldküche hat uns noch nicht erreicht, auf diesen Wegen wird sie uns erst recht nicht so bald einholen. Schöne Verpflegungsaussichten! Glücklicherweise noch ein Stückchen Wurst hat, wenn sie auch bei der Kälte gefroren ist. In Strzelitschen und Friedrichswerder bieten freundliche Dorf Frauen den Vorbeimarschierenden heißen Kaffee an; aber es ist nur für wenige. Mancher ist froh, wenn er nur etwas Wasser für den Durst und dazu etwas Russenbrot erwischt, denn die eigenen Brotvorräte sind gestern schon aufgezehrt. Die Gegend wird immer bergiger, die Schneehöhen türmen sich immer höher.

Begleitende Artillerie bleibt mehrmals stecken, die Mannschaften stemmen sich mit aller Gewalt in die Speichen, auf die armen Pferde wird furchtbar eingehauen. Endlich geht's wieder vorwärts. Der Wind kommt schräg von vorn, nimmt ständig an Heftigkeit zu und wächst schließlich zum Sturm, der einem feinen Schnee ins Gesicht treibt. Wie wogendes Kornfeld jagt es in weißen Streifen die Hügel hinab, ein großartiges Schauspiel. Nur zweimal wird eine kleine Pause gemacht, bei der viele sich einfach auf die eiskalte Erde setzen, dann heißt es wieder: marschieren, marschieren, marschieren, immer in langem Gänsemarsch hinter unserem Führer her.

„Wenn uns“ Oberleutnant mit finen starken Körper dit dörchhöl, denn hett he sül Examen as Kompanieführer bestahn.“

Und er hält durch mit der ihm eigenen Energie, wenn's auch oft sehr langsam geht, zu langsam für uns, deren Rucksack schwer ist und immer schwerer drückt. Neidisch schauen wir den Königsbergern nach, die Wagen requiriert haben, auf denen sie ihre Rucksäcke fahren. Ja, ohne schweres Gepäck läßt's sich wohl noch einmal so leicht und weit marschieren. Aber so ist's kein Wunder, daß unterwegs verschiedentlich kleine Trupps zurückbleiben, denen ein Unteroffizier oder Gefreiter beigegeben wird, der die Verantwortung für das Nachkommen hat und sich mit den Marschkranken für einige Zeit in irgendeinem Gehöft einquartiert. Bei den Russen scheint's auch genug solcher Zurückbleibenden zu geben: einmal werden 32 Gefangene an uns vorbeigeführt.

Immer näher kommen wir den Russen. Den ersten Ort hinter Arys sollen sie erst heute morgen verlassen haben. In den Ortschaften sieht man fast nur Frauen, Kinder und gebrechliche Greise. Alle anderen sind von den Russen als Gefangene weggeschleppt worden, z. B. schon vor langer Zeit. Eine alte, fast 80jährige Frau in Arys erzählte weinend, ihr Mann sei abgeführt, seit 11 Wochen habe sie keine Nachricht mehr von ihm und nun alle Hoffnung, daß er noch lebe, aufgegeben. Eine andere Frau sagte: „Meinen zehnjährigen Jungen hab ich zuerst im Holzstall versteckt. Als es kälter wurde, habe ich ihn als Mädchen verkleidet. Er wollte durchaus nicht Mädchen sein, aber es ging nicht anders.“

Es überrascht mich daher, in einem Dorf beim Schneeschaukeln einen kräftigen Mann in mittleren Jahren zu sehen, junge Bartstoppeln im Gesicht.

„Wie sind Sie denn den Russen entgangen?“

„Ich habe mich als Frau verkleidet und bin glücklich nicht erkannt. Andere Männer haben sich all diese Wochen im Keller oder Scheune versteckt gehalten oder sich beim Abmarsch der Russen lahm oder krank gestellt.“

Kurz vor 1 Uhr kommen wir in Skomaklo an und halten 1½ Stunde Mittagsrast auf der dortigen Domäne. Vor dem Eingang des Herrenhauses starren uns — ein Zeichen russischer Noheit — etwa 15 abgezogene Ruchschädel an. Die Feinde sollen noch viel Vieh mit weggetrieben, anderes geschlachtet und das Fleisch mitgenommen haben. Bei uns ist jetzt Schmalhans Küchenmeister. Als wir im November in Löben einzogen, wurde folgende Unterhaltung auf dem Marktplatz belauscht: „Du, was haben denn die Mecklenburger in ihren 20 Planwagen mitgebracht?“

„Kannst dir doch denken: Speck, Schinken und Wurst bis obenan.“

Et was Wahres war wohl dran; aber jetzt sind die Speckseiten leider längst „alle geworden“.

Das Wetter wird weicher, der zeitweilig aussehende Schneesturm wird nassender und schließlich fast zum Regen. Es wird weiter gestapft, auf Grabnied zu. In den Chausseegräben tote Russen. Wie furchtbar wirkt die fahle Farbe und das verwahrloste Herumliegen einer Menschenleiche! Wie muß erst ein ganzes Leichenfeld aussehen! Nach etwa 5 Kilometern Halt. Neue junge Truppen ziehen vorbei. Vor uns hinter einer Anhöhe tobt heftiger Kampf, dumpf rollt und gróllt der Donner der Geschütze mit langhinhaltem Echo. Unser Landsturm steht hungrig, ermüdet und frierend auf der Chaussee, scheinbar bis zur Kampfunfähigkeit erschöpft. Aber wenn er eingreifen müßte, würde es nicht doch noch gehen? Man kann viel — mehr, als man ahnt — wenn man muß, wenn solch eisernes „Muß“ Marerkannte, freigewollte Pflicht ist. Der Geist reißt dann den müden Körper fort. Diese Ueberzeugung ist bekanntlich ein wichtiger Faktor in Hindenburgs Strategie mit ihren geforderten, gewaltigen Marschleistungen.

Als die Dämmerung naht, ist längeres Bereitstehen nicht mehr nötig. Zurück nach Stomazlo ins Quartier. Aber die Domäne, in die wir gewiesen sind, ist inzwischen von anderen Truppen besetzt. Zum Umsinken müde, mit leerem Magen, muß man erst noch längere Zeit Unterkunft suchen. Ich komme in den Schankraum eines Gasthauses. Leere Bierflaschen und ein wüstes, dreckiges Durcheinander von meist zerbrochenen Sachen. In einem Fenster sind nur noch ein paar Scheiben heil, es wird notdürftig durch die Fensterläden abgeschlossen. Der undichte Ofen kriegt die ausgekaltete Stube nicht warm genug. Einige, die überhungerig den Appetit verloren haben, denken: Bloß schlafen, schlafen! Andere sagen: essen, essen! Und Fritz Krüger stört die Müden und erfreut die Hungrigen durch Zubereitung einiger warmer Happen aus Fleisch- und Gemüsekonserven der eisernen Ration.

10.

Hinein ins Schlachtgetöse.

In einem alten, kriegsinvaliden Lehnstuhl des Gasthauses sitzend schreibe ich am Kriegstagebuch. Es ist 11 Uhr vormittags am Freitag, dem 12. Februar. Der Tag hat gemüthlich angefangen. Ruhe tut auch not. Meine Korporalschaft hat sich daran gemacht, aus Konservenerbsen und im Keller entdeckten Kartoffeln ein warmes Essen zu bereiten, da kommt der Befehl zum Vorrücken. Schnell wird die Erbsensuppe noch ausgelöffelt. Einige von der vierten Kompanie tun ein Gleiches sogar noch unterwegs. Nachdem noch eiligst etwas Brot für die Kompanie zusammengekauft ist, geht's durch Wälder und Felder in malerisch-schöner, bergiger Gegend mit herrlichen Fernsichten nach dem Dorf Rogallen und weiter nach dem gleichnamigen Gut, wo wir in einer Scheune Reservestellung beziehen. Wir hören wieder die bekannte Kanonenummuff. Es muß ein starkes Gefecht im Gange sein.

Ungewiß, ob wir ins Feuer kommen werden, merken wir doch, daß auch die Aufgabe der Reserve im Gefechte keine leichte ist: Den Veränderungen der Kampflage entsprechend werden wir nach einer ¼ Stunde Ruhe wieder

nach einem anderen Flügel geworfen. Es geht zurück und dann mit vielen Stehpausen über bewaldete Berge weiter östlich, in Richtung Lepaden. Jetzt öffnet sich der Blick auf ein weites Tal, wir sehen die Schrapnell's plagen und die Batterien ihre Stellungen wechseln. In der Ferne flammt unweit einer mächtigen Bergkuppe das Mündungsfeuer schwerer Artillerie.

Kurz vor Dunkelwerden sammelt sich unsere und die vierte Kompanie mit Königsberger und Darmstädter Landsturm bei Abbau Lepaden. Wir stehen 4—5 Stunden lang gedeckt in Bereitschaft zur Verfügung des Oberst von Happe, der in einen heftigen Kampf verwickelt ist. Man wird kalt beim Herumstehen, und der Magen knurrt uns Mecklenburgern um so lauter, als wir sehen, wie die anderen Landstürmer durch ihre Feldküchen aufs schönste versorgt werden. Immer heftigerer Geschützdonner, wie wir ihn in solcher Stärke noch nicht gehört haben, und fast ununterbrochenes Gewehrknattern erfüllen die Luft. Eine verirrte Kugel trifft einen Darmstädter in den Rücken, dringt durch den Körper, so daß die Spitze vorn aus der Brust herausragt. In das allmählich verglimmende Abendrot mischt sich der glutrote Schein brennender Ortschaften. Es wird Zeit zum Quartieren. Ich wohne als Besatzempfänger bei Oberst Hirsch, der das Kommando über die vereinigten Landsturmbataillone übernimmt, langen Beratungen über die schwierige Verteilung der Truppen bei. Aber die erlassenen Anordnungen stellen sich nachher als unausführbar heraus. Wir sollen 2 Kilometer weiter im Dorf Lepaden unterkommen, aber als wir ½ 11 Uhr dort eintreffen, ist alles besetzt von Truppen, die eben im Kampfe waren. Und die ganzen Dorfstraßen stehen noch voll Kompanien. Wir gehen also wohl oder übel wieder zurück nach Abbau Lepaden. Aber inzwischen ist das von den Darmstädtern besetzt. Es geht uns wie in der Geschichte von „Haas“ und seinem Wettlauf mit „Swinägel“: wohin Haas auch läuft, Swinägel ist vor ihm da. Fast mit Gewalt müssen wir uns in Haus, Stallungen u. Scheunen noch Platz machen. . . . Heringstonnenquartier.

(Fortsetzung folgt.)

Feuerlöschwesen einer kleinen Stadt

Fr. Weßel.

Wenn in früheren Zeiten das Horn des Nachtwächters gellend seinen Feuerruf erschallen ließ, weckte es einen viel größeren Schrecken als heutzutage, denn ein Brand legte damals sehr oft den größten Teil der Stadt in Asche. Die Straßen waren eng gebaut, die Häuser mit Stroh gedeckt, die Hausgiebel oft nur mit Brettern verschalt, die Scheunen standen in der Stadt, Schornsteine gabs nicht und erst recht nicht Feuerpritzen. So ist es kein Wunder, daß im Mittelalter die meisten Kleinstädte mehrere Male fast vollständig abgebrannt sind. Zur größeren Sicherheit wurde darum in der Polizeiordnung von 1516 bestimmt:

§ 52. Die Häuser sollen mit Ziegeln gedeckt sein.

§ 53. Die Hausgiebel dürfen nicht bloß verschalt sein.

§ 54. Scheunen müssen außerhalb der Stadt gebaut werden.

§ 56. Der Rat besichtigt vierteljährlich alle Feuerstellen und

§ 57. Stellt Leitern, Eimer, Wagen und Schleifen bereit.

§ 58. Sechs Nachbarn müssen einen Feuerhaken haben. Jeder Bürger muß eine gute lange Leiter und im Som-

mer ein Faß mit Wasser bereit halten. Wenn irgend möglich soll auch eine Feuerspritze angeschafft werden.

§ 60. Bricht Feuer aus, so soll Mann und Frau, Knecht und Magd, jung und alt mit Leitern, Feuerhaken, Eimern und Zubern voll Wasser zum Löschen kommen. Wenn nötig, müssen die benachbarten Häuser abgerissen werden. Wer ein Feuer bemerkt und Lärm schlägt, soll mit einem ehrlichen Zehrpennig belohnt werden.

Die Bestimmungen waren wohl gut gemeint, aber nach gut mecklenburgischer Weise hatte es mit der Ausführung gute Weile. Noch 1818 mußten obige Forderungen wiederholt werden. Schuld daran hatte auch die durch die vielen Kriege und große Brände verursachte Armut. Die Feuerversicherungsordnung von 1818 bestimmte nun und diesmal mit Erfolg: Alle Gebäude müssen mit Stein oder Metall gedeckt und die Giebel gemauert oder gelehmt sein. Die Schornsteine sollen aus dem Dache ragen. Verboten sind die kurzen, oft nur hölzernen „Wölfe“. Die Stadt soll Spritzen, Wasserküfen (Eldöpen), Leitern und Haken anschaffen. Jedes Haus besitzt einen ledernen Feuerreimer, der griffbereit hinter der Haustür hängt und zu keinem andern Zweck benutzt werden darf. Er trägt die Nr. des

Hauses. Der Küster bewahrt den Schlüssel zur Sturmglocke an einem bestimmten Platz auf. Die sogenannten Schwibbögen werden durch Schornsteine ersetzt, eine Bestimmung, die wohl jetzt erst restlos erfüllt ist. — Die Stadt schaffte jetzt eine Spritze an, die im Rathaus ihren Platz fand. An mehreren Stellen wurden lange Leitern und Hasen unter einem kleinen Dach aufgehängt, an der Kirche, wo jetzt die Sakristei ist, zwischen den Scheunen und beim Rathaus. 1850 besaß man schon zwei Spritzen und nun wurde eine neue Ordnung erlassen. Ein Senator ist Feuertdirektor und die Ratsdiener seine „Ordonnanzen“. An den beiden Spritzen sind je ein Spritzenmeister und 8—12 Spritzenleute, die zuletzt aufgenommenen Bürger. Letztere müssen mindestens ein Jahr bereit sein. Bei einem Gewitter begeben sich alle spätestens beim dritten Donner nach dem Spritzenhause. Für eine 12stündige Dienstzeit bekommen sie 24 fl. Lohn. 16 zuverlässige Bürger bilden die Rettungswache und 40 sind zur Absperrung bestimmt (Brandwache). Alle Zimmer- und Maurerleute erscheinen mit Aexten zum Helfen. Die Fuhrleute fahren die Wasserkrübel. Wer zuerst mit Wasser kommt, bekommt 1 Thaler, der 2. 32 fl. Belohnung. Brauer und Brenner müssen warmes Wasser zur Verfügung halten, um das Einfrieren der Löschgeräte zu verhüten.

Wenn ein Brand ausbricht, sollen in erster Linie die Bewohner des betroffenen Hauses das Feuer „beschreien“, daneben aber auch jedermann, der das Feuer bemerkt. Dann ist jedermann verpflichtet, beim Löschen un-

entgeltlich zu helfen. Ausgenommen sind: Personen über 60 Jahre, der Magistrat, die Ratsdiener, Aerzte, Pastoren, Lehrer, die Bewohner des brennenden Hauses und kranke Personen. Alle Hauseigentümer sind verpflichtet, mit ihren Feuertreimern zum Löschen zu kommen. Wenn das Feuer zur Nacht ausbricht, haben alle Einwohner der Straßen, durch die die Feuerkrübel gefahren werden, die unteren Stockwerke zu erleuchten, da eine Straßenbeleuchtung noch nicht existiert.

Von größeren Hausbränden blieb Tessin verschont. Es ging das Sprichwort, daß es in Tessin nicht brennen wolle. Scheunenbrände gabs allerdings mehrere. 1872 brannte z. B. die Reihe rechts am Sülzer Landwege ab. Außerdem mußten die Spritzen mehrere Male zum Löschen auf die benachbarten Dörfer.

Da in den nächsten Jahren noch zwei Spritzen angeschafft wurden, reichten die Räumlichkeiten im Rathaus nicht mehr aus und so wurde in der August-Brackmann-Straße ein geräumiges Spritzenhaus erbaut. 1906 wurde eine neue Feuerlöschordnung erlassen, die von der alten nur geringe Abweichungen aufweist. Nach dem Muster anderer Städte errichtete man 1922 auch in Tessin eine Freiwillige Wehr, die sehr gut aufgezogen ist und allseits volles Vertrauen genießt, zumal sie im Besitz einer modernen Motorspritze ist. Neben der städtischen Wehr stellte die Zuckerfabrik eine eigene Wehr auf, an der man wegen ihrer Firigkeit und Erathheit seine helle Freude haben kann.

Die vermißten Quittungen

Bürgermeister a. D. Nähler, Laage.

Von den Bierreisen des Gastwirts Heinrich Gehmann, welche beim Herannahen regnerischer Witterung einsetzten, habe ich schon in meiner Erzählung von dem Wetterhäuschen berichtet. Ich habe aber noch nicht erwähnt, wie er solche beendete. Er pflegte, wenn der Himmel klar wurde, sich in der Mitte seines Wohnzimmers aufzustellen und beide Arme von sich zu strecken, so daß sein nicht unbeträchtlicher Leibesumfang zur vollen Geltung kam. Dann gab er einen Ton von sich, aus welchem man etwa „Buß“ heraus hören konnte und war bis zum nächsten Witterungswechsel wieder der solide Bürger.

Dieser Gehmann hatte einmal, als in Laage Einquartierung mit Pferden war, das Heu geliefert, welches ein Unteroffizier entgegennahm. Letzterer gab ihm Quittungen für jedes gelieferte Bund, welche Gehmann nach einigen Tagen beim Zahlmeister abgeben sollte, um dann die Vergütung entgegenzunehmen. Hierbei kam er mit dem Zahlmeister in Differenzen; er behauptete mehr geliefert zu haben, als er quittungsmäßig nachweisen konnte. — „Herr Gehmann, bringen Sie mir die Quittungen, dann können Sie den gewünschten Betrag bekommen!“

Herr Gehmann suchte Wochen hindurch das ganze Haus

und die Nebengebäude, sogar nachts mit der Stallaterne, nach den Quittungen ab, konnte sie aber nicht finden. Hierüber ist er hinweggestorben.

Wenn nun wieder Einquartierung in Laage ist, läßt ihm die Angelegenheit im Grabe keine Ruhe. Dann steht er nachts um 12 Uhr auf, leuchtet mit einer Stallaterne das Haus und die Ställe ab, und wenn er nachts um 1 Uhr die Quittungen nicht gefunden hat, stellt er sich mitten auf den Markt, macht die erwähnte Bewegung mit den Armen, sagt „Buß“ und löst sich dann in seine Atome auf.

Dies klingt etwas spulig, aber glaubwürdige Einwohner haben ihn schon die Gebäude ablichten gesehen. Insbesondere behaupten die Herren Kommissionsrat Paul Bolmar, Amtsanwalt Schölermann, Kaufmann Wilhelm Thiemann und Schlachtermeister Andreas Kress, daß sie, wenn sie nachts aus dem „Hotel zur Sonne“ von ihrem Sechszundsechzig-Spiellub „Luftballon“ heimkehrten, ihn nicht nur bei Ableuchtung der Gebäude, sondern auch auf dem Marktplatz bei der erwähnten Auflösung gesichtet haben, nachdem er vorher durch „Buß“ solche angekündigt hatte.

Was sie über Mecklenburgs landschaftliche Eigenarten schrieben...

Eine heimatgeographische Plauderei von Karl Demmel.

Jedes Land hat seine besondere Eigenart, die es irgendwie vor dem Nachbarlande auszeichnet. Und es sind immer Federn an der Arbeit gewesen, die von diesen landschaftlichen Eigenarten geschrieben haben, so auch natürlich von denen Mecklenburgs. Unsere Aufgabe soll es hier sein, einmal davon, und zwar von der Kolonozeit ab, zu berichten,

was Mecklenburgs landschaftliche Eigenarten und Vorzüge sind. Es wird ein kleines, doch farbiges Bild, das uns da von den verschiedensten, uns vielfach unbekannten Schriftstellern entworfen wird.

Wir befragen mal eingangs Herrn Iselin, der zu Basel um 1740 ein „Historisch und Geographisches Allgemei-

nes Lexikon“ herausgab und der darin auch allerlei über Mecklenburg schreibt, meistens historische Dinge, und das Land selbst in diesen Worten schildert: „Das ganze Land ist mit schönen Flüssen, der Boise (Boize), Elbe, Peene, Radebek, Warne und andern, wie auch mit fischreichen großen Seen, als dem Galpiner, Cumerowischen, Krakower, Malchiner, Murriger und Schweriner See wohl versehen. An Getreide, Baumfrüchten und Viehweide wie auch Fischen und Geflügel ist kein Mangel, und sagt man, daß kein einziger wüster und öder Ort, desgleichen auch keine Berge darinnen zu finden seyn“.

So also Mecklenburg um 1740! Wir wollen aber auch Herrn Caspar Abel fragen, der um die gleiche Zeit in seiner „Preussischen und Brandenburgischen Reichs- und Staats-Geographie“ u. a. dieses zu schreiben weiß: „Es (Mecklenburg) ist ein schönes und großes Land, das zwar hin und wieder viel Sand, dabey doch aber auch viel fruchtbare Felder und Wiesen, mithin an Korn und Gras, Holz, Vieh und Wild keinen Mangel, an Fischen und Krebsen, wegen der sehr vielen großen und kleinen Seen, einen Ueberfluß hat“.

Der Geograph Johannes Hübner charakterisiert Mecklenburg in seinem „Realen Staats-, Zeitungs- und Conversationslexikon um 1750 so:

„Es ist ein fruchtbares, von Gott gesegnetes Land, hat vortrefflichen Kornbau, Weide, Viehzucht, Waldungen, Wildpret, Fischereien, auch so viel Salz, und liegt wegen der Ostsee und Elbe zur Handlung nicht unbequem“.

Natürlich soll in dieser Folge auch der bekannte Herr Büsching mit seinem Urteil über Mecklenburg nicht fehlen, der um 1760 schon etwas mehr weiß; nämlich: „Das Land ist mit großen und kleinen Seen angefüllt, welche 1,2 bis 3 Meilen lang, 1 bis 1½ Meile breit, und von geringem Ertrage sind. Ferner gibt es hier große und unbebaute Heiden und Wälder, viele Moräste, Brüche und Moore: die Hälfte des Landes besteht aus einem sandigen Boden, der selbst bey guter Düngung wenigen Roggen und Hafer trägt, und die Wiesen und Weiden fallen, wenn man sie mit den benachbarten holsteinischen und pommerschen vergleicht, schlecht aus, daher auch die Viehzucht nicht erheblich ist und vornehmlich in der Schafzucht besteht. Es ist, sagen sie, kaum der 10. Theil des Bodens sandig, und selbst das allgeringste Sandland trägt den besten Roggen. Das Land ist mit angenehmen Hügeln, lustigen und sehr einträglichen Holzungen angefüllt, und an guten Obstbäumen fehlet es auch nicht. Man hat viele Wälder ausgerodet und eben sowol, als viele ausgetrocknete und urbar gemachte Moräste, Brüche und Moore in Acker und Wiesen verwandelt. Es ist gewiß, daß das Land durch klugen und unermüdblichen Anbau in einen noch weit bessern Stand gesetzt werden könne“.

Natürlich könnten wir aus dem 18. Jahrhundert noch viel mehr Urteile über die landschaftliche Eigenart Mecklenburgs anführen; aber wir müssen uns begnügen, denn es sollen auch noch einige Schriftsteller aus dem 19. und 20. Jahrhundert zu Worte kommen.

Im Jahre 1867 berichtet die heute vollständig vergessene „Allgem. Real-Encyclopädie für die gebildeten Stände“, aus der später der Brockhaus hervorgegangen ist, dieses über Mecklenburgs landschaftliche Eigenart, das schon etwas sehr nach gelehrter Geographie klingt: „Das Land, vorherrschend flach, durchzieht von Südost nach Nordwest ein niedriger und breiter Landrücken mit einzelnen Seitenverzweigungen, der bis zu 454 Fuß ansteigt und die Wasserscheide zwischen Ostsee und Elbe bildet. Außerhalb dieses Landrückens ist theils Heideebene, theils fruchtbares Flachland, welches mit niedrigen Hügeln und zahlreichen Wiesenniederungen abwechselte. Auch zählt man über 300 Landseen. Der Boden ist, je nachdem er aus Sand, Lehm

oder einer Mischung von beiden besteht, in verschiedenen Gegenden an Fruchtbarkeit sehr ungleich. Etwa drei Viertel des ganzen Flächeninhalts werden für den Ackerbau benutzt, während die noch übrigen Waldungen etwa ein Zehntel betragen mögen.“

Aus den neunziger Jahren lassen wir die „Vaterlandskunde“ von Professor Dr. Richter auch zu unserem Kapitel sprechen, und zwar: „Mecklenburg gehört dem norddeutschen Tieflande an und wird zu einem großen Theile von einer Seenplatte erfüllt, welche nach dem Lande benannt wird und zu bedeutender Höhe steigt. Der Boden ist größtentheils sehr fruchtbar. Es findet sich neben großen Torflagern auch Kalkgestein, vereinzelt treten Gips und Braunkohlen auf. Für die Bewässerung des Landes kommen in Betracht der Elbstrom mit mehreren Nebengewässern, der Oderfluß Peene, der bedeutende Küstenfluß Warnow, sowie (an ihrer erweiterten Mündung) auch die Trave. Im Lande finden sich viele, teilweise sehr bedeutende Seen. Das Klima ist bei dem Vorherrschenden sehr veränderlich, aber gesund“.

Ein sehr feines und anschauliches Bild der mecklenburgischen Landschaftseigenart entwirft uns das im Jahre 1823 herausgekommene „Lexikon der Geographie“. Wir lesen da: „Mehr als 650 Seen blinken zwischen deren Moränenhügeln auf. Aus dem anmutigen und zumeist auch fruchtbaren Hügellande, wo waldige Höhen auf Kornfelder und Viehtriften hinabschauen, kommen wir in öde Haide Strecken, wo dürre Kiefernwälder und Flugsandhalden miteinander abwechseln. Am unfruchtbarsten ist das Land im Südwesten, wo wir zwischen der Elbe und den Ruhner und Parchimer Bergen eine 1600 qkm große Haidefläche durchwandern müssen. Sonst wird der Boden im allgemeinen um so fruchtbarer, je mehr wir uns der Ostsee nähern, und erst nahe dem Strande finden sich weite Kiefernalden. Hier bildet der Heilige Damm, eine 4 Kilometer lange Steinpackung, eine Sehenswürdigkeit, die zu vielen Sagen Veranlassung gegeben hat. Die kleinen Flüsse des Landes, die zumeist in den großen Seen ihren Ursprung haben, sind wasserreich und konnten leicht durch Kanäle verbunden und dem Verkehr dienstbar gemacht werden“.

Abschluß unserer heimatgeographischen Plauderei sollen die Zeilen bilden, die Geheimen Hofrat Professor Dr. Seinitz, Rostock, seinem Aufsatz „Erdgeschichte von Mecklenburg“ in dem bekannten Heimatbuche „Mecklenburg“ voranstellt und worin einer der besten Kenner der heimatlichen Landschaft diese Eigenarten hervorzuheben weiß: „Wer unser liebes Mecklenburg kennt, der weiß, welche Abwechslung sein Boden und seine Landschaft bietet. Breite flache Strecken fruchtbaren Lehmbodens wechseln mit minderwertigen Sandflächen; dazwischen große Moorniederungen, die in Wiesen- und Weidekultur genommen sind, dann steinreiche Berge, oft mit Schluchten und Tälern, deren Reize an die mitteldeutschen Gebirge erinnern. Wir finden eine Menge großer und kleiner Seen, die alle recht fischreich sind; sie bringen in die Landschaft eine prächtige Mannigfaltigkeit, ebenso wie die breiten und schmalen Täler, in deren Wiesen- oder Sandflächen das Wasser träge läuft oder rauschend dahinschießt. Land- und Forstwirtschaft nutzen den Boden, in Gruben wird Torf und Ton, Kalk und Mergel, Sand und Kies oder die Findlinge gewonnen, in Bergwerken Kohle und Salz. Das für unser tägliches Leben so notwendige Wasser wird aus offenen Gewässern entnommen, aus Seen, Flüssen und Bächen, oder als Grundwasser aus Quellen und Brunnen. Nachdenkliche Leute werden durch diesen Wechsel wohl zu der Frage angeregt: wie ist dies alles entstanden? Mehrfach hörte ich z. B. aus dem Munde von einfachen Leuten beim Anblick eines Moorgeländes sagen: „Hier müßte vordem

Water wäst sin". Manchmal knüpfen sich an besonders auffällige Bodenformen alte Sagen, die über Bildung und Umbildung des Geländes reden. Solche Fragen, die auch vielfach lebenswichtige wirtschaftliche Verhältnisse betreffen, Baugrund, Brunnenanlagen, Auffuchung und Verwertung tiefliegender Bodenschätze, beantwortet der Geologe, der die Erdgeschichte wie aus einer, freilich recht lückenhaften Chronik zu entziffern hat".

Dei General-Reeder

John Brindman.

Wi seten in Hädgens Goren up dei Bänk ünner an 'e Barnow. Dei ganze Famili, lütt un grot, un min ol Vadder wir ol dorbi. Dei wir hüt so recht uprüm't un sin ol ihrlich blages Og sehg so flor ut as dei Häben haben un so glatt un in sück tofräden as dei Strom vör uns. Dat wir 'n Sünabend-Nahmiddag in'n Juni, un dei Fähr an dei anner Eid van den Strom un dei Gehlsdörper Bäuerien un dat Ruge Hus stöken deip in dat frische Frühjohrselow as rode Appels in grüne Bläder. Dei Wind wir ostlich, dei Luft aewer so warm un still as wenn sei inslappen wir ore inslappen wol, un dei Bläder an dei Böm aewer uns hängen so still dal as Fahnen an'n Kurgangspiler in 'ne Landkirch. Jä har dor aewerst kein Og vör; id har nich mal 'n Og vör min lütt Fru, dei bi mi seet un min linke Hand hen un wedder saching drücken deer, un sei wir mi doch irst sid acht Dag' antrugt worden un so'n lüttes säntes Wiw as sei uns' Herrgott 'n Junggesellen van söbunthwintig Johr unverdeinterwis' an'n Hals, ne wat segg id, an't Hart smitten künn. Jä mößt immer up dat Fohrwater vör mi liken, un wir dorbi so stillvergänt as 'n König, dei sin Kron tom irsten Mal vör Gott un alle Welt up den Kopp setten deih. Up den Strom dor aewer mi leeg 'ne funkelnagelnige Bark van 120 Last so trimm un puil, so glatt un stramm, as dat beste Eifenholt un Bumeister Jelsch dat hergäben künn, un dat smude Fohrtüg wir min eigen, un id wir dei Kaptän dorvan un söl min irste Fohrt nah London mit 'ne vulle Ladung Weiten maken. Jä wir nu mir eigen Herr, stünn up min eigen Bein un nims har ni wat to kummandieren. Dat is 'n säntes Gefühel, vörut in dat irste Maand, dat is 'n woren Sonnigmaand; dei Wörmt liggt denn noch all up 'n Grund, un ein denkt dor gor nich an, wat hei aewerst mal upstigen un nah haben kamen kann, un mit dalstaken warden möt, wißt Du ore wißt Du nich. Mi wir dat recht, dat min Schipp dor so vör mi leeg, dicht as'n Pott un licht un flott as 'ne Krickahnt up'n Binnenwater. Jä künn mi nich satt an ehr seihn. Un wedder wir mi dat nich recht, wat sei nich all buten up dei Reed leeg, utklarirt un fix und farig. Sei har ehr söstig Last Weiten all innahmen, un dat wir ehr kumm antoseihn, wat sei aewerall wat in har. Zwei Lüchters (Leichterschiffe) mößt sei noch in Warnemünn'n un up dei Reed aewernehmen, denn wir sei kumplett, un id wir nidlich, woans ehr dat denn laten deer, un woans sei sück nahst vör den Wind un bi den Wind schiden wör.

„Na, endlich is nich ewig!“ röp min ol Vadder dor. „Nu wäst dei Dagdrom endlich mal up. Disse kloekendige halw Stunn'n heft Du kein Wurd van di gäben, heft Din'n Kaffee solt warden laten un knapperst dor bi din Zigar an dat verkirt En'n rüm. Wotau so'n Ungebur! Du kümmt noch torig naug an Burd. Dei „Kopernikus“ löppt Di nich weg. Ore meinst Du, dat dei Brokfischer, dei dor äben vöraewer robert, em in 'e Tasch stäken un dormit utritschen künn? Inuitirt uns dat Minschenkind sinen „Ko-

Mit diesem Hinweis auf die rein geologische Arbeit des Wissenschaftlers lassen wir unsere Plauderei über Mecklenburgs landschaftliche Eigenarten ausklingen. Die Geologie weiß uns die schönste Landschaft der Heimat bis ins kleinste zu zergliedern, da zunächst die Landschaft am allerersten geologische Dinge aufgibt und dann erst der Mensch in seiner jeweiligen Siedlungsart folgt.

pernikus“ up den Strom to veradmireren, na, wi nämen dor of Notiz van, aewerst Musche Heinz nimmt kein Notiz van uns! Du friggst noch torig naug Soltwater to kosten un wohrschijnlijk mir as Du magst.“

„Na, nämen Sei dat nich vör aewel, Vadding,“ sär id dunn. „Jä dacht man, dor dei Wind so ostlich sölt, wat id den „Kopernikus“ morn mitzamt dei beiden Lüchters dörch'n Dampfer nah Warnemünn'n släpen lat.“

„Wotau dei Ungebur, Heinrich? Morn is Sünndag un aewermorn is ol noch 'n Dag. 'n Kaptän möt nich so hastig sin, hei möt nich tau teerquastig sin un of nich aewermastig sin. Jä heww Di irast observirt, as Du äben den „Kopernikus“ so verleimt anglupen deerst, as ob dat man ein so 'n wunnerbore Schönheit in 'e Welt gäben deer, un dor wol mi dat so bidüchten, as wenn Du Di as'n hellisch forschen Kirl vörkamen deerst van wägen dat forsche Schipp, wo Du Kaptän van bist. Din Forschigkeit un sin Forschigkeit dei saelen sück aewerst irst gegensittig utprobieren, wenn Zi bei' vörn steigenden Storm up'n Vegerwall geraden dauhn. Denn is männigmal of dei beste menschliche Forschheit nich bäter as 'n mören Zwirnsfaden, wo man 'n Bird an fast binnen will, wat den Kuller hett. Liden mag id dat aewerst gor nich, wat dei „Kopernikus“ dei Keilragen up hett, dat kümmt mi gar' so puglistig vör, as 'n Kaptän, dei 'n Snauzbort dreggt. Jä will Di man wünschen, Heinrich, dat hei nich rank is, bi halw Ladung un Ballast nich senkert un so säker in den Wind wenn'n deist as'n Kirchturmhahn dat mit'n richtigen Wind farig frigg.“

Jä bet mim up dei Uennerlipp un sär kein Wurd, denn id har mi sid acht Dag man dat Kinn balbirt un wol mi, Miking to Leiw, 'n Snauzbort stahn laten. — Min Ol wir aewerst noch nich farig. „Segg mal ens, Heinrich,“ füng hei wedder an, „wän sünd eigentlich Din Reeder?“

Jä sel den Olen ganz verwunnert an. Dei Ol wir nämlich Korrespondentreeder van dei Bark, un wißt dat jo ganz gaud. Hei har aewerst sin scharpen blagen Ogen so fast up min richt't, as ob hei mi dörckfiken künn un wol. So telst id denn dei Reeder van den „Kopernikus“ all enselt up, un dat wor't of nich lang, denn dei Ol un min beiden Bräuder reerten allein dat halw Schipp.

„Un wire heft Du kein Reeder nich?“ sär dun dei Ol. — „Nid dat id wißt!“ — „Nid? wän is denn Din General-Reeder?“ — „General-Reeder?“ — sär id un sehg jowoll ganz parplex ut — „General-Reeder? dor heww id min Lävda nich van hör't.“ Min beiden Bräuder, Hans un Franz, leken sück an, as wenn sei seggen wol'n: „Wo will dei Ol denn wedder rut.“ Uns' ol Vadder wir männigmal spaßig, aewerst männigmal of nich. Hei sehg so ernsthaftig ut, dat sei sück bei' dat Grinen verbeten, wat ehr ankamen wol.

„Na, wenn Du dat nich weißt, wat 'n General-Reeder is un noch keinen heft, dennso möt id Di dat woll verfloren. Jä har all immer dei Afficht, ünner vir Ogen

dat mal mit Di to bispräken, denn Du büst noch 'n sir jungen Mann un'n bäten sir torig to Din eigen Brod lamen. Jc seih dat aewerst nich in, wurüm id dat nich of hir glit dauh kann, dor dei Gelägenheit schidlich is, un wän weit, dor Du so 'n grote Hast heft, wat Du nich all aewermorn den Sund passirt heft un id dat Nahfiken bihol, un dennio is't Gottes Will, wenn wi uns aewerall wedder to seihn krigen. — Hans, dauh mi mal Din Zigarendos' her, min sünd 'n bäten fuchtig as mi dücht, id rok sacht ein van Din."

As dei Ol sid nu 'ne Zigarr utsöcht un sei richtig in Brand sett't har, dunnsjo sår hei:

"Sjü ens, Heinrich, mi güng dat min Tid grar' so as Di. As id den „Agamemnon" so vör mi liggen har an dei Lagerbrügg, anno vierteihn, as Du den „Kopernikus" dor vör nu liggen heft, Klipp un flor un farig to't Utlopen, dunh har id of Reeder's un'n Korrespondentreeeder; man 'n General-Reeder har id noch nich un wüßt of nix nich van em af. Humpel-Davids hett mi den kenn'n lirt, un wän Humpel-Davids sin Tid wäst is, dat mößt Du jo noch weiten, Hans, nich wor? Rich? Na, dat wir 'n ol'n Schimann, dei Anno siw mit bi Trafalgar mant dei Engländer's wäst wir, up 'n Urlogsmann, dot ut den Mars schaten wir un sid den linken Arm un den rechten Bein braken un to gliser Tid dorbi 'n lütten Pipp's in'n Kopp wegkrägen har, so dat hei to nix nich in 'e Welt mir to brufen wir. Sei wir nu in dat Bracherhus up't Heiliggeist-Hospital innerbröcht un humpelt Dag vör Dag nah'n Strann'n, den Krickstod in dei rechte Hand un dei linke in 'e Vost van sin Bijede. Sei spröf ümmer vör sid hen, wenn hei dei Lagerstrat dal seilen deer. All dei Kaptän's. Stürfür' un Matrosen kennt Humpel-Davids recht gaud, un wenn'n Schipp inlöp ore utlöp, dennio haalt Humpel-Davids sid regelmäsig sin Spesen af, as dei Dän dat vör-dissen bi Elsinör bi all dei Schöp dahn hett, dei in den Sund un ut den Sund löpen.

So gaud wir mi aewersten nich bi den „Agamemnon" to Maur as Di dat hüt bi den „Kopernikus" is, Heinrich. Du büst vull Ungebur as 'n Brüßam, un Di lacht dat Hart in'n Liew, dat seih id Di an, un Di schenirt nix wire as dei oftsich Wind, dei noch vör Nacht ümgahn kann. Jc wir of ungedüllig, aewer as wän dei Lämweihdag' hett, un id har bläurig Tränen weinen künnt. Dei „Agamemnon" leeg dor vör mi as in 'n Isbarg inslenunt, un mi wir so tau Sinn as 'n Jungmann, dei van dei Boogsprit in dei Büßgen soll'n is un den kein Minsch an Burs 'n Lauenn'n tosmitten deiht, ire hei ut 'e Macht künnt, sid aewer Water to hol'n. — Ji wei't dat, wat id all anno ein as Jungmann sohren deer. Anno saeben wör id Stürmann. Dat wir dei Tid, wo Bonapart England van all un jegliches Kommerzieren up dat Fastland affluten wol. Dat wir aewerst vör dei Schöpfahrt 'ne heil lege Tid. Dei Engelsmann har sin Krüzers allerwägt up den Rikitt. Uenner neutrale Flagg güng dat allein noch un wir wat to verdeinen. Jc künnt aewersten nich still liggen, dat is gegen min Natur. So wol id denn nah Gottenborg un mi dor nah 'en engelsch ore amerikansch Fohrtüg ümdaunh un dorin mit munstern. Jc güng aewer Fünen un Seeland nah Elsinör. Min selig Vadder har mi 'n Breif an sin'n ol'n Fründ, Makler Kastens in Elsinör mitgäben, dei söl mi'n bäten biraden helpen. Jc sülben kenn em of all, denn id har anno drei mal ünner engelsch un anno siw 'n hawt Johr ünner dänische Flagg fohrt. As Kastens hüren deer, wat id wol, dunh schöw hei sin Briss aewer dei Branen, reew sid dei Hänn'un un sår: „Sei sünd 'n Sünddagstind, Sei kamen mi as herrauben. Hüren Sei mal, seihn Sei mal, dei Großer-Massfelt dor in Kopenhagen brukt grar' so'n jungen Mann as Sei sünd, Sei kaenen engelsch, Sei verstahn dänisch, Sei schriben 'ne feine Hand.

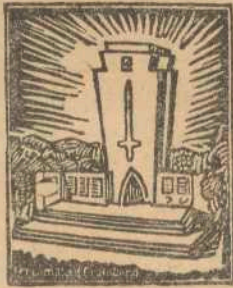
Woans is dat mit dat Käsen?" Na, Käsen dat wir min Forsch, dat har id bi den ol'n Rollen extra loskrägen, vörut dei Praktik in Wessel un Bodmerie. „J, dat dröppt sid fein," sår Kastens, „denn ward sid dat all maken."

Mit ein Burs, Kommerzienrat Massfelt har 'n fregattatelt Fohrtüg von 400 Last, „Krüßhan den Birten", dei sägelt ünner schwedsche neutrale Flagg, dor söl id Kargadür up warden, meint ol Kastens, un dörch sin Berwenning wör id dat ol. Jc mößt Fien un Holt nah St. Thomas un Portorico bringen, un Kaffee un Zucker bröcht id wedder nah Gottenborg, denn in dei Tid güng all dei Kolonialhannel för dat Fastland dissen Weg, un dor wör bannig Geld bi verdeint. Jc freg dusend Daler pro anno as Kargadür un söl Prozent van dei Nettoprobenü erta. Na, dor wir id up einen Schlag haben up un tuscht mit keinen Kaptän. Bir Johr lang wir id bi dat Geschäft, un dei söl Prozent wören mi to Kredit ränt in dei Geschäftsbäuer, un drögen wedder söl Prozent Tinsen, un as dat drürr Johr rund wir un wi ens afflöten, har id all aewer siwdusend Speziesdaler bi Großer-Massfellen to gaud un leet dat natürlich int' Geschäft, denn flinker künnt id aewerall nich verdeinen. Jc sehg dunh binah äbenso aewermastig ut, as Heinz vörhen, as hei nah den „Kopernikus" so aewerböstig ket. Jc har väl in 'e Welt seihn, un wir so gesund un forsch as 'n jungen Kirl van dreihuntwintig Johr van Natur sin kann un sin fall. Min Arbed leeg dunntomal vörnämlich in Gottenborg, wenn id nich up See wir. Nah Kopenhagen keem id man af un tau, wenn dat van wägen dei Geschäften nich anners güng. In Gottenborg har id aewer Quartir bi 'ne dütsche Pasturen-Wittfru, un dei har 'n Wäsch bi sid, wat ehr Schwesterdochter ut Wismer wir, un dei süß müdderseelesten allein in 'e Welt stünn. Sei wir aewerst ünner alert un ünner vergnügt, sei süng as 'n Kanallivagel un hüppt as so'n lütten Häster, un hüppt mi tolest richtig int' Hart rin. Doch har sei keinen roten Schilling in 'e Welt. Jc frög nich lang, wat sei of vilicht 'n riken los un ferrigen ol'n Dehme ore 'ne steinolle rike unbigäbene Möhm einerwärts in 'e Welt sitten har. Jc frög ehr bloß: „Magst Du mi liden?" — un as sei dunh ja sår, ein twei drei wir sei min Fru un wi bei' in Kopenhagen, in'n Junimaand, un dei wir dunh grar' so warm un schön as hei hüt is. Jc stellt min lütt Fru Herrn Kommerzienrat Massfelt vör, dei 'n sihr stolzen un vörnämen Herrn un Swager van'n Geheimen Statsrat wir, un stellt sei of Fru Kommerzienrat Massfelt vör, dei noch stolzer un vörnämer un 'ne Schwester van'n Danebrogs-Großkrüz wir, Barkeldags man in Sir, mit'n Pund Gold an dei Arm un üm den Hals, Sünndags aewer in Sammt mit twei Pund Gold an dei Arm un üm den Hals güng.

Wi wören of sihr gnädig upnamen un mößten dor mit to Middag äten, un id keem mi sülben as so'n bäten vörnäm vör, as süßt Du mi woll un heft Du mi woll seihn.

Nah Disch freeg dei Kommerzienrat mi bi Sid un bör' mi, as dei Kaffee up'n süßwernen Teller präsendir't wir, 'ne Zigarr an — dei wören dunh noch nich recht in 'e Maur. — Hei höl mi dei apen Wittelst hen: „Nehmen Sie nur gleich ein Bund, bester Heuer, Seine Majestät rauchen sie nicht besser, sie sind fein und milde und kosten funfzig Spezies." Jc wol bischeiden Inwennungen maken, dat hülp aewerst nich, id mößt siwuntwintig dorban in 'e Tasch stäken. „Und was ich sagen wollte, lieber Heuer, im August muß der „Christian" wieder nach St. Thomas. Es soll aber das letzte Mal sein, daß Sie in Person mitgehen. Haben wir Erfolg, gedenke ich eine eigene merkan-tillische Kommandite in Gottenborg zu errichten, und wenn als Ihnen könnte ich die Leitung anvertrauen? Sie haben sich bewährt, bester Heuer, und wenn Ihrbarer Anteil am Geschäft auch zur Zeit noch unbedeutend ist, das wird sich dann schon bessern. (Fortsetzung folgt.)

Ostmecklenburgische Heimat



Monatschrift für ostmecklenburgische Heimatwerte, Landeskunde und Unterhaltung

Erscheint am 1. Sonntag jedes Monats. — Preis monatlich 15 Pf. — Erscheinungsort Teterow.
Druck und Verlag von Hermann Deder, Teterow, Malchiner Straße 15, Fernruf 367.
Verantwortlich für den Inhalt: Ernst Wid, Teterow.

Jahrgang 11

Teterow, 7. August 1938

Nr. 8

Der Hausstand eines Handwerkers vor 200 Jahren

Fr. Wessel-Parchim.

Im Jahre 1756 starb in Tessin der Weber-Altermann Hans Heinrich Wessel. Er hinterließ 5 Kinder und das Waisengericht nahm am 30. 10. seinen Besitzstand auf. Das Protokoll verzeichnet ihn folgendermaßen:

an immobilien

Die alte mit Stroh gedeckte Bude mit dem Garten hinter selbiger, auch den daran schließenden Acker von $\frac{1}{4}$ Scheffel. Musfaat, nebst dem Manneskirchenstand auf dem Chor bey dem Altar 357 Rtl.

Die neue mit Steinen gedeckte Bude an dieser vorbenannten alten Bude 390 Rtl.

747 Rtl.

an Acker auf hiesiger Stadt-Feldmark

- 1 Scheffel. bey Lütten-Tessin am Rostocker wege zwischen Frau Wittwe Kohlen 15 Rtl.
- 2 Scheffel. bey der Steinmauer zwischen Claus Burmeister Stadt- u. Behl feldtwerts 24 Rtl.
- 1 Scheffel. vor den Tannen, zwischen Cantor-acker Stadt- u. Daniel Giese feldtwerts 7 Rtl.
- 1 $\frac{1}{2}$ Scheffel. vor Lütten-Tessin, zwischen Hinrich Bahren feldt- u. Nageln Stadtwerts 15 Rtl.
- 2 Scheffel. am Graßwege, zwischen Friedrich Bahren feldt- u. Jochim Michelsen Stadtwerts 20 Rtl.
- $\frac{1}{4}$ Scheffel. am Helmstorfer wege zwischen Johann Schulk u. Rattmann Wittwe 10 Rtl.
- 1 Scheffel. an der Lütten-Tessinschen Scheide, zwischen tobias Sengbusch Stadt- u. Michel Rasten feldtwerts 15 Rtl.
- 1 Scheffel. auf der Sandkuhl, zwischen Verwendels Wittwe feldt- u. Jochim Sternbergs Erben Stadtwerts 12 Rtl.
- $\frac{1}{4}$ Scheffel. vor den Tannen, zwischen Nageln Stadt- u. Rattmanns Wittwe feldtwerts 10 Rtl.
- 1 Scheffel. auf dem Gildelände, zwischen Adolph Bartels u. Hilgendorfs Garten 15 Rtl.
- 1 Scheffel. am Helmstorfer wege, zwischen Christian Rueß Stadt- u. Rasloffs feldtwerts 15 Rtl.

- 1 Scheffel. auf dem Scharren, zwischen Peters feldt- u. Jakob Bahr Stadtwerts 12 Rtl.
- 1 Scheffel. am Helmstorfer wege, zwischen Claus Burmeister 10 Rtl.
- 1 Scheffel. vor den Tannen, zwischen dem Cantor aker Stadt- u. Daniel Giese feldtwerts 7 Rtl.

Sa. 187 Rtl.

Ein Gramstorfer Erbteil

390 Rtl.

An Mobilien.

an Kupfer

- | | Rtl. | fl. |
|--|------|-----|
| $\frac{1}{4}$ tonnen Kessel, mit dem Seil getragen | 10 | — |
| 1 Topf | 2 | 18 |

an Messing

- | | | |
|---|----|----|
| 4 messingne Kessel, mit dem Seil getragen | 13 | 28 |
| 8 $\frac{1}{2}$ Pf. Zinn | 9 | — |
| 1 eisern Grapen | 3 | — |

an Hausgerät

- | | | |
|---------------------------------|---|----|
| 1 alt eichen Eß-Schapp | 3 | 24 |
| 1 dito ganz schlecht | 3 | 16 |
| 1 alt Zuber | 1 | 36 |
| 1 Rüben von 3 Scheffel. Korn | 6 | 8 |
| 1 Brett-Stuhl | 1 | — |
| 1 dito alt | — | 12 |
| 1 Rohl-Walge | — | 38 |
| 1 Rohl-Stößer | — | 8 |
| 1 kleiner eichen Tisch | 2 | 8 |
| 1 alt Milchenborte (ausgefetzt) | 1 | 28 |
| 1 Schneide lade | 3 | 4 |
| 1 Art | 1 | 24 |
| 1 alt Beil | 1 | 44 |
| 2 Sensen | 1 | 36 |
| 1 Hacke | — | 13 |
| 1 Rüste | 1 | 8 |
| 1 Mistforke | — | 24 |
| 1 dito alt | — | — |

1 Brat-Pfanne	—	8
1 eisern Plett-Eisen mit 2 bolzen	1	28
1 Worsf-Schaukel	—	24
1 alter Scheffel	—	12
1 Garn-Winde	—	30
1 alt Butterfaß	—	44
1 eisern Drehfuß	2	2
1 Wasch-Molde	—	28
1 badekrog	1	22
1 ganz kleine alte Molde	—	4
¼ Tonne	—	36
1 Tönnchen (lechl)	—	18
1 alte Brat-Siebe	—	6
4 Stod Zinnen	15	24
	97	43

an Handwerkszeug

1 großes Thau (Webstuhl)		
1 Thau, etwas kleiner, brauchbar		
1 neues Thau		
2 Kämme von 6/4 breit, flehsen		
3 Kämme von 5/4 breit, flehsen		
6 Kämme von Ellenbreit, Heden.		
1 Schirr-Trog, gut		
1 alt Coffre	45	—

an Mannskleidung

1 schwarz Kleid mit Camisohl und Hose		
1 braun Kleid mit Hose, ohne Camisohl, neu u. gut		
1 alter brauner Rock u. Camisohl		
1 Spanisch-Rohr mit fl. silbernen Ring (4 Rtl.)		
Betten und Leinenzeug sind nicht geschätzt, da sie von der Familie weiter benutzt werden.		

an Vieh

1 junge Kuh, ins 3. Jahr		
1 Ochsen-Stier, ins 2. Jahr		
2 Kühe		
2 tragende Schafe		
3 Hammel		
1 Schaf		
2 Lämmer		
2 alte Gänse		

an Geld		
2 Obligationen (30 u. 100 Rtl.)	130	—
	Za.	1596 43
Damals gehörten zu einem Erbe untrennbar Haus, Acker und Kirchenland. Sie wurden abgeschätzt:		
Das neue Haus		390 Rtl.
Das alte Haus		225 Rtl.
Die Hausstellen mit dem Garten		90 Rtl.
Die ¼ Scheffel. Acker hinter dem Hause		27 Rtl.
Der Mannsstand auf dem Chor bei dem Altar		15 Rtl.

*

Die Kosten eines kleinen Begräbnisses im Jahre 1810

Vor Begräbniß Kosten, waß ich habe vor meine Seelige Schwester Befeln ausgelegt.	
vor daß Sarg	5 Rtl. 16 Schill.
„ daß Brodt bey der Begräbniß	40 „
„ 16 Pott Bihr	24 „
„ 5 Pott Brantwein	40 „
„ ¼ Pfd. Toback	5 „
„ Licht	5 „
„ 2 Pfd. Butter	20 „
„ ¼ Pfd. Kaffe Bohnen 8 u. ¼ Pfd. Zucker 8	16 „
„ Semmel	12 „
„ Oehl u. daß Begräbniß	16 „
„ den Rektor 20 u. die Schule 16	36 „
„ den Herrn Pastor	21 „
„ die Glocken	1 Rtl. 24 „
„ die Todtenfrau	24 „
„ den Todten Gräber	24 „
„ die Frau die die Seel. Aufgewartet hat	3 Rtl. — „
„ 3 Pott Brantwein bey der Aufziohn	24 „
„ Bihr	10 „
„ Semmel	10 „
„ eine Lampe die Maurer Giesen ausgeschmeltzt ist	20 „
„ die Hausmiete an den Maurer Giesen 1 Rtl. 16	„

Summa 18 Rtl. 23 Schill.

Lezin, den 15. July 1810.

Christoffer Ehler.

Streit um Rügen

Als 1325 das rügenische Fürstenhaus ausgestorben war, am 8. November starb Fürst Wizlaw III., nachdem sein Sohn Jaromar ihm am 25. Mai im Tode vorangegangen war, sollte den Erbverträgen zufolge des Fürsten Keffe Wartislaw IV. von Wolgast seine Nachfolge antreten. Noch waren die Unterhandlungen darüber im Gange, als auch er am 1. August 1326 starb. Doch hinterließ er Leibeserben: drei noch unmündige Söhne, den späteren Bobislaw V., Barnim IV. und Wartislaw V.

Diese drei Söhne Wartislaws IV. wurden vom dänischen Könige mit der Herrschaft belehnt und Gerhard von Holstein mit ihrer Vormundschaft betraut. Da er seinen Verpflichtungen nicht nachkam, wurde sie von Herzog Barnim III. von Stettin übertragen. Er erwies sich jedoch bald als zu schwach, als der Fürst von Mecklenburg die rügenische Nachfolge beanspruchen zu dürfen vorgab und in das Land einfiel.

In dieser Not traten die zu Rügen-Wolgast gehörenden Städte für ihr Fürstenhaus ein: Stralsund, Greifswald und andere kämpften für ihre drei jungen Herren.

Ein Teil des Adels schloß sich ihnen an, während ein anderer sein Heil bei Mecklenburg sah. Städte und Adel kämpften vereint gegen den Fürsten von Mecklenburg bei Loitz und Bölschow, und Greifswald gewährte der Witwe Herzog Wartislaws IV. Schutz. Lange währte der Streit; endlich aber neigte sich der Sieg den Pommern zu. Bei Brudersdorf kam es am 27. Juni 1328 zum Frieden: der Fürst von Mecklenburg verzichtete auf seine Ansprüche und erhielt dafür eine Abfindungssumme, für die ihm Barth, Triebsees und Grimmen bis zum 6. Dezember 1340 als Pfand gehören sollten.

Um dieser Länder willen kam es danach zu einem langwierigen Streit. Mecklenburg wollte seine Ansprüche auf diese Gebiete noch nicht aufgeben. Seit 1343 flackerten die Kämpfe und Streitigkeiten wieder auf. Man verglich sich — und kämpfte dann wieder weiter. Schließlich wurden die Mecklenburger am Schöpendamm bei Loitz noch einmal geschlagen (25. Oktober 1351), sodaß es 1354 zum Frieden von Stralsund kam, in welchem Mecklenburg auf alle Ansprüche verzichtete und Rügen unbestritten bei Wolgast blieb.

Woher stammt der Name „Findenwirunshier“?

Elfriede Wendler.

Vor langen Jahren lebten einmal zwei Brüder, die sich besonders in brüderlicher Liebe zugetan waren. Beide hatten das Müllerhandwerk erlernt und gingen dann auch gemeinsam auf die Wanderschaft. Sie hatten auch beide viel Glück im Leben, erwarben große Reichtümer und durchwanderten die ganze Welt. So kamen sie auch mal in eine große Stadt, wo grad' ein großes Fest gefeiert wurde. Viel Volk bewegte sich in den Straßen und auf den Festplätzen herrschte überall großes Gedränge. Plötzlich bemerkten die Brüder, daß sie voneinander getrennt waren, und nun suchten sie Tag und Nacht einer den andern, aber

alles war umsonst, sie fanden sich nicht wieder und so zog jeder allein und tiefsaurig seine Straße weiter. Sie suchten sich in der ganzen Welt und konnten doch nicht wieder zueinander kommen. Nach drei Jahren begegneten sich bei Dömitz, an einem Kreuzweg, zwei Wanderer und beide riefen fast gleichzeitig: „Finden wir uns hier?“ Es waren wirklich die beiden Brüder, welche so ungewollt lange Jahre getrennt waren; nun bauten sie an dem Ort des Wiederfindens eine Mühle und den Ort nannten sie zur Erinnerung „Findenwirunshier“.

Lebensgeschichte der Moorpflanzen Mecklenburgs

Auf der 8. Sitzung dieses Jahres der Naturkundlichen Arbeitsgemeinschaft für Rostock sprach im Hörsaal des Botanischen Instituts Professor Bauch über die Lebensgeschichte der Moorpflanzen Mecklenburgs, auch auf unseren heimischen Mooren findet sich noch eine Fülle urwäldlicher Pflanzenformen und eine vielseitige Gemeinschaft zwischen Pflanzen und Tieren. Die hauptsächlichsten Moore sind das Sölmitz-Gublow-Moor, das unter Naturschutz steht, das Sanitzer Teufelsmoor und das Driespeter Moor bei Schwerin. Auch die Lewiz trägt an vielen Stellen noch moorartigen Charakter. Außerdem befindet sich noch eine Reihe von kleinen und kleinsten Mooren in Mecklenburg.

Die Hochmoore, von denen der Redner zunächst sprach, entstehen durch das Torfmoos (*Sphagnum*), das eine starke wasserauffaugende Kraft hat und, während es unten hin abstirbt, oben weiter wächst, sodaß das Moor schließlich *moosförmig* auf die Erde gesetzt scheint. Wo nehmen nun die Pflanzen die Salze aus dem nährstoffarmen Boden her? Da bekanntlich die Verwesung in einem Moor außerordentlich langsam vor sich geht, sind insbesondere Stickstoffsubstanzen sehr selten. Durch Zusammenleben mit Pilzen — durch sogenannte *Symbiose* — holt sich die Pflanze mit Hilfe des Pilzmantels, der als feiner weißer Pilzmantel an den Wurzeln hängt, die Nährstoffe heran.

Das Flachmoor entsteht im Gegensatz zum Hochmoor durch Verlandung von Seen oder durch langandauernde Ueberschwemmungen von Wiesen, zwischen beiden Arten von Mooren gibt es allerdings eine Anzahl von Uebergängen.

In Mecklenburg sind in den Mooren heimisch die

Glockenheide, die Krähenbeere, der Sumpfsporst, der zur Zeit der Blüte dem Moor einen ganz eigenartigen Reiz gibt, der stark aromatische Gagelstrauch, der sich in der Nähe von Rostock besonders zahlreich im Müritzer Moor findet, sowie als Heidelbeerart die Rausch- oder Moorbeere. Der Glockenstrauch, der sich auch an der südlichen Ostseeküste in einem schmalen Streifen findet, bildet bei uns seine letzten Ausläufer, er ist besonders an den atlantischen Küsten heimisch. Ähnlich ist es mit dem Gagelstrauch, der in früherer Zeit als Ersatz für Hopfen zum Bierbrauen verwendet wurde. Der Sumpfsporst hat als Verbreitungsgebiet Nordeuropa ohne die arktische Zone. Auch er wurde östl. der Elbe von den Kolonisten aus Westfalen wegen seines Aromas zum Bierbrauen verwendet, man macht im Baltikum sogar heute noch hierfür von ihm Gebrauch. Besonders merkwürdige Hochmoorpflanzen sind die Insektenfresser. Pflanzen wie der Sonnentau, die Fettkräuter und der Wasserschlauch. Dieser fängt Krebschen und andere Tiere mit Hilfe von Fangblasen, in die das Wasser mit den Tieren hineinsprudelt.

Die Flachmoore haben eine ganz andere Pflanzenwelt, sie besitzen eine Flora, die teilweise noch einen Ueberrest aus der Eiszeit darstellt. Sie finden sich bei Tessin und im Recknitz-Tal, zwischen Neubrandenburg und Friedland auf dem Tollensewiesen und sollen früher auch zwischen Erwid und Goldberg gefunden worden sein. Auf den Barnemünder Wiesen fanden sich bis zum vergangenen Jahre weite Flächen der Mehlprimel, die Prachtnelke und die Sumpfwurz, Wollgras kann man in weiten Flächen noch im Müritzer Moor sehen.

Was Mecklenburger Landsturm in Masuren erlebte

Mit Erlaubnis des Verlags Friedrich Bahn in Schwerin i. Meckl. entnommen aus dem Buch von Dr. Hans Berg „Für Heimat und Herd“, 232 Seiten, Preis kart. RM. 1.40, in Halbleinen RM. 1.60.

(Fortsetzung.)

Als am nächsten Morgen, Sonnabend, den 13., die 2. und 3. Kompanie, die $\frac{1}{2}$ Tag später aus den Stellungen am Schimonkanal bzw. Rudowfen abrückten, zu uns stoßen, treffen sie auf dem Gutshof ein malerisches Gewirr: überall brennen lustige Feuer, über denen Kochgeschirre, an Stöcken gehalten, mit Kaffeewasser dampfen. Leider sind die Brunnen so ausgepumpt, daß sie nur wenig Wasser liefern. Schnee muß aushelfen, der infolge des Lautwetters, sobald er im Kochgeschirr geschmolzen ist, fast ohne Zusatz von Bohnen eine Art Kaffeesfarbe hat. Aber

schmutziges Schneewasser ist noch immer besser als gar kein Wasser.

In der kleinen Küche, in der mehrere Offizierstellvertreter mit Katzen, Kaninchen und Meerschweinchen friedlich zusammenschlafen, werden Stiefel und Fußlappen getrocknet sowie aufgekaufte Kartoffeln gekocht — Brot will die alte Frau schließlich selbst für 3 Mark das Laib nicht mehr weggeben. Die Pellkartoffeln schmecken wie noch nie. Dann bricht unser nunmehr vereinigtes Bataillon mit dem ganzen Landsturm-Detachement „Hirsch“ auf nach Grabnik, dem Kampf entgegen. Als wir in dünner Linie die letzte Höhe überschreiten, fährt eine feindliche Kugel in unsere

Reihen und trifft Kesselschläger, durchbohrt ihm aber nur das Leder der Koppeltasche. Hinter einer großen Scheune nehmen wir gedeckt Aufstellung, nahe bei sechs Batterien, darunter zwei schweren.

Hier sind wir nun im richtigen Schlachtgetöse. Das Brüllen der Geschütze wirkt fast ohrenbetäubend und übersteigt alle unsere bisherigen Begriffe. Ihre gewaltigen Eisenstimmen singen ein donnernd Lied von deutscher Kraft und Tüchtigkeit. Hier steht auch der Divisionsstab. Autos, Autos, Kote-Kreuz-, Munitions- und Bagagewagen, Melde-reiter und Radfahrer eilen vorbei, ein buntes bewegtes Bild und doch alles von planmäßigem Willen in sicherer Ordnung geleitet.

Von der beherrschenden Höhe am Ostrande des Dorfes aus kann man das Vorgehen unserer Truppen beobachten: Jetzt eilen sie über einen gefrorenen See. Einige fallen. Jetzt stürmen sie die Berghänge dahinter empor. Sprungweise nähern sie sich den feindlichen Schützengraben am Waldbrande. Eine unserer Batterien proßt auf und geht weiter vorwärts in Feuerstellung. Projektilen und Geschützen fliegen nur so herum bei der Wegbiegung.

Der Kampf schwankt noch unentschieden, der Russe kämpft tapfer. Unser Oberst Hirsch tritt zu dem Divisionsführer, Generalleutnant v. Einem, und ein Kamerad hört ihn sagen: „Erzellenz, wir müssen wohl jetzt den Landsturm einschleichen.“

11.

Irrefahrten und Abenteuer.

Doch ehe ich weitererzähle, müssen wir von dem Schicksal verschiedener Nachzügler hören.

Das Wichtigste ist: Unsere langersehnte Gulaschkanone erscheint, mit freudigen Zurufen und Scherzworten begrüßt. Damit finden unsere Verpflegungsnöte ihr Ende. Wie schön schmeckt das erste ordentliche Mittagessen nach den vier Fasttagen! Weil wir so viel hin- und herzogen, konnte die Feldküche uns schwer finden, obwohl sie uns mehrmals schon ganz nahe war. Sie hat odysseische Irrefahrten hinter sich.

„Worum sind ja nicht gleichs den iersten Dag, Dingsdag-middag, to uns kamen un nahsten bi uns bläven?“

„Wi wullen jo, ätwer wi können nich döckflamen, bleben in’n Schnei stäken.“

Und nun erzählen die Küchenkameraden, wie sie am Tage unseres Abmarsches vom Löpferberg, von Rudowken aus, wo die Küche ihr Quartier behalten hatte, uns mit warmem Essen nachführten, aber im Schnee schließlich nicht mehr weiter konnten, und in der irrigen Meinung, es handle sich um einen kurzen Vorstoß, in Schimonken unsere Rückkehr erwarteten.

Es ist fast Mitternacht, da werden sie geweckt. Unsere große Bagage unter Führung von Leutnant Rajak, zusammen mit der Bagage der Königsberger und Darmstädter wohl 30 Wagen, nimmt sie mit. Es geht die dunkle Nacht hindurch, vorbei an der Leiche eines Kameraden von den 33ern, die mit ihrer geöffneten Brust einen schrecklichen Eindruck macht. Fast unüberwindlich türmen sich für die Wagen die Schneeschanzen, die den Fußtruppen schon solche Mühe machten. Bis an die Achsen sinken sie oft ein. Dann muß erst mit dem Spaten Bahn geschafft und gegenseitig Vorspann geleistet werden. Für die ersten 7 Kilometer Landweg über Olschewen bis Dombrowken braucht man so sieben Stunden! Erst am nächsten Nachmittaglangen sie in Arys an. Es war an demselben Tage, an dem uns auf dem Weitermarsch nach Skomaklo der erwähnte starke Schneesturm entgegenheulte.

Die Bagage rastet den Freitag über in Arys. Ein hübsches Städtchen, abgesehen von den Russenverwüstungen.

Man besieht sich Kirche und Rathaus. Im Rathaus liegt die Kaiserbüste in Scherben am Boden. Einem Moltkebild sind die Augen und das ganze Gesicht zerstoßen. Auch Wilhelm I. und der alte Fritz sind arg beschädigt. In der Kirche sind sämtliche dort aufgehängte Orden von 1813 und 1870/71 von den Russen geraubt.

Ein Darmstädter setzt sich an die Orgel. Und gemeinsam erbraust der Gesang: „Was Gott tut, das ist wohlgetan“, dann „Lobe den Herren, den mächtigen König der Ehren“. Zum Schluß spielt ein streifiger Landsturmmann noch „So nimm denn meine Hände“. Es geht doch nichts über unsere schönen deutschen Choräle.

Unsere Feldküche hat natürlich keine Ruhe, in Arys zu bleiben, nachdem sie dort hört, das Bataillon sei weiter nach Lych. Sie arbeitet sich noch am selben Tag bis Klausen durch, mittwegs an der Chaussee, die die nächste Verbindung zwischen Arys und Lych ist. Es ist wirklich eine schwere Arbeit. Denn die Chaussee ist teilweise $\frac{1}{2}$ Meter hoch voll Schnee geweht. Mehrere zurückgebliebene Marschfranke schließen sich an.

In Klausen treffen sie den Gefreiten Behncke, der zurückgeschickt worden war, um mit Winkler den Wagen des Oberleutnants mit dessen Gepäc nachzubringen. Aber der Wagen ist ihnen bei der schlimmen dunklen Nachtfahrt, die jeden einmal von oben herab in den Schnee purzeln ließ und wobei nur das schärfere Sehvermögen des Pferdes sie vor noch ärgeren Stürzen in tiefe schneegefüllte Gräben bewahrte, so arg beschädigt, daß sie ihn in Ekersberg gegen einen heißen Bauernwagen umtauschen mußten.

Auch Unteroffizier Kelling, der mit einem Trupp Marschfranker dort zurückblieb, wo wir von der Chaussee Arys — Lych nördlich auf Skomaklo zu abbogen, ist mit dem Sanitäter Möhrcke nach Klausen marschiert, um durch diesen Abschnneider die vermeintlich nach Lych marschierende Kompanie wieder einzuholen. In Klausen kehren sie in einem Bauernhause ein.

In ihrem Schrecken sagen ihnen zwei dort einquartierte Landwehr-Unteroffiziere — und die starke Schießerei vor ihnen bestätigt es — daß bereits das nächste an der Chaussee nach Lych zu gelegene Dorf noch nicht russenfrei ist. Wo sollen sie nun hin?

Sie übernachten zunächst dort. Fünf Frauen, Mädchen und Kinder verteilen sich in die vorhandenen Betten, zwei Jungens schlafen auf dem Fußboden in der Schrankende, den dann noch freien Fußboden belegen acht Soldaten.

„Sonst war es immer umgekehrt“, sagen die Bewohner. „Sonst lagen die Russen in den Betten, und wir mußten uns auf der Diele einen Platz suchen.“

Ein vielsagender Unterschied!

Nächsten Morgen hören sie, der Stab liege in Grabnid, unsere Kompanie sei sogar schon im Gefecht.

„Dann gehe ich sofort los“, sagt Möhrcke, „sonst haben sie keinen Sanitäter.“

Kelling geht mit ihm, alle Marschkranken sollen später mit der Feldküche folgen.

Am Dorftrand liegt die dritte Kompanie, die hier auf Gehöfte verteilt, genächtigt hat, ebenso wie die Unseren in Räumen, die noch nach Russen duften.

Der stellvertretende Kompanieführer, Graf Hahn, hält sie an. „Sie laufen ja direkt den Russen in die Arme.“

Nach Erklärung ihrer Absicht, bald linker Hand in nördlicher Richtung abzubiegen, läßt er sie ziehen. An Hand der Karte bringen sie vor in Wäldern, durch deren Äste Maschinengewehrfeuer segt, auf Fußwegen, in deren Nähe Schrapnell plätsch, über gefrorene Sümpfe deren meterhohe Schneedecke der kleine Möhrcke stellenweise nur auf dem Bauch rutschend überwinden kann, durch Ortschaften, wo sie die ersten deutschen Soldaten sind und sich durch die Inschrift ihres Landsturmkreuzes erst als solche aus-

weisen müssen. Die verschüchterten Bewohner können dann ihrer Freude nicht genug Ausdruck geben.

Ein Bauer zeigt ihnen klagend in seinem Stall den blutigen Kopf seiner letzten Kuh. Er hat sie $\frac{1}{4}$ Jahr lang immer vor den Russen versteckt halten können, und nun ist sie zuletzt doch entdeckt.

Andere, die gestern noch Kosakenbesuch hatten, haben es schlauner gemacht: haben Kuh und Ziege in einer Stube untergebracht und ein Spind vor die Tür gestellt.

„Hat denn die Kuh sich nicht durch Brüllen verraten?“
 „Nein, in der Stube ist ke-in Fenster, und im Dunkeln maldet sich ke-ine Kuh.“ Der Ostpreuze zieht das „ei“ eigentümlich auseinander und spricht „e“ vielfach fast wie a, dabei alles in singsangartigem Tonfall.

Mehrmals geraten sie in Rufweite unserer vordersten ausgeschwärmten Schützenlinien, einmal fährt eine Haubitzenbatterie hinter ihnen auf, und sie müssen rennen, daß sie nur schleunigst aus der Schußlinie kommen, einmal trabt unweit eine deutsche Dragoner-Abteilung vorbei, ein Zeichen, daß sie sich im Bereich der vordersten Fühlhörner unserer Truppen befinden.

Plötzlich sprengen drei Dragoner mit eingelegter Lanze auf sie zu. Enttäuscht kehren diese aber bald wieder um, sie hatten die beiden Landstürmer in ihren abgerissenen Zivilmänteln für versprengte Russen gehalten und einen Fang zu machen gehofft.

Der Kampf tobt dicht südöstlich von Grabnick, das gestern noch in Russenhand war. Die beiden Pfadfinder müssen deshalb zuletzt in einem weiten Bogen nach Westen ausholen, um von dort in das langgestreckte Dorf hineinzugelangen, treffen aber unsere Kompanie nirgends. Welche Enttäuschung nach solchen Anstrengungen!

Das Dorf ist überfüllt von Truppen, die schon im Kampf gelegen haben oder erst nachgeschoben werden. Eine Frau mit zwei Kindern gewährt ihnen in ihrem Stübchen Nachtlager. Todmüde wie sie sind, merken sie schließlich gar nicht mehr, daß immer neue Soldaten hereindrängen. Als sie am anderen Morgen sich umsehen, sind sie 24. Wie sie gelegen haben, bleibt schleierhaft.

Gegen Mittag kommt unser Bataillon von Abbau Zepaden nach Grabnick, bald darauf auf der Chaussee von Stomazko her die Feldküche, die gestern Abend noch in Stomazko nach vergeblicher Suche ein für die Kompanie bestimmtes schönes Essen nicht hatte an den Mann bringen können, und die große Bagage, dann ein langer Zug Marschranter: einige 30 von unserer, über 100 von der vierten Kompanie, in der Mitte ein Trupp russischer Gefangener mit ihren zottigen Pelzmützen und ihrem penetranten Geruch oder richtiger Gestank, der sich erst verliert, wenn sie längere Zeit in der Zucht und Keinsichtspflege eines deutschen Gefangenenlagers sich befinden.

Jeder Kamerad weiß nun etwas von überstandenen Leiden zu erzählen. Am meisten bewegt uns die Geschichte vom Gefreiten Warwel. Er folgte mit der Feldküche und ritt auf dem Pferd des Oberleutnants voraus, die Kompanie zu suchen. Plötzlich stürmen aus einem Walde drei versprengte Kosaken mit verhängtem Bügel auf ihn los. Schon sieht er seinen sicheren Tod vor Augen, denn ihre Pferde sind flinker. Da trachen drei wohlgezielte Karabinerschüsse aus einem von ihm wie von den Kosaken nicht bemerkten Artilleriestand ganz in der Nähe. Die drei Kosaken fallen tot herab, ein Pferd bricht mit lautem Aufschrei zusammen. Arme unvernünftige Kreatur!

Unser Kamerad war in letzter Minute gerettet.

12.

Der Höhepunkt des Kampfes.

Der nördliche Klantenstoß der Masurenschlacht war unter Generaloberst v. Eichhorn aus der Gegend von Til-

sit auf Suwalki und Sejeg, der südliche gegen die Pissedlinie Johannesburg, Probeln, Gehsen und weiter über Grajewo auf Augustow geführt worden. Wir waren in der Mitte der Truppen des Generals v. Below, wo der Feind bei den See-Engen nordwestlich von Lyck sich auf jeden Fall behaupten wollte, bis die Masse seines Heeres den Rückzug auf Suwalki und Augustow durchgeführt hätte. Er war begünstigt durch die natürliche Verteidigungsfähigkeit der masurischen Seen, hatte sie künstlich besonders durch Drahthindernisse verstärkt und seine besten — sibirische — Truppen eingesetzt, die unter energischer Führung Auerkennenswertes leisteten. An einzelnen Stellen war er sogar zum Angriff vorgegangen, aber am 12. Februar aus den besetzten Vorstellungen auf die See-Engen zurückgeworfen worden. „Er hielt minnemeir einerseits das Gelände, das sich zwischen dem Laszmiaden-See und dem Dorfe Woszellen erstreckt, und andererseits die Engen zwischen Woszellen und Lycker See. Für die deutsche Führung kam es darauf an, den Zugang zur Stadt Lyck von Norden her zu öffnen. Die Besetzung des Dorfes Woszellen mußte dabei von ausschlaggebender Bedeutung sein.“ (Großes Hauptquartier.)

Generalleutnant v. Einem schaut lange durchs Fernglas. Dann wendet er sich an Oberst Hirsch, der, wie wir am Schluß von Kapitel 10 hörten, den Landsturm zur Entscheidung mit einsetzen will: „Nein, ich glaube, sie schaffen es noch. Landsturm soll erst im äußersten Notfalle herangezogen werden.“ Und nach anderer Seite gewandt, befiehlt er: „Artilleriefener verstärken!“

Das Höllkonzert steigert sich zu rasendstem Tempo. Die Geschütze feuern mit größter Kraft, oft salvemweise.

Es sind spannende Minuten, in denen die Entscheidung über unsere etwaige Mitwirkung im Kampfe fällt.

Das wohlgezielte mörderische Feuer unserer Batterien bringt die feindlichen Geschütze zum Schweigen und erschüttert den hartnäckig die Waldhöhen und See-Engen bei Woszellen verteidigenden Feind. Die sieggewohnten 33er Jüsilere nehmen sie abends im Sturm. Ich sah ihre Reserven in den Kampf ziehen, ewige Entschlossenheit auf den 3. L. noch blutigen Gesichtern.

Das Schicksal des Tages ist entschieden: Sieg, herrlicher Sieg! Aber in welchem Umfange die ganze Einkreisung gelungen ist, ob nicht ein großer Teil der russischen Heeresmacht noch rechtzeitig den Kopf aus der Schlinge gezogen hat, wissen wir nicht.

Wir bleiben den ganzen Tag als Artilleriedeckung in Grabnick. Der morgige Tag soll die Erfolge des heutigen krönen. Wir freuen uns der guten Nachrichten, die fortgesetzt von der Front kommen, aber wir sehen auch, was solche Erfolge kosten. Da bringen sie die Verwundeten, da tragen sie Tote herbei, das Gesicht mit dem Helm bedeckt, ein herzbergewogender, aber auch ein erhebender Anblick, und bestatten sie mit vollem Anzuge und Seitengewehr in langen Reihen in dem Garten des Gutshofes, der jetzt als Lazarett dient. Schlichte Holzkreuze und Buchsbaumgrün werden gleich auf die Gräber gepflanzt. Auch unsere mecklenburgische Landwehr, die 76er, haben schwer gelitten. Ein Sohn des früheren Schweriner Staatsministers Grafen von Bassowicz-Levechow ist mit unter den Gefallenen. Der Tod macht keinen Unterschied.

13.

Hundemüde und durchgeweicht.

Die fortwährend wechselnden Kampfbilder, die Erzählungen unserer Nachzügler, das langentbehrte Feldküchenessen fesselten uns und verkürzten die vielen Stunden des Herumstehens. Aber seit Mittag bemüht sich ein Landregen mit wachsendem Erfolg um unsere Durchnässung. Allmählich entstehen Pfützen, vor denen wir unsere bei den Ge-

wehrpyramiden liegenden Rucksäcke auf Stroh und andere Unterlagen zu reiten suchen. Immer sehnsüchtiger wünscht man sich ins Quartier. Bei Dunkelwerden heißt es: erste und vierte Kompanie nach Abbau Gepäcke zurück. In Grabnied ist kein Quartier für uns übrig.

Man war vom langen Stehen schon richtig beinmüde geworden, aber das Marschieren auf diesen glitschigen, trummen und oft steilen, von großen Wasserlachen und löchern unterbrochenen Fußwegen ermüdet noch mehr. Der Regen und geschmolzene Schnee kann in den noch frostharten Boden nicht eindringen. Also kann man sich die quatschende Musik bei jedem Schritt denken.

Der Weg scheint uns viel weiter als am Vormittag. Endlich kommt der bekannte Gutshof Lepaden in Sicht.

„Halt!“ heißt es plötzlich. Ein Meldereiter hat soeben berichtet: „Abau Lepaden ist voll, Unterbringung unmöglich.“ Ritmeister und Adjutant überzeugen sich persönlich davon: Es ist wirklich alles rappellvoll. Sie sprengen die Nachbarortschaften nach anderem Quartier ab. Derweil stehen wir im Regen auf der dunklen Landstraße. Der nasse Rucksack drückt immer schwerer die mürben Schultern.

Im Gladerschein russischer Rückzugsbrände, die von links über die Höhe leuchten, zeichnen sich scharf und wirkungsvoll die Umrisse des Gutshofes und der dunklen Föhren ab, mit denen die Höhe teilweise bestanden ist, recken sich riesenhaft die grauen Weiden der Landstraße und werfen lange, unruhige Schatten über die Wiese zur Rechten. In den nassen, melancholisch tropfenden Zweigen hängt träumerisch trübes Mondlicht.

Die ganze Natur paßt zu unserer Stimmung. Es gehört etwas dazu, ehe einem Mecklenburger der Humor ausgeht, aber jetzt scheint es wirklich bei den meisten so weit zu sein. Auf scherzende Aureden erhält man grimmiige Antworten in bissigem Ton: „Woans fälen wi uns? Tüg um Stäwel wedder drög kriegen, wenn wi nu in 'ne tolle Schün oder löhlen Stall uns henleggen möien? Un mäglicherwiß fänen wi buten bliwen, so väl Truppen as hier äwerall sünd un so wenig Gebäuden noch bei stahn. Wir kamen immer to spät.“

Nach langem Warten kommt die Nachricht: nach Rogallen. Noch 1½ Stunde Marsch auf schauerhaften Wegen, meist durch Waldesdunkel. Mancher stürzt vor Müdigkeit hin, womöglich in eine der vielen Schneewasserspüßen, aber was hilft es: er rafft sich wieder auf und taumelt weiter.

In Rogallen liegt schon unsere zweite und dritte Kompanie in guter Ruh. Wir werden häuserweise dazugestopft, worüber die Kameraden sich nicht gerade entzückt zeigen. Glücklicherweise noch einen geheizten Raum findet. Die wenigsten können am nächsten Morgen mit getrockneten Kleidern antreten.

Mit wie einfachem Quartier auf diesem Vormarsch auch unsere Offiziere fürliebnehmen müssen, zeigt die Schilderung, die mir der am Tage unseres Abmarsches vom Töpferberg von der vierten Kompanie zu uns versetzte Leutnant St. machte: „An einer Wegeabelung leuchtet einladend ein Haus, der Kompanieführer, ich und etwa 20 Leute von uns stehen noch draußen. Ich hinein. Erfreuliche Wärme und die Hoffnung auf Kleidertrocknen. Zwei Familien; erstere hat alles besetzt mit kranken und sonstigen wegelagernden ostpreussischen Landsturmlenten. Aber bei der hinteren geht's. Eine fast heiße Küche, ein geheizter Saal mit Strohlager, worin übrigens schon Leute waren, und dazwischen das heilige Wohn- und Schlafzimmer. Es muß gehen. Alle kommen, herrlich. Der Kompanieführer hat anfangs Bedenken, diese legen sich aber bald. Was tun? Wir beide erkennen das Wohn- und Schlafgemach als den zweckmäßigsten Aufenthalt für die begonnene Nacht. Ein großer, zum Trocknen geeigneter Ofen und vier Betten

und ein Tisch nebst einigen Blumen und Stühlen sowie merkwürdigerweise einige Bilder von gebildetem Geschmack. Nach Kinderreichtum riechende Luft, die anscheinend und wie bekannt den stickstoffhungrigen Blumen gut bekam. In drei Betten liegen fünf Kinder so von drei bis zehn Jahren, alle flachshaarig, etwas blaß und große Augen. Einige freundliche Worte, Lachen und auf die Nase tippen seitens uns Gästen entfernern sofort die Scheuheit, und interessiert sehen sie sich, meistens in ihrem Bett sitzend, die neue Einquartierung an.“

Die Frau gibt uns von ihrem Brot, anscheinend das Hauptnahrungsmittel für alle. Sie ist freundlich, sieht angegriffen und viel älter aus, als sie in Wirklichkeit ist. Kalao, Wurst und Brot bilden unser Nachtmahl. Die Kleider werden zum Trocknen aufgehängt. Der Kompanieführer läßt ein Strohlager in der Mitte des Zimmers für sich herrichten, während ich eine leere große Kinderbettstelle mit allerlei Decken drin für mich benutzen will. Die freundliche Frau bereitet mein Lager, und, nachdem man sich unvorsichtigem Eindringling — fremden Landsturmlenten — mit energischer Sprache der Durchgang durch unser Schlafgemach untersagt ist, turne ich, nur Rock und Stiefel abgelegt, mit gemischten Gefühlen und Erwartungen in das hochwandige Bett. Ein Taglicht gibt stimmungsvolle Beleuchtung. Vergebens versuche ich mit den Decken usw. fertig zu werden, aber was tun? Mantel ist naß. Die gute Frau schafft Rat, und gleichgültig lege ich mein bedecktes Haupt auf ein wenig geprüstes Kopfkissen. Das Bett ist innen genau so lang wie ich, also etwas krümmen! Und zum Glück bin ich erheblich dünner geworden.

Ruhe. Doch bald klingt es wie der Ton einer Säge, bald wie der herbstliche, mit welken Blättern tobende Sturm, bald wie ein pustender und pfeifender Theaterwind. So was haben die Masurenkinder anscheinend lange nicht gehabt. Sie fühlen sich berechtigt, solche Musik zu genießen und die Ursache zu erforschen. Lachend und lichernd gucken sie sich an, und wenn es besonders heftig war, lachten sie auch lauter. Es war für sie sehr spaßig, und ich, als wenig belustigter Mitgenießer, empfand das drollige Gebaren der fünf Masurenkinder als einen niedlichen Zwischenfall.

Uebrigens erzählte die Frau — ihr Mann mit dem ältesten Sohn war geflüchtet —, daß die Russen meistens bezahlt hätten für geforderte Sachen und Nahrungsmittel, aber trotzdem rief sie oft: „Mein Gott, mein Gott, wenn sie nur nicht wiederkommen!“

So weit der Bericht des Offiziers. Auch meine Wirtin deutete allerlei an von den Nachstellungen und Leiden, denen zurückgebliebene Frauen seitens gewalttätiger Russen ausgesetzt waren. Eine Frau hat sich tagelang in einer Heumiete versteckt, bis ihr eine Ferse abgefroren war, eine andere ist unter ein Bett geflüchtet, wo ein betrunkenener Moskowiter, auf der Suche nach ihr mehrmals mit einer Mistgabel unter das Bett stoßend, sie um ein Haar getroffen hätte.

Der Krieg läutert die einen, aber die anderen vertiert er. Er bringt ans Licht, was im Menschen ist.

Meiner Wirtin haben die Russen ihren Mann weggeschleppt, auch Vieh und alles Mögliche ihr weggenommen. „Die Räuber!“ Zu 20 Mann haben sie in ihrem kleinen Häuschen gelegen, die Läufe immer nur so aus den Kleidern geschüttelt. Zu ihrem 6jährigen Enkelkind, dem „Mischen“, sind sie sehr freundlich gewesen, haben viel gesungen und musiziert und gemeint: „Ihr seid jetzt nicht mehr Preußi, ihr seid nun Rußi. Germani kommen nicht wieder.“ Bis eines Tages russische Offiziere kamen, von Johannisburg flüsternd und alles mit dem Ruf „Germani kommen“ Hals über Kopf davonzog.

(Fortsetzung folgt.)

Aus der Geschichte des Gutes Groß Wüstenfelde

und seiner vormaligen Besitzer der Ritter von Smeker, vom Jahre 1283 an.
(Aus Staudinger „Mancherlei aus Mecklenburgs Vergangenheit“.)

Die alten Thürme fallen nieder,
Die alten Steine werden Staub,
Und immer wird das Neue wieder
Noch eines neuen Neuern Raub.

Diesen Spruch setzte der Verfasser seiner im Jahre 1894 erschienenen kurzen Geschichte über das Gut Groß Wüstenfelde voran. Zwei Geschlechterfolgen der Familie von der Kettenburg waren noch bis zum Jahre 1928 im Besitz des Gutes Groß Wüstenfelde, der Güter Matgendorf, Schwehin und des Vorwerks Perow. In diesem Jahre hatte die gesamte Landwirtschaft schwer unter dem damaligen Steuerbolschewismus zu leiden und außerdem kostete ihm eine von den Vorfahren unter günstigen Zeitverhältnissen eingerichtete Vollblut-Traberzucht einen großen Teil seines Vermögens, so daß er sich gezwungen sah, seinen gesamten Besitz zu veräußern. Franz von der Kettenburg erwarb mit dem Rest seines Vermögens das kleine Gut Sommerdorf, an der Chaussee nach Waren gelegen und starb kurz darauf. Mit ihm ist die Familie von der Kettenburg, die seit dem Jahre 1794 in Mecklenburg ansässig war, aus unserem Lande verschwunden.

Die riesige Begüterung wurde von der von der damaligen Mecklenburg-Schwerinschen Regierung ins Leben gerufenen Siedlungsgesellschaft angekauft u. in Bauernhöfe aufgeteilt. Der Fleiß der Siedlerfamilien hat den ertragreichen Boden in guter Kultur gehalten. Für unsere Gegend aber ist bemerkenswert, daß mit der Aufteilung der Matgendorfer Begüterung ein neues Bauerndorf in der weiteren Umgebung unserer Stadt entstanden ist, an denen gerade das östliche Mecklenburg so arm ist. — Doch lassen wir jetzt den Chronisten erzählen:

Nichts Interessanteres kann es für den denkenden Menschen geben als dem Kommen und Gehen, wie den mitunter recht wandelbaren Besitzverhältnissen der alten eingeseßenen Familien nachzuspüren. Gar mancher Name, der vor Zeiten in erster Reihe genannt wurde, wenn es galt einen besonders einflußreichen vielvermögenden zu bezeichnen, ist verschwunden, ja längst vergessen. So nun ist es auch einem uralten Rittergeschlecht „de Smekere“, „de Smekere“ de Smeker später „von Schmeker“ genannt, ergangen, das eine große Zahl der schönsten Güter in der Teterower Gegend weit über 300 Jahre besaßen. Zuerst begegnet uns dieser Name am 13. Juni 1283 wo Friederich Smekere und Volradus Smeker das Landfriedensbündniß mit unterschreiben, was Fürsten, Vasallen und Städte schließen.

1313 und 1333 wird Volradus Smeker, auch ein Knappe Erich Smeker und der Mönch Hinrich Smeker zu Dobran angeführt. 1359 Nicolaus Smeker tho dem Wostenfelde, dem das ganze Land Teterow von Herzog Albrecht II. 24. April 1384 verpfändet wurde. Neben ihm treten Otto und Heinrich Smeker auf, 1402 finden wir Matthias Smeker, 1464 Johann Smeker zu Gülzow und Hinrich Smeker tho dem Wüstenfelde. Des letzteren Sohn fand 1487, in der Schlacht bei Pankelow, in der Rostocker Domfehde einen ritterlichen Tod. Er hinterließ einen minderjährigen Sohn Heinrich, unter Vormundschaft des Ritters Heinrich von Plessen auf Brühl. Eine Anleihe von 1000 Gulden, welche dieser für seinen Mündel von dem Rostocker Domcapitel aus dem Opferblocke des heiligen Blutes zu Sternberg, gegen Verschreibung der Zin-

sen aus dem Schmekerischen Gute Pampow bei Teterow machte, wurde später, 1528, da der volljährige Schmeker mit den Zinsen in Rückstand blieb, die Veranlassung zu einem gewaltsamen Executionszuge des Domcapitels gegen den Ritter, den es in seinen geheimen Acten einen *peffimus nequam* nennt. 300 Mann unter Anführung eines Priesters, Heinrich Möller, überfielen denselben. So klagt er es den auf dem Landtage zu Rostock versammelten Landständen, auf seinem Gut Wüstenfelde, trieben ihm Lehen und Pferde fort, erbrachen Schlösser, Thüren und Kasten, trieben so viel Muthwillen, daß sich Frauenzimmer bis in den Tod erschreckten.

Die Schilderung, welche Bartholomäus Saström vom Ritter Schmeker in seinen reifen Jahren entwirft, giebt der Vermuthung Raum, daß er an jener gewaltsamen Selbsthilfe der geistlichen Herrn in Rostock nicht ganz schuldlos war. Saström, Notar in Greifswald, war Schmekers Sachwalt. Er nennt ihn einen „gar seltsamen Ebenteuerer, der mit unbefonnenem Bauren (da er die bis aufs Decken gerichteten und aufgebauten Zimmer dem Schnee und Regen offen stehen ließ, daß Alles verderben und zusammenstürzen mußte) und mit unerweislichen Rechtshändeln viele Gulden verthat.“

Ein Regendant aus Schwieffell hatte Forderungen an ihn und machte sich selbst bezahlt, indem er bei Nacht und Nebel mit Reitern Wüstenfelde überfiel, Schmekers Schwager, einen jungen v. Levetow, der die Wallbrücke nicht herunterlassen wollte, erschoss, in die Schlafkammer drang, worin die Gattin sich mit dem neugeborenen Kinde befand, der armen Frau den todtten Bruder vors Bett warf, aus der ihm bekannten Lade nahm, was ihm gefiel, Pferde und Vieh wegtreibend, wieder abzog. Schmeker, der unangekleidet aus seiner Schlafkammer geflohen war, hatte den, um das Haus gehenden Wallgraben durchwatet und sich in der Koppel, wo seine Wilden (Mutterstuten) gingen, unter Busch und Busch versteckt, war wegen dieses Landfriedensbruches beim Kaiserlichen Reichskammergericht klagbar geworden und sollte nun vor dem Rath zu Greifswald, als Kaiserlicher Commission, seine producirten Positional-Artikel beweisen. Zwecks dieser Beweisaufnahme kam er mit den Commissarien zu Saström. Er war, sagt dieser, „ein alter Mann mit grauem Kopf und stutzigem Bart, einem langen Paltrat (Ueberrock) von weißem Varchent mit schwarzen Schnüren besetzt, der fast bis auf die Füße reichte, daß mich dachte bei den Federn, daß es ein seltsamer Vogel sein mußte.“ Er war für die langwierige und kostspielige Verhandlung, welche dem Notarius die für die damalige Zeit und nach damaligem Geldwerth bedeutende Summe von 250 Thaler einbrachte, nicht mit Geld versehen. Pfliegte er doch, wenn er einen Rechtshandel hatte, seiner Varnen Klepper einen zu nehmen, und dann ohne Geld, als wolle er nur ins nächste Dorf, nach Speier zu reiten. Mangelte es ihm unterwegs an Zehrgeß, so war er so bekannt, daß „sie“ es ihm nur hinhalteten, wußten von seinem Sohn Matthias wohl gute Bezahlung zu bekommen.

Sein Procurator in Speier, Dr. Schwarzenburg, belästigte ihn und gab ihm Zehrung zur Rückreise. So bezahlte auch Matthias in Greifswald alle Kosten und schickte überdies zu jeder Session Claret (Würzwein) und Confect für die Commission und für Saström's Frau.

(Fortsetzung folgt.)

Dei General-Reeder

John Brindman.

(Fortsetzung.)

Ich denke, das soll Ihnen schon zusagen: Maßfett und Heuer, wie? Nicht wahr?" Un dorbi kloppt hei mi üterst verbindlich up dei rechte Schuller. Un id säuhlt mi so geihrt, un min lütt Fru säuhlt sich ol so geihrt, denn Fru Kommerzienrätin wir so üterst nett gegen er wäst un har ehr so'n schönen Ratstag gäben, in wat för Falten sei dat nige Tüllband leggen mößt, wat id ehr to Hochtid schenkt har, un wat för Blaumen an 'ne junge Frugenschuhw sich am besten passen deren, ne, dat wir ol gor tau nett wäst.

Naast empföhlen wi uns un leten uns 'n bäten nah den Tiergorn führen. Na, dor sett'ten wi uns in'n Zelt hen, un min lütt Fru leet sich 'n Glas Is gäben, denn er düßt noch dei Kopp van all dei Fru Kommerzienrätin er gauden Ratstag. Un id leet mi 'n Glas Zuckerwater gäben, denn mi düßt ol dei Kopp 'n bäten van dei nige Firma Maßfett und Heuer un van den Herrn Kommerzienrat sin Dreimadera un Oporto-Portwin, un dorup langt id mi ein van min Cubas van Maßfetten rut, leet mi 'n Fidibus van 'n Markür gäben un dampfte so ihrenfass un vörnäm vör mi hen, as ob id Utsicht to dei Guvernürstär in Gotenborg hemm'm doon deer.

As wi dor so gemütlich seten, un dei vüle Minscheit vör uns up un dal desiliren sehgen, föl mi 'n jungen Mann up, dei an'n Bom still stünn un scharp nah uns hentiken deer. Dat wort ol nich so lang', dor keem hei grar' up mi tau, nehm sir höflich sinen Deckel af un sār: „Entschuldigen Sie, ich müßte mich sehr irren, wenn ich nicht das Vergnügen habe, Herrn Martin Heuer vor mir zu sehen.“ — „Zu dienen, mein Herr,“ sār id äben so orig, „aber — Herrje, Junge hüß Du dat, Gust? Ja worraftig, hei is dat. Gust Swant, ol Jung, wo kümmt Du Gott in der Welt her?“ „Hab ich mich doch nicht geirrt, — aber“ sār hei dunu un tel sir orig nah min Fru hen. — „Dat's min Fru, Gust, wi sünd irst viertein'n Dag spleißt. Lotting, dat is min ol Fründ, Gustav Swant.“ Hei maßt denn wedder 'n sir origes Kumpfliment. Na, so wat läwt nich! un wi schür'ten uns dei Hand, dat dat man recht so 'n Daeg har. Id vertellst em denn, wat mi nah Kopenhagen bröcht har, un naast frög id em, wo hei denn so lang' staben un slagen wäst wir, un wo em dat gahn deer, denn wi wiren uns sid runne tein'n Johr ut dei Kundschaft kamen. „Je,“ sār hei dunu, „Martin, dat bruckst Du eiginlich nich to fragen. Rit minen Rock an, rit min Stävel un minen Haut an, denn heßt Du min Geschichte. Mi is dat man leeg gahn un mi geiht dat man bät up dissen Ogenblick heil slecht. Id herw einfach kein Glück hatt: dei Kriegstiden sünd mi immer in 'n Weg kamen. Du weißt, id bün Kopmann worden. Id har 'ne schöne Stellung in Hamborg, un id mößt furt, as Davoust keem. Naast güng id nah London. Dei Firma, wo id arbeiten deer, wör Bankrott dörrch 'n franzöhschen Skaper. Dorup güng id nah Amsterdam, nahst wedder nah London un nu kam id direkt van Ni-Orleans un föl hir 'n Plaz an'n Kuntur sinn'n, aewer dor hett wedder 'ne Uhl säten, dei Prinzipal is vör söß Wochen storben, dat Geschäft ward afwickelt, un id bün wedder sid 'n Monat rein up'n Legerwall, un disse Speziessdaler — un dorbi smet hei em up 'n Disch — is dei leßt Rotanker, vör den id nu driben dauh.“

Hei vertellst dat all so apenbartig, so kort van dei Läger weg un dorbi doch so biwäglich, min lütt Lotting kreeg dei Tränen dorbi in 'e Ogen. „Weißt Du nich Rat, Martin? Weißt Du nich 'n Plaz för mi?“ sār hei toleßt, un dat sār hei so trurig un sin Lippen bäwerten dorbi, as wenn

'n Matros', dei up 'n wraden Mast up hoge See driwwi, sin'n Leidenskumpen, dei säter un fast in dei Tafelabsch sitt, birrt: Du, kannst mi nich dat Trokenn', wat dor grar' to Hand flütt, ünner den Arm un ün't Liw rüm treden un stiw anhasen, id kann mi nich lang' hol'n, süß möt id mi loslaten; dauh dat doch, Brauder, ün Christi willen, un wenn Du't wißt, denn dauh dat flink, dei negste Bülg spault mi süß dal.

Mi wir dei Zigarr utgahn; mi wir dat as wenn mi 'n Klump in 'n Hals sitten deer, dat id nich spräken künn. Id leet em an. Dor seet hei vör mi, so 'n smucken Kirl as dei leiw Herrgott sei männimal van'n Stapel leet, slank un fein, un doch dägt un stramm, blagswartes kruses Hor aewer 'ne slohwitte Stirn, dei Branen small un dwach aewer dei Näs tauwuffen, dei Hut so fin as 'n Frugensminsch er, blot 'n bäten tau witt un mi nich brunn naug för'n Kirl. Dat wir wor, sin lakensch Rock wir all stark asdragen, dei Nahten witt un verfarwt un dei Knoplöcker ramponirt, aewer doch reitlich un ahn Placken un propper asbößt, dei Rand van den Filzhaut wir sir asgräpen, dat Hemd wir aewer rein un sauber as min eigen, un id bün immer sir eigen up min Hemders wäst. Mi keem dat so vör, as wenn dat schöne Gesicht ol all 'n bäten asdragen un sadenschinig wir, dat künn aewerst jo nu girn van 't Sorgen herkamen. Hei wir noch ganz deisilwig, as id em as Jung kennt har, dei süßen schiren witten Länen, dei süßwige smalle weisse Hand, hei trummelt dormit grar' as in Gedanken up den Disch, un schar' wir dat, dat an den lütten Finger dat leßt Lid sälen deer, dat wir 'n Naturfäler.

Swant wir eiginlich van Lüsche Dessern, aewerst dor dei tirig storben wiren, bi'n Vetter in Kostod' grot maßt. Hei wahut uns schrat gegenaewer: Wi wiren van lütt up stännig tohopen wäst, har'n tofamen up dei Ballaststär' Lockball spält un up'n Rosengorn Draken stahn laten, har'n tohop bi Rollen räten, bi Rosotten schriben un bi Lione dancen sir't, wi har'n ut ein un dei süßstige Pip smökt un tosam Sommers an'n Maeschenpal un bj dei Maelenbur'schen Slüsen bar't, id har em Wihnachten van min Päpernaet un hei mi Ostern van sin Swaanschen Kaulen asgäben. Hei wir nun in Rot, un in bitterböse Rot, dat Fier brennt em up all sin nägen Nagels toglik. Mi wir as wenn dor wat in mi röp: Help du em, du kannst dat jo, ahn dat du di grar' dat Fell ut dei Rippen snittst.

Kort un gaud, id hülp em. Hei har kein anständig Medahsch, id rüst't em van Kopp bät to Fäuten ut, van dei Stävel bät up den Haut. Hei har Schull'n maßt bi sinen Wirt, id biacht sei bät up den leßten Schilling. Hei har man noch einen Speziessdaler in 'e Tasch, id geew em noch nägentein'n tau. Hei har kein Stell nich, un dat hei düchtig wat sir't har, wüßt id. Id kreeg also ol Malter Kastens in Elsenür up un minen Kommerzienrat dortau. Dat güng aewerst nich so flink as id hofft har. Min Lid in Kopenhagen wir kort bimäten. Id mößt nah Gotenborg trügg, ün dei Ladung för St. Thomas un Havana an- un intonämen.

För halw Maßregel bün id nie nich wäst. Id sār also tau Swanten: „Weißt wat? Kumm mit nah Gotenborg, dat is nu dat tweit London.“ Un dat wir dat ol bät 1814. „Dor is immer wat los för 'n flinken Kirl as Du. Wi will'n mal taufeihn, wat wi dor nig för die losisen faenen.“

(Fortsetzung folgt.)

Ostmecklenburgische Heimat



Monatschrift für ostmecklenburgische Heimatwerte, Landeskunde und Unterhaltung

Erscheint am 1. Sonntag jedes Monats. — Preis monatlich 15 Pfg. — Erscheinungsort Teterow.
Druck und Verlag von Hermann Deder, Teterow, Malchiner Straße 15, Fernruf 367.
Verantwortlich für den Inhalt: Ernst Bid, Teterow.

Jahrgang 11

Teterow, 4. September 1938

Nr. 9

Aus der Geschichte des Gutes Groß Wüstenfelde

und seiner vormaligen Besitzer der Ritter von Smeler, vom Jahre 1283 an.

(Aus Staudinger „Mancherlei aus Mecklenburgs Vergangenheit“.)

(Fortsetzung.)

Mit dem Herzoge, Heinrich dem Friedfertigen, † 6. Februar 1552, hatte Smeler gleichfalls viele Prozesse vor dem Kammergericht (er pflegte jenen den großen, sich den kleinen Heinrich zu nennen). Als er in einem derselben unterlegen war, ließ ihm der Herzog seine Schafe nehmen und sie nach Güstrow treiben. Unter diesen Schafen war ein alter Bock, der kam Schmeler ins Gemach vor den Tisch, wo ihm derselbe Brod gab, was er dann aus der Hand nahm. Nun entliefen die Schafe vor Güstrow, oder wurden vielleicht auf Befehl des Herzogs fortgelassen, und obgemeldeter Bock lief ins Dorf, den andern Schafen voraus, dem Ritter auf den Hof seinem Gebrauch nach vor den Tisch, (denn er war von der Hin- und Rückreise hungrig und hatte ohnedies Lust Brod zu fressen). Smeler stand gegen den Bock auf, zog den Hut vor ihm ab, hieß ihn willkommen und sagte: „Siehe da, bene veneritis hermen, schmecken dir die fürstlichen Hofsuppen nicht besser, daß du so bald wieder kommst?“ Gleichwohl klagte er es in Speier und „machte so viel davon,“ daß Saströw 20 Thaler dabei verdiente.

Zur Erhaltung des Vermögens wurde endlich Smeler von seinem Sohne und seinen Schwieger söhnen, unter dem Vorwande, es geschehe nur zum Scheine, um eine Beschlagnahme durch den Herzog zu vermeiden, zur Abtretung der Wüstenfelder Güter an genannten Matthias vermocht.

Als jedoch später der Alte zum rechten Verständniß des Handels kam, war er gegen seinen Sohn heftig aufgebracht und drohte ihm, er wolle ihn vor dem Kaiserlichen Kammergericht zu „einem ehrlosen Dieb, Verräther, Schelm und Böfewicht“ machen. Da nun aber weder Saströw in Greifswald, noch Dr. Schwarzenburg in Speier sich mit der Klage befassen wollten, mußte er sich beruhigen. Die Ritterfamilie von Smeler erlosch im 17. Jahrhundert. Der letzte, Bogislav Matthias, starb zu Anfang des 30jährigen Krieges an der Pest und liegt in der Beliger Kirche begraben. Belitz und Vietschow waren gleichfalls

von Schmeler'sche Besitzungen. In pietätvollster Weise wurde dem 1596 verstorbenen Matthias Smeler und seiner Ehefrau Hypolita von Demitz um das Jahr 1602 ein Epitaphium mit den Namen fast aller Vorfahrinnen und deren Wappen aus Marmor kunstvoll gearbeitet, noch heute eine Zierde der alten ehrwürdigen, 1886—1888 vortrefflich restaurirten Beliger Kirche. In einem Grabgewölbe befindet sich der aus getriebenem Kupfer schön gearbeitete Sarg eines von Regendank — vielleicht Heinrich Schmeler's Widersacher.

Ritter v. Smeler'sches Epitaphium in der Beliger Kirche 1602 errichtet.

Hahnen	Arnim
Hahnen	Borken
Behren	Bredow
Bieregge	Buffow
Derßen	Plessen
Lehsten	Osten
Treskow	Sparren
Demitz (Hypolita).	

Mit den von Smeler wären außer diesen noch blühenden Geschlechtern, auch die v. Bassowitz, v. Blücher, v. Bülow und v. Lebekow, verschwägert, wie Herausgeber aus deren, ihm gütigst zur Verfügung gestellten Familiengeschichten, ersehen.

Am 29. Mai 1607 verkaufte Jobst Smeler-Vietschow, und der Witvornund für die Minorennen, Bogislav Matthias und Anna Maria Smeler, Gr. Wüstenfelde mit dem Alderhose zu Schwesin, dem Vorwerk Matgendorf und dem halben Theil von Schlackendorf für 61 433 Gulden an Hans Georg von Ribbel zu Glindke, Dyritz und Seegesfeld, einen brandenburgischen Edelmann aus einer, im Havellande in der Prignitz angeheiratheten Familie, der früher auch Boeck im Amt Neustadt gehörte.

Im Jahre 1621 veräußerte v. Ribbel die Wüstenfelder Güter für 50 000 Thaler an den Lauenburgischen Geheimrath und Landdrosten Franz Heinrich von der Kettenburg

15. Sep. 1938

aus einem Holsteinischen Zweige dieses Geschlechts, deren Stammburg, „die Kettenburg“, im Gellefchen an der Berdenschen Grenze liegt.

Im Jahre 1794 verkaufte der kinderlose Peter August von der Kettenburg, Markgräfl. Beireuthischer Geheim. Regierungsrath und Hofrichter, das ihm entlegene Gr. Wüstenfelde mit halb Schlackenborn an den Hofrath und Stallmeister Kieselwetter auf Gneviß für 94 000 Thaler; doch da Rittmeister Cuno Heinrich Erich v. d. Kettenburg-Schwegin sein Lehnrecht geltend machte, zerschlug sich der Handel bis 1798, wo der langjährige Pächter Stüdemann die Güter für 132 500 Thaler erstand, so daß also die 4jährige Verzögerung dem Verkäufer 38 500 Thaler eintrug.

Im Jahre 1800 verkaufte Stüdemann die Güter an den Königlich preuß. Lieutenant Carl Friedrich von Müller (Großvater des Herrn v. Lowbow auf Klaber, späterer Besitzer von Striggow) für 146 000 Thaler, und von diesem erwarb im Jahre 1802 Heinrich Christoph Schröder die Güter für 158 000 Thaler. Dieser nun, des Herausgebers Großvater, hat noch viele Jahre allherbstlich Spickbrüste nach Beireuth senden müssen, die sich Peter August v. d. Kettenburg, als guter Mecklenburger, beim Verkauf für seine Lebenszeit ausbedungen hatte.

Schröder verlegte die Bauern nach Mühlenhof, erbaute das vom 23. Februar 1809 ab unter dem Namen Schrödershof erscheinende Gut, welches er noch bei Lebzeiten seinem Sohne Carl Schröder übergab, während

Gr. Wüstenfelde von den Erben 1825 an den Banquier Oppenheimer aus Hamburg ohne Inventar für 82 000 Thaler verkauft wurde. So erzielten denn beide Güter mit Inventar nur den geringen Preis von 110 000 Thaler, ungeachtet des Neubaus von Schrödershof, Mergelung des ganzen Feldes und so hoher Cultur, daß 1825 allein in Wüstenfelde 866 Fuder Weizen, in Summa 2000 Fuder Korn eingefahren wurden. In dem noch vorhandenen Rechnungsbuche von 1826 ist als niedrigster Preis angeführt für den Scheffel Weizen 17 Schill., Roggen 14 Schill., Erbsen 14 Schill., Gerste 11 Schill., Hafer 10 Schill., 1827 Rapps 33½ Schill. Im Jahre 1843 kam der Kammerherr Cuno Peter August v. d. Kettenburg für 161 000 Thaler 12/2 in Besitz des schönen Gutes, von dem es sein Sohn, der Kaiserl. Oesterreichische Kämmerer Freiherr Franz v. d. Kettenburg auf Matgendorf, Perow und Schwegin 1882 geerbt.

Noch heute umgibt ein breiter Wallgraben und ein hoher Wall das Gr. Wüstenfelder Wohnhaus, und fand der Vater des Herausgebers, welcher das Gut 1825 bis 1843 gepachtet, die Trümmer einer kolossalen Burgmauer, deren Felsen ihm beim Bau sehr zu statten kamen. Die Mauersteine aus derselben sind von vorzüglicher Qualität und wiegen 16 Pfd., während die jetzt gebrannten nur etwa halb so schwer sind.

Feierliche Proclamation

des Dr. P. B. C. Graumann-Bülow

an alle Schuster-, Altflider- und Pantoffelmacher-Zünfte anno 1782.

Es ist schon so, wie weiland besagter Dr. P. B. C. Graumann, Doktor der Medicin, der Philosophie, der Arzneikunde bestimmter Lehrer auf der Akademie zu Bülow, seinen Mitmenschen ins Gesicht sagte: „Eiher beiderlei Geschlechts traben auf kleinen niedlichen modernen Schuhen umher und stehen gerne tausendfache Qual aus, wenn nur die proportionierte Bildung ihres Füßchens bewundert wird.“ — Was vor etwa 150 Jahren Gültigkeit hatte, scheint auch heute noch nicht ganz veraltet zu sein. Wenn es auch geschehen konnte, daß im Zeitalter des Stöckelschuhes eine Hühneraugenpflaster-Fabrik Pleite ging, so ist diese Tatsache bestimmt nicht auf den Winderverbrauch des Hühneraugenpflasters, sondern eher auf die inneren Angelegenheiten dieses Unternehmens zurückzuführen.

Doch geben wir jetzt dem Herrn Dr. Graumann das Wort und hören wir, was er seinen lieben Mitmenschen vor 150 Jahren in einer Abhandlung, die er dem „Durchlauchtigsten Herzoge, und Herrn, Herrn Adolf Friedrich, Regierendem Herzoge zu Mecklenburg-Strelitz“ usw. gewidmet hat, sagen zu müssen glaubte:

Ueber die Schuhe.

Und wenn Sie sich auch noch so sehr wundern, so ist es doch nicht anders, ich will Sie mit den Schuhen unterhalten, will Ihnen zeigen, wie Sie sich Ihre Schuhe machen lassen müssen, und dedicire dieses Blatt hiemit feierlichst allen Schuster-, Altflider- und Pantoffelmacher-Zünften. Hat Mokiere einen Virtuosen aufgeführt, der dem Nachwächter lehrte, wie er Cabencenmäßig singen sollte, und dem Schornsteinfeger, wie er eine Menuet im Schornstein mit seinem Eisen fräsen sollte, so wird es doch so ganz wunderbar und unerhört nicht sehn, daß der Arzt dem

Schuster Anleitung gibt, wie er medicinisch gute, und diätetisch tüchtige Schuhe machen soll. Seit der berühmte Altflider Jobsten mit seiner Flickerey Aufsehen gemacht hat, und seitdem Wieland in seinen Nachrichten von Abdera historisch bewiesen, daß die Altflider und Aerzte in einer Zunft beisammen gewesen sind, so ist man so ziemlich daran gewöhnt, die Flider des Körpers und die Flider der Schuhe über einen Kamm zu scheeren. Soll man die Wahrheit sagen, so haben sich auch bis iht beide Zünfte recht brüderlich miteinander vertragen, und sich manche Dienste unter einander geleistet, damit keine dieser Flickerkünste nach Brodt gehen mögte. Die Aerzte haben allen ihren Kranken die Motion, die Bewegung und das Spazieren gehen dringend empfohlen, als wodurch das löbliche Schusterhandwerk alle Hände voll zu thun bekommen, und die Schuster haben ihre Schuhe so eng, mit so hohen Stelzen und überhaupt so widersinnig gemacht, daß die Aerzte und Wundärzte ihre ganze Kunst haben aufbieten müssen, um Leichdornpflaster auszudenken, schiefe Füße gerade zu machen, verbogene und entzündete Zehen abzunehmen, und verwachsene Nägel auszuscheiden. Da indessen nun überhaupt die Zünfte als unnütz und schädlich erklärt werden, so wird man es auch mir verzeihen, wenn ich unsern alten Zunftgenossen und Freunden ungetreu bin, und lieber das Wohl der ganzen Menschheit beherzige. Zu dem Ende soll man denn nun erfahren, welcher Schnitt und welche Mode der Schuhe dem Körperbau am zuträglichsten ist, und welche Krankheiten aus der Vernachlässigung der nöthigen Vorsichten entstehen. Man spotte nicht darüber, daß ich hier von einer Materie rede, die man wahrscheinlich nicht in meinem Wochenblatt gesucht hat, denn der Fall wird noch oft eintreten, daß man das antrifft, was man nicht

bey mir vermuthet hat, und daß ich nicht ein Jota von dem sage, worüber man eine lange Deduktion erwartete. Hat noch im vorigen Jahre ein berühmter holländischer Gelehrter eine eigene Dissertation über das Schuhmachen auf das Cathedral zu bringen gerathen, und das dazu ein Mann, der über allen Spott und über allen Verdacht, als sey die ganze wirklich herausgegebene akademische Abhandlung eine Grille oder ein Spaß, weit erhaben ist, so wird ein Aufsatz über diese Materie in meinem Wochenblatte wohl nicht unschicklich genant werden können. Damit man es nur weiß, ich werde hier den Spekulationen des Herrn Campers größtentheils folgen.

Die Schuhe müssen dem Fusse des Menschen angemessen seyn, das ist freilich eine eben so gewisse Wahrheit, wie sie bekant ist, aber daß sie sich auch nach dem Masse der Bewegung und nach den Orten richten müssen, wo man sich aufhält, mögte doch wohl eine etwas unbekantere Bemerkung seyn, und vielleicht sind selbst die Schlüsse, die aus dem ersten Gesetz gezogen werden können, neuer, als der Grundsatz an und für sich zu seyn scheint. Ein Schuh, der größer als der Fuß ist, gewährt keinen sichern Schritt, und ein anderer, der zu klein ist, verursacht Pein und Schmerzen. Mehrere Hofärzte und Hufschmiede haben seit einigen Jahren über den schicklichsten Beschlag der Pferde ganze Bücher geschrieben, haben die Eisen ausgemessen und bestimmt, haben es zum Grundsatz gemacht, daß der Beschlag sich nach dem Hufe richten müsse, keiner aber dachte daran, eben dis auf den Menschen, seine Füße und dessen Bedeckung anzuwenden. Dem Pferde wird ein bequemes für seinen Fuß passendes Eisen aufgelegt, und des Menschen Fuß muß sich in einen Schuh schrauben lassen, dessen Form nicht die natürliche Gestalt des Fußes, für den er bestimmt ist, sondern die Mode angibt. Stutzer beiderley Geschlechts traben auf kleinen niedlichen modernen Schuhen einher, und stehen gerne tausendfache Qual aus, wenn nur die proportionirte Bildung ihres Füßchens bewundert wird. Wie oft haben wir nicht über die Chineser gelacht, deren Füße von ihrer Jugend an eingepreßt und zusammengedrückt gehalten werden, damit sie recht klein bleiben, und damit sie zu dem Dienste, zu dem sie eigentlich von der Natur bestimmt sind, gänzlich ungeschickt gemacht werden. Aber aufrichtig gefragt, und eben so aufrichtig beantwortet, wir machen es nicht klüger, aber vielleicht noch thörigter. Der Chineser preßt denn doch nur die Füße zusammen, die so vornehm sind, daß es für sie unsittlich ist, den Erdboden zu betreten, und die sich immer in Baldachins tragen lassen können, wir machen keinen Unterschied, und legen sowohl Männer- wie Weiberfüßen Schraubstöcke an, und verlangen denn noch überdem, daß die Leinwand hübsch sein, und zierlich, und schnell darauf gehen sollen. Der Chineser hindert von der Kindheit an den Wachsthum und die Ausbildung der Theile, wir wollen sie aber gar wieder kleiner machen, wenn sie schon einmahl groß und ausgewachsen sind. Der Chineser bildet Kinder zu Krüppeln, und wir machen uns selbst zu Krüppeln, nachdem wir mahl gut und gesund und vollkommen gewesen sind. Man antworte wie gesagt aufrichtig, welches eine größere Thorheit ist? Es ist ein Jammer anzusehen, wie unsre kleine Herren und unsre Damen nach der Mode trippeln und die Füße heben, nicht anders wie ein Pferd, das vernagelt worden. Um mit seinen Füßen zu brilliren, zwingt der süße Herr seinen Fuß in einen Schuh, der wenigstens um einen Zoll zu schmal und zu kurz ist, und fühlt bey jedem Schritte einen Schmerz, daß er schreien mögte. Die Dame läßt sich der Mode zu gefallen, einen Absatz unter dem Schuhe schlagen, daß sie wie die Rahe gehen muß, und kaum mit den Vorderzehen noch die Erde berührt. Schade um die Schmerzen und Pein, die der Fuß erfährt, wenn nur der Schuh nach dem neuesten pariser Schnitt gemacht,

und die Stelze hoch genug ist, daß keine andere Dame mit einer besser gedrehten stolzieren kann. Was hindert's, daß der Erdboden dem Fusse so wehe thut, als sey er ein umgekehrtes Nadelfissen, auf das man tritt, wenn nur die Dame mit Ehren ihren Rock ein halbes Quartier höher tragen kann, um den kleinen Fuß zu zeigen, und wenn nur der Chapeaur mit einer Impertinenz, die ihres gleichen nicht hat, sich gegen die Schöne setzen, ein Knie über das andere schlagen, und ihr so seinen Fuß präsentieren, und dessen Feinheit bemerkbar machen darf. Zwänge man solche Modelliehaber und Püppchenfüßchens die Schuhe anzuziehen, und ihren Fuß ohne Bedeckung zu zeigen, so würde es der niedrigste Anblick von der Welt seyn. Hier ein hohes Putend Leichdörner und Hüneraugen, dort einen krummgebogenen Nagel, der einer Adlerkrallen gleicht, hier wieder verschoben und über einander gewachsene Zehen, die ganz unförmlich sind, dort zusammengepreßte Glieder, die man kaum von einander trennen kann, hier ein gekrümmtes und mit Höckern begabtes Gelenk, dort ein Wallen, der härtere Schwielen hat, wie der Elephanten Rücken. Wer ein solches Urbild aller Verzerrungen, Verwachsungen und Verdrehungen, so viel schiefes und unnatürliches auf einmahl erblickte, der würde nicht glauben können, daß so viel Häßlichkeit unter einer so schönen Decke verborgen seyn könnte. So lange nicht die Leichdörner durch das Leder hinausgucken, und so lange nicht die Füße zugleich zum gehen ungeschickt sind, so fährt man immer fort, sie von aussen schön zu machen, und ihre wahre Gestalt zu verbergen. Zum eigentlichen menschlichen Leben und zur Bewegung sind überdem solche Füße ganz ungeschickt, sie dienen allensals auf den Spaziergängen ihre Besitzer herumzutragen, aber kommen sie auf unebenen Boden, auf dem Pflaster und auf ungebahnten Wegen, so ist es eben so gut, als ob die Leute gar keine Füße hätten. Sie sind wie ein paar Wagenräder, die im Stillstehen allensals glänzen, die aber, wenn sie sich einmahl umdrehen sollen, alle Speichen verlieren. Sie sind wie ein paar Säulen, die zur Zierde dienen, die aber, sobald sie tragen sollen, zusammen fallen.

Die Gewohnheit, die Sitte und die Mode, bilden und verändern die Körper so sehr, daß man sich unmöglich hernach gedenken kann, wie sie ursprünglich ganz anders gewesen. So unwahrscheinlich es manchem seyn mag, so ist doch nichts gewisser, als daß die Menschen abstehende und vom Kopfe entfernte Ohren haben würden, wenn sie nicht von Jugend auf mit den Mützen an den Kopf gedrückt worden wären, und eben so wahr ist es, daß diese Gestalt der Ohren weit besser und bequemer zum hören ist. Auf eben die Art würden auch die Füße biegsam, die Zehen geschmeidig, und überhaupt zu hundert Dingen geschickter und brauchbarer seyn, wenn sie nicht von dem ersten Gehen an stets in Futteralen eingeschlossen gehalten würden. Aber immer eingekerkert und gedrückt, immer in steifen Deckeln verhüllt, wie ist es möglich, daß sie Geschmeidigkeit und Fertigkeit behalten können. Kame noch häufige Übung und öftere Anwendung hinzu, so würden sie eben so gut wie die Hände, und eben so geschickt wie die Zehen zu gebrauchen seyn. Sehen wir nicht Leute, denen ein unglücklicher Zufall der Hände beraubt hat, mit ihren Füßen alles das thun, was wir mit unsern Händen thun. Sie können solche biegen, solche schnell hin und her bewegen, Federn damit schneiden, schreiben, und was dergleichen Künste mehr sind, die wir alle mit Gelde bezahlen, damit wir sie nur mahl zu sehen bekommen, und die wir doch alle eben so gut machen könnten, wenn wir von Jugend auf darauf bedacht gewesen wären, die Geschmeidigkeit zu erhalten und sie häufiger zu üben. Ich verlange nicht, daß man, um solche Künste zu machen, die Füße schonen, oder sich ihrer wenig zum gehen bedienen sollte, aber das kann man mit Recht fordern, daß man eine Tracht für

sie wählt, die sie so wenig wie möglich beschwert und verdirbt. Ein Kammermädchen, das sich erböt, ihre Frau nach ihren Gefallen mit den Händen und mit den Füßen gleich gut zu frisiren, und das sich verbände eine Nadel eben so fest mit dem grossen Zehen wie mit dem Daumen in das Kleid zu stecken, würde nicht einen Thaler mehr Lohn bekommen, und so ist es sehr überflüssig, auch die Geschicklichkeiten bis auf die Füße auszudehnen, da man Mühe genug hat, um die Hände zu perfektioniren. Ein Glück ist es für die menschliche Gesellschaft und für alle ehrlichen Leute, daß die Diebe und Gauner nicht auf den Einfall gerathen, diese uncultivirten Fähigkeiten des Körpers zu nutzen, und ihre Zehen zu üben, daß sie an Schnelligkeit und Biegsamkeit den Fingern gleichen. Wie sollte man seine Uhren, Dosen, Schnupftücher und Geldbeutel hüten, wenn diese Race von Leuten auch die Kunst verstünden, unsere Taschen mit den Füßen auszuleeren, da wir alle unsere Aufmerksamkeit anwenden müssen, uns nur gegen ihre langen und schnellen Finger zu sichern.

Doch genug des Scherzes — ich hoffe, daß man das wahre, so in diesen Betrachtungen liegt, nicht verkennen wird. Unsere Füße würden weit bequemer, weit leichter, weit biegsamer und geschmeidiger, mithin in manchen Betracht uns weit nutzbarer sehn, wenn wir uns nicht die größte Mühe gäben, sie zu verderben. Man vergleiche wie behende und wohlgebildet ein Fuß in natürlichem Zustande ist, mit dem steifen, unbehelflichen und mißgebildeten, was jeder an sich selbst bemerken wird, der sich mit von der Mode hinreißen läßt. Man bedenke alle die Schmerzen, die man ausgestanden hat, ehe man seinem Fuß eine solche Modestalt gegeben, man erinnere sich aller der

Unbequemlichkeiten, die man noch täglich auszustehen hat, wenn der Schuster ihn mit einem neuen Werke seiner Hände ausziert, und dann urtheile man, ob es nicht ungleich angenehmer wäre, dieser schmerzhaften Empfindungen überhoben zu sehn. Endlich so bedenke man, daß die meisten Fehler und Krankheiten der Füße von der Bedeckung entstehen. Wer will gerne Füße haben, die mit Excrescenzen, mit Hünereugen, mit harten Knollen, mit Höckern besetzt sind, wer kann solche häßliche Gestalt sich selbst vergeben, wenn man weiß, daß man sie sich selbst verursacht hat? Wer will gerne seine Füße zu lebendigen, immerwährenden Barometer machen, die einem das böse Wetter, die Winde und die ungestüme Luft noch eher verspüren lassen, ehe sie sich einstellen? Man bemerke, daß es in der That nicht seltene Fälle sind, wo die Leute ihre Füße mit Socken und mit den leichtesten Dingen bekleiden, und ihnen alle Freiheit lassen müssen, weil sie solche vorher so sehr eingekerkert haben, daß es zuweilen leider so weit kommt, daß man sich der Füße gar nicht mehr zum gehen bedienen kann, sondern daß man ein Sklave des Theils des Körpers wird, der zur immerwährenden Bedienung bestimmt worden. Man urtheile von den Leiden, die ein verwachsender, verkehrter und von seiner Stelle verdrängter Nagel macht; man wisse, daß Geschwüre, die oft weit um sich fressen, und zuweilen den ganzen Zehen mit wegnehmen, daraus entspringen. Wenn man nun von allen diesen sich lebhaft überzeugt, so wird man vielleicht auf die Hemmung aller dieser Uebel, und auf die Verbesserung des Fußputzes, die ich im folgenden Stücke zeigen werde, begieriger sehn, und diese Materie für ein wichtiges Stück der Diätetik halten.

(Fortsetzung folgt.)

Was Mecklenburger Landsturm in Masuren erlebte

Mit Erlaubnis des Verlags Friedrich Bahn in Schwerin i. Meckl. entnommen aus dem Buch von Dr. Hans Berg „Für Heimat und Herd“, 232 Seiten, Preis kart. RM. 1.40, in Halbleinen RM. 1.60.

(Fortsetzung.)

Die liebe, alte Masurenfrau, die uns so herzlich als „unsere Ratter“ begrüßte und bei der wir zu dreien in der engen Küche ein leidlich gutes Quartier hatten, drückte uns am nächsten Morgen beim Abschied noch in rührender Weise ihr Gottvertrauen aus: „Wir bitten ja immer für euch, der liebe Gott wird euch helfen. Er kann mir auch meinen Mann wiedergeben.“

15.

Zurück zur zweiten Heimat.

Wir sollen nach Löben zurück. Eine Stimmung kommt über uns, als ging's nach Hause.

Im Grabnider Schulhause werden wir untergebracht, die ganze Kompanie und der Stab zusammen in einem Häuschen. Ich finde auf dem engbelegten Boden nur noch in einer kleinen Kinderbettstelle Platz, deren Fußende ich herunterklappe und die ich mir mit Stroh fülle. Vielleicht liegt das Lehrerkind, das einst drin strampelte und schlief, die Wonne seiner Eltern, jetzt auch schon irgendwo für Deutschlands Ehre in fremder Erde gebettet! Von meinem Lager aus lese ich den Kameraden den 103. Psalm vor: Lob und Dank muß doch zuerst den Geber alles Guten suchen. Wir singen das Niederländische Dankgebet, „O Deutschland hoch in Ehren“ und noch manch andere schöne vaterländische Lieder. Wem das Herz frisch und jung blieb bis unter den Landsturmkittel, der konnte den jetzt verteilten Grog entbehren, denn „Jugend ist Trunkenheit ohne Wein.“

Bis tief in die Nacht hört man das unaufhörliche Wangengerassel der Kolonnen, die unseren siegreichen jungen Kameraden nachziehen. Jetzt bekommt man eine Ahnung davon, was alles für die Bedürfnisse von Mann und Ros den kämpfenden Truppen folgen muß. Ein Kamerad, der seinen plattdeutsch gewachsenen Mund gern in gewähltem Hochdeutsch exerzieren läßt, gibt seinen Eindruck so wieder: „Der Train wird oft minderwertig beurteilt. Aber er hat doch 'ne große Wichtigkeit.“

Wie furchtbar muß für diesen Ausrüstungs- und Verpflegungsschwanz des Heeres ein Rückzug sein, wenn nur eine fahrbare Straße zur Verfügung steht und Verfolgungsfener die fliehenden Kolonnen überschüttet! —

Also nach Löben zurück! 1½ Tag dauert der Rückmarsch des Bataillons bei trübem und feuchtem, z. B. stürmischem Wetter. Und trübe und traurig sind auch die Zerstörungsbilder, die uns auf dem Wege anschauen. Aber die Sonne miterlebten herrlich-großen Sieges überstrahlt mit früher Zukunftsverheißung die trübselige Gegenwart: Masurenland wird wieder aufleben unter dem Schutz eines größeren, mächtigeren und, gebe Gott, auch geläuterten Deutschlands, dem dann der Schirm und Segen des Höchsten nicht fehlt.

Unser Rückmarsch geht am ersten Tage über Gehbitten, wo wir Frühstückspause halten. Nachtquartier sollen wir in Massinken beziehen, aber von dem ganzen Dorf ist so wenig übriggeblieben, daß nur eine Kompanie notdürftig unter Dach und Fach kommen kann. Wir anderen marschieren weiter bis zu einem Dorf mit dem jungenbrecherischen Namen Czyprien. Bereits begegneten uns manche zurückkehrenden Flüchtlinge, auch der Gutsbesitzer

von Ezypten kommt und nimmt neben seinen ausgebrannten Stallgebäuden — die Wohnhäuser sind meist verschont — gern einen Topf Essen aus unserer Feldküche an, wo er sonst als Herr geschaltet und gewaltet hat. In dem Stall, wo ich mit meiner Korporalschaft übernachtete, steht noch der Kussenofen, dessen Rohr durchs Fenster geleitet ist. Die Oeffnungen um die Durchbruchsstelle haben die Russen mit allen Lumpen zugestopft. Wir haben gleich tüchtig eingehetzt. In der Nacht heult furchtbarer Sturm. Plötzlich weckt uns helles Feuer. Die Lumpen am Fenster haben sich entzündet, und die Flammen lecken schon gierig nach den Resten des Strohdachs hinauf. Noch gerade zur rechten Zeit gelingt es dem Gefreiten Brandt, einen großen Brand zu verhindern.

Nächsten Morgen geht's weiter über Staswinen — Ruhden. Russische Soldatengräber werden häufiger. In dem großen Dorf Staswinen ist fast kein Haus heil. Es liegt vor unseren Stellungen bei Ruhden, wo im November unsere vierte Kompanie im Schützengraben schwere Tage verlebte. Dort erzählt uns ein Offizier, daß es höchste Zeit mit dem Einkreisungsangriff gewesen sei. Die Russen hatten an langem Eisentau einen Anker zwischen unsere Drohverhaue geworfen, durch den sie mit einer großen Winde das ganze Hindernis umreißen wollten. Außerdem hatten sie — was noch gefährlicher für uns geworden wäre — unsere Schützengräben unterminiert, um diese in die Luft zu sprengen. Unsere Posten hatten sie des Nachts schon deutlich unter sich schürfen und hacken gehört. Im Widmüner See wurden vier versenkte 28 Zentimeter-Geschütze mit kolossalen Munitionsvorräten erbeutet, und wenn unser Vormarsch dem Gegner nicht zuvorgekommen wäre, hätte er mit diesen weittragenden Geschützen, die erst kurz vorher herangeschafft waren, ganz Löben und Feste Bogen in Brand schießen können.

So waren die neuen gigantischen Pläne Rußlands, nach denen gleichzeitig im Osten durch einen Plankienst bei Mlawka unsere ostpreussische Heeresmacht zerschmettert werden sollte, durch unseren siegreichen Angriff vereitelt.

Als wir am 16., mittags, in Löben ankommen und auf dem Marktplatz unser Feldküchenessen auflöffeln, heißt es, wir sollten auf Etappendienst nach Polen, wahrscheinlich nach Suwalki; aber der Festungskommandant, Oberst Busse, der Mecklenburg feunt und liebt und uns samt unserer Musikkapelle besonders zu schätzen scheint, versuche noch unser Hierbleiben zu erwirken. Wir würden ruhebedürftig, wie wir sind, vorläufig auch lieber unter seinem Kommando in Löben bleiben, denn in Polen ist nichts zu holen, und Löben wurde uns durch wiederholten Aufenthalt bereits so vertraut wie eine zweite Heimat.

Aber unser Kompanieprophet Prahl meint: „Länger als 40 Stunden bleiben wir nicht hier.“

Die Entscheidung fällt im Sinne des Kommandanten, und die Kameraden sagen: „Prahl lügt ok.“ Seine so glänzend begonnene Laufbahn als Kompanieprophet ist damit beendet.

Unser Bataillonsführer aber schreibt am 18. Februar folgenden Tagesbefehl in das Buch unserer Erinnerungen: „Das Bataillon hat 18 Wochen in der Verteidigung der Feldstellung Löben dem Feinde getrotzt, Wachsamkeit, Ausdauer, treue Pflichterfüllung gezeigt und dem Feind keinen Schritt breit Landes preisgegeben. In der Verfolgung des Feindes wie in den stattgehabten Kämpfen vom 9. bis 16. Februar hat das Bataillon Marschleistungen überwunden bei Frost, Schneetreiben, Sturm und Regen wie es kaum eine Linientruppe besser vollbringen konnte. Hunger und Ermüdung wurden mit Zähigkeit überwunden. Ein jeder Landsturmmann hat die Befriedigung, mit an dem großen Siege seinen Teil beigetragen zu haben. Ich spreche dem geschlossenen Bataillon meine vollste An-

erkennung aus und erwarte, daß falls neue ernste Aufgaben an uns herantreten sollten, ein jeder Landsturmmann freudig weiter seine Pflicht tun wird.“

16.

Unser Hindenburg.

Nach den ereignisreichen, anstrengenden Tagen der Winterschlacht mit ihrem erhebenden, siegfieuernden, durch Zusammentreffen mit unserem Kaiser unvergeßlichen Abschluß folgt für unser Landsturmbataillon eine stillere Zeit. Sie bringt uns alsbald eine besondere Freude: der neuernannte Generalfeldmarschall — doch nein, er rechnet schon unter die ganz Großen, bei denen man nur noch den Namen nennt: „Unser Hindenburg“ — besucht uns in dem langbelagerten, nun glücklich befreiten Löben. Begreiflicherweise sind wir sehr gespannt, ihn zu sehen, denn kein anderer Heerführer in diesem gewaltigen Völkerringen hat solche Volkstümlichkeit erlangt. Sein Name ist jetzt in aller Mund.

Auf drei Schritt Entfernung sehe ich den großen Mann. Fast niemals geht er an seinen Posten vorbei, ohne ein freundliches Wort mit ihnen zu reden. Dabei konnte ich ihn gut beschauen. Ernst und doch gütig, ruhig und beobachtend ist sein Blick, stattlich die breite, fast 1,90 Meter hohe Soldatengestalt. Der Schnurrbart, nicht nach englischer Sitte, wie man's noch immer sieht, zu kurzen Vorsten gestutzt, sondern nach deutscher Art getragen und durch eine Anleihe an den Baden noch verstärkt, gibt dem männlichen Anblick kriegerisch-kraftigen Schwung, die vorgebaute Stirn verrät den Schlachtendenker. Die seine Gäste waren bei einfachem Mahl, rühmen sein schlichtes, herzliches Wesen. Von seiner humorvollen Art zeugt manches Gespräch, das von ihm berichtet wird. Ein Löbener Ehrengast hörte ihm bei Tafel mit dem stillen, herzlichen Lachen seiner tiefen Bassstimme von zwei bairischen Mädels erzählen. Die hätten sich unterhalten, wenn sie heiraten wollten.

„Ich nehme den Hindenburg,“ hat die eine erklärt.

„Du,“ sagt die andere, „der ist aber Protestant.“

„Nun gehen wir nicht mehr zur Messe,“ erwidert prompt die erste.

Also so viel war ihr der Hindenburg wert. —

Ein andermal streitet seine Umgebung darüber, was man am besten tue, wenn man erregt sei, seinen Zorn zu bemeistern.

„Ich pfeife,“ sagt der Feldmarschall.

„Aber wir haben Erzellenz doch noch nie pfeifen gehört.“

„Ich werde eben nicht so erregt.“

Als am 27. Februar der Schweriner Großherzog uns besucht, empfangen Hindenburg und sein genialer Stabschef Ludendorff ihn am Bahnhof. Wie sie dort wartend stehen, macht der Kriegsphotograph der Feste Bogen, Friedrichshagen, eine weithin bekannt gewordene klassisch-schöne Aufnahme von den beiden. Als dann der Großherzog mit ihnen die Front der Ehrenkompanie abschreitet, hört einer unserer Kameraden Hindenburg zum Großherzog sagen: „Die Mecklenburger sind ein ganz vorzüglicher ruhiger Menschenschlag.“

Dank dir, Hindenburg, für dies Wort! Ja, du verstehst den Volksschlag, dessen Art der deinen so nahe verwandt ist, der unserer deutschen Geschichte einen Blücher und Moltke gab. —

Eines Tages ist großer Auflauf vor dem Hause, in dem der Feldmarschall gerade wohnt.

„Was ist denn hier los?“

„Der Alte wird gekient.“

Und nun will jeder mit Hindenburg auf die Kientoppaufnahme.

Er muß sehr oft an den Knipskästen vorbei.

„Hat das Photographieren noch nicht bald ein Ende?“ hört ein Bekannter ihn sagen.

Derjelbe erzählte mir von einem Empfang bei Hindenburg, er hätte das Gefühl gehabt, als wenn ein Vater mit ihm sprach. Viel ehrfurchtsvoller und doch viel vertrauender und freier hätte man ihm antworten können als anderen höheren Offizieren, die ihn als Zivilisten doch immer mehr oder weniger eine Kluft fühlen ließen. Das ist echtes Menschentum, wahre Größe: sie läßt sich herab, ohne herablassend zu sein.

Denn was macht unseren Hindenburg so groß? Nur die geniale Feldherrnkunst, die das ganze Heer bis zum letzten Soldaten mit so unbegrenztem Vertrauen in seine Führung erfüllt, mag er auch noch so schwere Anforderungen stellen, die mit zahlenmäßig weit unterlegenen Kräften so überwältigende Erfolge errang und das schwer heimgesuchte Ostpreußen so herrlich befreite?

Wahre Größe wurzelt im Charakter. Sie ist mehr als Weltberühmtheit, sie steht über dem Wort, daß niemand groß sei vor seinem Kammerdiener. Ich sprach mit einer seiner Ordnonnzen. Die charakterisierte ihn so: „Ein guter Mann, hat der 'ne Ruhe!“

Vielsagendes Urteil über einen Mann, den fortdauernd Drahtnachrichten umschwirren zu weittragendsten Entscheidungen.

Ein Mann, der inmitten solchen Betriebes solch sichere Ruhe bewahrt, muß wie jede große Persönlichkeit im Ewigen ruhen. Das allein gibt ihm auch die Demut, Einfachheit und Bescheidenheit echter Größe. Am ersten Sonntag nach seiner Ankunft in Löben sah er mit uns im Garnisonsgottesdienst zusammen; es war sicher ganz nach seinem Sinn und für ihn keine fromme Phrase, daß die Predigt bei aller Anerkennung der Tapferkeit der Soldaten und des Geschickes der Heerführer für den großen Erfolg Gott allein die Ehre gab. Wo Hindenburg angefeiert wird, da rühmt er bescheiden seine Truppen, seine Mitarbeiter und vor allem Gottes Gnade.

„Dankt dem da oben!“ So sagte er nach Tannenberg, als in Graudenz die Menge sein Auto umjubelte, und fuhr schnell davon.

Ja, Gott sei gedankt für jeden Sieg, aber auch für die, durch die er sie uns schenkt, ihm sei gedankt für diese einfach-wuchtige, demütig-mutige, in Gott gegründete Heldengestalt! In seinen Helden erkennt der Germane sich selbst und die gottverliehenen Gaben und Aufgaben deutschen Wesens. Heldenverehrung ist deutsche Art, aber nicht zu müßiger, geschmackloser, ja, zuweilen geradezu sündlicher Menschenvergötterung, sondern zu tatkräftiger Nach-eiferung.

Hindenburg, auch wir Mecklenburger grüßen dich mit dem deutschen Entschluß: Wir wollen deiner wert, wollen wachere Söhne unseres geliebten, großen, herrlichen Vaterlandes sein!

17.

Im befreiten Löben.

Frühling und Sommer halten ihren Einzug, und wir sind noch immer in Löben, auf Feste Bohnen.

Wie war die Frühlingsfreude so gedämpft. Wohl klettern die Lerchen wie sonst an ihren bunten Liedern jubelnd in die Luft, in den Büschen um die Festung tönt der Nachtigallen sehnachtsvoller Schlag, aber aus West und Ost dringt das letzte Seufzen der Sterbenden, aus der Heimat das Weinen der Witwen und Waisen an das innere Ohr. Auf den Feldern blüht überall neues Leben, und auf den Schlachtfeldern tobt weiter der Tod, welcher ein Gegensatz!

Die landschaftlichen Schönheiten des masurischen Interlaken haben sich uns in voller Pracht enthüllt. Wenn wir auf dem bergigen Gelände um die Festung exerzieren, sehen wir auf allen Seiten die malerischen Seen blinken mit ihren grünen, oft kufissenartig hintereinander geschobenen Einfassungen, die ihren Laubschmuck hier später entfalten als daheim. ½ Stunde vor der Stadt liegt der Stadtwald. Schon am Osterfest sah man die Menschen hinauspilgern, wie Goethe es im Faust beschreibt. Mit der Familie eines Löbener Baumeisters, in der ich Hausfreund geworden bin und mal Kinder im Alter meiner eigenen auf den Schoß nehmen kann, war ich Himmelfahrt dort. Kleine dunkle, auf Moorgrund ruhende Seen spiegeln schlanke Birken und knorrige Eichen mit ihrem ersten zarten Grün neben schwarzen Föhren wider. Von einem Aussichtsturm hat man einen wundervollen Rundblick.

Im Juni beginnt auch die Badezeit. Das klare Wasser des Löwentin und sein feinkiesiger Badestrand, fast wie an der See, erinnern mich an den schönen, von einer wachsenden Sommerfrischlerschar geschätzten weißen See in Wesenberg. Die gute Badegelegenheit wird von Soldaten viel benutzt neben der offiziellen Militärbadeanstalt in der großen Popowka, jetzt in „großen Festungssteich“ umgetauft.

Den Besuch unseres Schweriner Landesherrn erwähnte ich schon. Sein Geburtstag wird am 9. Februar kompaniweise gefeiert. Gleichzeitig wird an je fünf Kameraden aus jeder Kompanie das Strelitzsche Verdienstkreuz für Auszeichnung im Kriege verteilt. Im Januar waren im Bataillon schon 33 dieser Kreuze verliehen worden, ebenso sind mit dem entsprechenden Schweriner Tapferkeitsorden viele Kameraden geschmückt und auch mit dem Eisernen Kreuz noch manche ausgezeichnet worden, alles Beweise ernster kriegerischer Leistungen unseres Bataillons. Die Auswahl ist ja immer schwierig. Die Nichtdekorierten trösten sich: „Wenn ich man mit mir eigen Krüz nah Hus kam!“

18.

Garnisondienst.

Als Festungsbesatzung haben wir die Wachen zu stellen, dazwischen ist viel Arbeitsdienst — sogar zum garstigen Kohlenausladen am Bahnhof braucht man unsere Landstürmer — und Beaufsichtigung der Gefangenen, „Russen-Höden“ (Hüten) genannt, teils hier, teils durch Abkommandierungen in den Gefangenenlagern in Rhein, Ruhden, Stokken u. a., im übrigen Exerzierdienst, Geländeübungen, Übungsmärsche. Schützengräben werden schnell auf- und wieder zugeworfen, mit den neu empfangenen Zeltbahnen Zelte gebaut und wieder abgerissen, an markierten Feind wird herangeschlichen, mit „Sprung auf! Marsch, marsch!“ werden seine Stellungen gestürmt, einmal sogar Maschinengewehre zu erobern versucht.

Solche Felddienstübungen kosten tüchtig Schweiß und Staubischluden bei der Hitze und langen Frühjahrssdürre. „Dit is so all man Spaß,“ tröstete einer launig, als es mal sehr hitzig herging. Aber sie machen doch Freude, denn sie erscheinen einem im Kriege zweckmäßig. Weniger erbaut sind wir von Exerzierübungen. Einmal wurde sogar für die Besichtigung am 21. Juni Parademarsch geübt. — Mag auch der berühmte „preussische Drill“ für verständige Landstürmer minder wichtig sein als für junge Rekruten, die noch weniger Einsicht in die Notwendigkeit strammer Disziplin besitzen, die Erfolge dieses Krieges hängen mit ihm wahrscheinlich doch viel enger zusammen, als viele Leute ahnen. — Die Besichtigung schloß mit einem Sturmangriff. „Fast wie eine aktive Truppe,“ lautete das Gesamturteil des Festungskommandanten.

Übungsmärsche führen uns zu den alten Stellungen, in denen wir im Winter im Feuer lagen. Man kann nur in dankbarer Bewegung an jene Zeit und Gottes gnädige Bewahrung zurückdenken. Das Grab unseres gefallenen Kameraden Thode, für dessen Witwe wir 231 Mark zusammengelegt haben, ist von Kompanie wegen mit einem schönen dunkelbraun gebeizten Eichenkreuz geschmückt worden.

Die Stützpunkte werden jetzt zu ganz modernen bombensicheren Befestigungswerken ausgebaut. Unsere alten Quartiere in den Dörfern und Schützengräben werden mit fröhlichen Zurufen begrüßt, und mit Interesse auch die gegenüberliegenden russischen Stellungen besichtigt. Statt der Schutzschilde auf den Brustwehren haben sie drei Sandsäcke benutzt, was reichlich so praktisch erscheint. Die Gräben sind geschickt angelegt, aber noch weniger wohnlich als unsere. Sie haben gewöhnlich nur die Posten darin und die eigentliche Unterkunft der Truppen weiter rückwärts, namentlich in Waldungen. Ihre Schützengräben sind mit kleinen Sprengstücken von deutschen Granaten z. B. geradezu übersät. Die krepiereten eben besser als die russischen Geschosse, von denen noch manche ungeplatzt gefunden werden. Man hört leider von zwei Fällen, wo Kinder eben heimgekehrter Flüchtlingsfamilien solche Blindgänger auf dem Felde entdeckten, mit ihnen spielten und durch die Explosion getötet wurden.

Allmählich werden wir ganz feldgrau „eingepuppt“: Graue Mäntel, graue Hosen, statt der blauen Blusen samtmanchesterne Litewken, „Bierkutscherblusen“ oder, weil erst hier draußen empfangen, „Masurenjacken“ genannt; man könnte auch „Gepäckträgerfittel“ sagen. Denn tatsächlich hat sich eine Reisende an einen samtmanchesterne Kameraden auf Bahnhof Löben mit der Bitte gewandt, ihr doch Fahrkarte und Gepäck zu besorgen! Die schwarzen Wachtuchmützen werden durch Filzhelme in „Dunstfliegen“form mit grauem Stoffüberzug ersetzt, die Rucksäcke durch Tornister. Ob wir noch einmal wieder an die Front kommen werden?

Hinter der Front.

Es ist Johannisnacht. Ueber die Brücke am Löbener Schiffabrikkanal, bei der ein Posten steht, donnert der „rasende Masur“. So nennt man den Abendschnellzug von Königsberg. Ich bin dort Wachhabender. Zwei Dampfer

sind gerade zu einer Mondscheinfahrt in See gestochen, mit Musik unserer Landsturmkapelle. „80 Penning bewirgen se doch all noch äwrig. De geiht dat hier noch nich schlecht.“ In dem leichten Wellengefräusel bricht sich in zahllosen Silberstreifen milchleuchtendes Mondlicht. Die laue Juni-nacht ist zauberhaft schön. Solch schöne Erholung und Abwechslung mitten im Kriegsleben gibt's nur hinter der Front.

Gegen 1 Uhr kommen die Dampfer zurück. Lautes Lachen und Kreischen der jungen Mädchen und Burschen, darunter vieler Soldaten. „Dat is nu Krieg,“ sagen meine Leute. Sie meinen, solch Benehmen passe nicht zu dem Ernst der Zeit.

Dies feine-Empfinden meiner wackeren Landsleute bringt mir erneut die Schattenseiten des Lebens hinter der Front zum Bewußtsein. Wohl ist der Stappendienst nicht so anstrengend und entbehrungsreich, aber auch nicht so befriedigend und so gesund für die Seele, wie das Leben im Felde und im Feuer. Man kämpft nicht mehr unmittelbar mit in dem großen Völkerringen, fühlt sich mehr nur als Zuschauer. Außerlich gefahrlos, birgt dies Gar-nisonleben doch in anderer Hinsicht Gefahren in sich. Ich denke weniger an die groben Versuchungen von Alkohol und Unzucht. Die kommen im allgemeinen für unsere meist verheirateten Landstürmer nicht in Betracht. Vereinzelte Ausnahmen werden scharf verurteilt. „Dortso holl ich von min Fru toväl.“

Mein Ältester hatte sich mal brieflich erkundigt, wieviel Patronen ich verschossen und wieviel Russen ich schon totgeschossen hätte. Meine Antwort hatte ihn sehr enttäuscht, und ich glaubte schon, ich sei als Vaterlandsverteidiger unrettbar tief in seiner Achtung gesunken. Da erlebte ich am letzten Morgen eine freudige Ueberraschung. Ich frage: „Soll Vati nun wieder wegreisen in den Krieg oder hierbleiben?“ „Hierbleiben,“ sagen die Mädchen (5½ und 4 Jahre alt), „wegreisen,“ die Jungen. „Warum denn,“ frage ich letztere etwas erstaunt. „Sonst kommt der Russe wieder rein,“ sagt der siebenjährige. „Erst mußt du die Russen verprügeln, dann kannst du wiederkommen, wenn der Krieg aus ist,“ sagt der älteste, fast neunjährige. Patriotische Jungs, nicht wahr? Wissen, wo der Vater jetzt hingehört. Und welch kindliches Vertrauen zum Können des Vaters. Ja, „werdet wie die Kinder.“ (Fortf. folgt.)

Dei General-Reeder

John Brindman.

(Fortsetzung.)

Hei wir of glit prat. Dat güng aewerst of dor nich so flink. In'n August aewerst wör hei up Brauw bi dei Tollbaur' als Kalkulator anstellt un söl hunnert Riksbankdaler monatlich hemm'n, wenn hei bruikbor bishinn'n wör. Na, dat wör hei. In'n September güng id nah St. Thomas, un mit den irsten September wir hei fast anstellt. Id har em twors dei ganze Tid erholl'n möht, aewerst as id em nu endlich regulär wedder up dei Bahn har, dor wir id so vergnügt as wenn dei Firma Massfeldt un Feuer nu farig wir. Hei har mi negeto dreihunnert Daler Spezies kost. Dat wir of in min damaligen Verhältnissen kein Attendred. As id reisen deer, dunn sör id to em: „Sü mal, Gust, Du büst nu wedder tom Mann makt worden, un id heiw, as Du weißt, dat Best dorbi dahn; nu help Di dor of wedder van as as 'n honetten Kirl. Du friggst nu hunnert Daler monatlich; dreihunnert hew id Di nu in'n Ganzen vörshaten. Sü, nu bitahst Du min Fru monatlich dreihundörtig Daler Spezies gegen er Quittung. Kik, denn büst Du in nägen Monat van Din Schuld wed-

der rein af, un in dei Tid denk id, so Gott will, bün id of wedder hir.“

Swank har 'ne häßliche Manier an sidi, wenn wän em fast in 'e Ogen keel — un dat deer id, as id dat to em sör. — Hei knep sei denn tau, dat nix van dat Witt un dei Stirns mir to seihn wir, dat har hei all as Jung dahn, un dat deer hei dunn of. Id har dor kein Arg ut. „Büst Du dormit inverstahn, Gust, denn stah einfach in,“ sör id un höl em dei Hand hen. „'n Schin bruk id nich van Di un förrer id of nich.“ Hei slog in, sör aewer kein Wurd. Id kann seggen, dat mi dat grar' nich an em geföl. Id bün twors nie nich 'n Fründ van Säntholtraspeln wäsi, aewer mi dücht, bi so'n Geleägenheit sinnt sidi sacht 'n schidlich Wurd, dat bei ein anhören kann, ahn rot tau warden, un dei anner seggen dörrwt, ahn sidi wegtofmitten, dörrwt twischen twei ol Fründ'n as wi doch wiren.

Na, id reist den söften September richtig af. Min Lotting wir girn mit föhrt, möht aewerst, obschons sei bitterlich Tränen vergöt, bi Pasterstanten trügg bliben, denn sei wir richtig all up 'n Familienweg, as dei Englänner dat binäumen.

Dei „Krüschan“ har man 'ne slichte Johrt, dat naelt un naelt, irst achter Schagen naelt vör den Kanal, dorup in dei span'sche See un tolekt vör dei Bahama-Riffe, wo wi döch'n regulären Südoftstornado hen abdreiben. In St. Thomas un Havana naelt dat of, un up dei Rüggschicht güng dat nich bäter, id wir richtig aewer acht Maand furt wäst. Dei „Krüschan“ smet glücklich En'n Mai ünner Kängsö Anker. Id künn gor dei Tid nich astäuben, Lotting to seihn, güng an Burd van dat irst best Fischerboot un steg in Masthuget an 't Land, as dei Klock grar' tein'n slög. Endlich stünn id an Pasterstanten er Hüs'dör. Dei ol Fru wir all to Bedd. Baben wir aewerst noch Licht, un dei Dirn stünn in dei anlant Dör mit eren Schaz. „Herrje!“ — schriegt sei up — „dat's woll gor Herr Heuer. O je, wat ward dei jung Madamm sid einmal freugen!“

Id hür't gor nich nah er hen. Ein twei drei wir id dei Trepp herup, un dor hür't id all Lotting er säute Stimm: „EijaBrumsfusing, wo wohnt lüttPeterkrusing.“ Dor wüßt id wedder, wat dei Klock stahn har. Id maht dei Stubendör sachtig apen. „Lotting!“ röp id. Dunn har sei Di up ein Hor up dei Ir fallen laten, Hans, denn sei har Di up'n Arm un wol Di inbusseln un Du günnst dorbi so gottserbärmlich as 'n jungen Hund, den dei Raesch ut Verseihn mit heit Water bigaten hett. Sei har aewerst noch so väl Bissinnung, dat sei Di sacht in 'e Weig dallär. Na, dei Freu' wir grot. Sei haalt Di glit wedder ut dei Baba, Hans, un id mößt Di van alle Ecken un Kanten biseihn un taugestahn, dat sowat noch gor nich dorwäst wir, sid Frugenslür' Kinner krägen hemm'm. Ja, un noch väl anner vertellt sei mi, wat jung Frugens ehr Manns bi so'n Gelägenheit to vertellen pleggen. Un tolekt bisünn sei sid, dat dat solt wir un dat id doch wat Warms gezeiten mößt. Un dunn wör noch Tee maht. Lütt Hansing deer sin Mudding den Gefallen un sley in. Un as sei mi nu den Tee inschenken deer un so vör mi stünn, dor dücht sei mi väl smuder, as sei je noch wäst wir, un id säublt mi wedder mal so mollig un gedocken, as dei Jung in dat Läschen, dei vör den Pankausenbarg stünn. Wind un Wäder, Bö un Storm, Lad un Hawerie, alls wir up einen Schlag vergäten, as id so bi lütt Lotting up dat Kanapee seet. — Wenn aewer dei Katt bi den Rohm sitt, is dei Raesch nie nich wid af. Id tröf Lotting dicht an mi ran, keel er so recht deip in dei hellblagen Ogen un wol er grar' so'n richtigen Kuß up dat lütt säute Zappellieschenmüling bibögen. Dunn süßt sei aewer so deip up, as wenn sei noch wat up't Hart har, wat dor irst run mößt. „Na wat nu, Lotting?“ sär id un keel er grot an.

„Ach Martinig!“ sär sei dunn — „Gott si Loww un Dant dat Du wedder hir blüßt, nu ward of allens noch wedder gaud warden.“

Dei Schred schöt mi in 'e Mag rin, as Lotting so spröf.

„Sprät Di-ut, Kind! Wat is denn?“

„Ach Martinig, Maßfelt! Maßfelt!“ röp sei dunn, un süng an to weinen, dat mi dei Tränen up 'e Hand fäl'n.

„Maßfelt? Wat is mit Maßfelt?“

„Ach, id möt Di dat man glit seggen in dei unverhoffte Freu' heww id dat ganz vergäten; nu södt mi dat aewer wedder as'n Stein up't Hart. Bersir Di of nich, Maßfelt is dod.“

„Dod?!“ schreeg id un spring up. „Dod? Lotting, bisünn Di Kind, dod, seggst Du?“ „Ja, Martinig, großer Gott, dod! Dat ward mi so swer to seggen, as ob id Di 'n Unrecht ingestahn mößt, wat id sülsen gegen Di bigahn har. Maßfelt hett sid dodschaten, un sin Fru is doraewer deipstünnig worden un sitt nu in't Irrenhüs.“

„Herr mein Jesus, Lotting, is dat wor?“ schreeg id, un min Stimm wir up eins ganz heisch worden. „Lotting, Lotting, wa is dat kamen? wo is dat taugahn? Uem

Gottes Jesu Willen, Kind, sprät! sprät!“

„Ach Martin, dat is so trurig, dat mi dei Seel blött. Kastens hett dat an mi schräben, un id sol Di den Breif gäben, so drar' as dei „Krüschan“ binnen keem. Maßfelt hett all dat Sinig up einen Schlag verluren, hei hett in Französch Poppieren spekulirt un is so säler wäst, wat Bonapart dei Hand baben bihöf, un nu hett Blücher Bonaparten aewer'n Rhein jagt, nu sünd all dei Habens weder apen, un nu hett hei keinen roden Schilling van all sin Geld rerr't, un dat hett hei sid woll so to Kopp namen, dei arme, arme Mann! Id heww all to Gott bär't, dat hei nich mit em to Gericht geiht.“

Mi wir as einen, dei dat kol Feuer hett, un dei up dat nakte Liew unverseihns mit Stampis bigaten ward.

„Wo is dei Breif, Lotting? Wo is Kastens sin Breif?“

Sei haalt em ut dat Schriwpult in dei Börshaw. Wichtig, dor stünn dat all swart up witt, als Lotting dat seggt har, un as Notabene noch: „Ihr lieber Mann muß unverzüglich nach Antunst in Gothenburg in seinem eignen Interesse persönlich herüberkommen.“ In mi towit dat un wörgt dat, mi wir as ob mi dat Jügedüm ut'n Hals rut trocken wör. Als min Fru mi aewerst so bisorgt un vull Angst ankiften deer, dor bigrep id mi. Du mößt er dat nich marken laten, dat kann er schaden; sei is noch so swach van dei Wochen, un denn stüßt sei dat Kind. Id stöf dat dal in mi, dat wir as 'n bittern Happen, dei in kamigen Essig fast is. Id güng Lotting to Lehw to Bedd, man id deer kein Og tau, un künn dat gor nich astäuben, bät dat Morn wör. Vör Dau un Dag' wir id rut, un nah Kopenhagen hen. Id spröf mit Kastens, id spröf mit'n Advaten, id löp nah Hinz un Kunz, un van Pontiusen nah Piliatusen, van'n Königsnimark bät tomFriedrichsplatz heun un trügg und trügg un hen. Id har min Zahlen un min Punst sporen künnt. Min fündusend Daler Spezies wiren stöten un nich mir wirt as dei Poppierproppen in dei Pistol, wo Maßfelt sid den Brägen mit upflöwt har. Mi wir dei heil Tid, dat id in Kopenhagen wir, ganz swinnlich un swinnlich, id künn gor nich tofamenhängend denken, as wenn id gor nich recht mihr seihn künn, un vör min Ogen steg immer ein Seipenblas nah dei anner up, un dor stünn in grote gollen Bankstaben „Maßfelt und Heuer“ up, un dunn plaszt sei.

Dat leer mi nich länger in Kopenhagen, id föhrt weder nah Gottenborg trügg. Id har den halwen Weg dei Ogen tau un frög mi in enfen furt: „Wat nu?“ — künn aewer kein Antwort dorup fin'n. Dahn mößt dor wat warden, dor mößt rasch wat dahn warden. Id bisünn mi nu binah in dei sülwige Predikamenten, as id Gust Swanken in Kopenhagen vörsum'n har, man leger, väl leger. Sei stünn allein, id har Fru un Kind, dei „Christian“ wir all van Kopenhagen ut mit Bistag bileggt. Id har noch as Kargadür 200 Daler Spezies to förrern, dor künn aewer Jor un Dag up hengahn, ire dei sid reaktifiren leten, har dei Advat in Kopenhagen meint. Min bar Geld wir nich väl aewer föstig Daler Spezies.

„Hett Swanf Di alle Maand prompt bitahlt?“ sär id to Lotting. „Dei lehte Maand is nu fällig.“ „Ne“ sär Lotting, „hei hett sid, sid Du reifen deerst, nich ein einzigstes Mal bi mi seihn laten.“

„Wat?“ sär id un lär dei Ferrer dal, wo id mi Notizen mit maken deer, „wat? Nich seihn laten? Keinen einzigsten Termin inhol'n? Is hei denn nich bi dei Zollbaur' un hir in 'e Stadt?“

„Ja, dat is hei. Un dat is so'n finen Gentleman warden, Du kennst em gor nich wedder. Vir Wochen, ire id mi leggen deer bün id em bigegent. Dor har hei 'n feinen Pelzrock an un güng mit twei Leutnants van dei Husoren, un 'n Snurrbort har hei sid of stahn laten, un dat leit em as 'n Eddelmann.“

(Fortsetzung folgt.)

Ostmecklenburgische Heimat



Monatschrift für ostmecklenburgische Heimatwerte, Landeskunde und Unterhaltung

Erscheint am 1. Sonntag jedes Monats. — Preis monatlich 15 Pf. — Erscheinungsort Teterow.
Druck und Verlag von Hermann Deder, Teterow, Malschiner Straße 15, Fernruf 367.
Verantwortlich für den Inhalt: Ernst Bid, Teterow.

Jahrgang 11

Teterow, 2. Oktober 1938

Nr. 10

Was Mecklenburger Landsturm in Masuren erlebte

Mit Erlaubnis des Verlags Friedrich Bahn in Schwerin i. Meckl. entnommen aus dem Buch von Dr. Hans Berg
„Für Heimat und Herd“, 232 Seiten, Preis kart. RM. 1.40, in Halbleinen RM. 1.60.

(Fortsetzung.)

Festungswachen und Wachgespräche.

Mit diesem Kapitel lege ich die Feder nieder, und die Herren Rezensenten nehmen sie auf. Damit sie nun mit gutem Recht diesem Büchlein wenigstens eine „abgerundete“ Darstellung nachrühmen können, lehre ich zum Anfang zurück und schreibe noch einmal ein Wort vom Wachdienst, der mich mit seinen schlafarmen Nächten auf dreifachen Strohsäcken immer besonders anstrengt. Wer noch nie die Zudringlichkeit von Flöhen und Wanzen, Mäusen und Ratten genoss, kann sie hier finden. Uebrigens auch in den Kasernen, wo sich namentlich die Matten etwas bescheiden benehmen könnten. Nächtliches Gepolter, am Ofen hochtriechen und dann in den Abfalleimer fallen und dort mit furchtbarem Rumor herumtoben oder gar einen Kameraden in die Hacken beißen, solche und ähnliche ruhestörende Streiche würden besser unterbleiben.

Die kriegsmäßige Dürftigkeit der Wachlokale habe ich schon in Kapitel 4 geschildert. Die Gesellschaft, die man mit immer anderen Kameraden genießt, entschädigt für vieles. Manchem Gebildeten wird der Verkehr mit dem Mann des Volkes schwer. Wie danke ich es meiner Mutter, daß sie mir die Christenregel: „Vor Gott gilt kein Ansehen der Person“ so früh und fest eingeprägt hat! Ist man gewöhnt, mehr auf den Kern als auf die Schale zu sehen, so findet man unter einfachen Leuten verhältnismäßig nicht weniger wertvolle Menschen als unter den sogenannten „besseren Ständen“. Das ist auch ein Segen des Krieges, daß er alle Stände so durcheinander bringt, eine einzigartig schöne Gelegenheit zu sozialer Annäherung, die eine bessere und gerechtere gegenseitige Wertschätzung ermöglicht, als sie vor dem Kriege bestand. Um deswillen hat's mich doch oft gefreut, daß mir in meiner aktiven Dienstzeit die militärische Laufbahn durch einen Weinbruch in die Brüche ging. Ich hätte als Offizier lange nicht so enge Zühlung wie jetzt erst als Gefreiter, dann als Unteroffizier mit den Kameraden gehabt.

Der Krieg würfelt auch die verschiedenen deutschen Volksstämme durcheinander. Am 9. März bekam jede Kom-

panie 25 Mann vom Ersatzbataillon aus Hamburg, meist Elsässer. Da haben wir unsere deutschen Brüder aus dem fernen Südwesten kennen und schätzen gelernt.

An den drolligen Schnäcken, dem Mutterwitz und der Menschenkenntnis unserer meist wortfargen „Mäkelbürger“ habe ich oft meine stille Freude. Unsere Wachgespräche drehen sich viel um die Frage: Wann wird der Friede kommen? Ich habe von vornherein auf mindestens ein Jahr gerechnet, bin daher nicht so enttäuscht wie die meisten Kameraden, die erst glaubten, Weihnachten würden sie wieder bei „Muttern“ sein, und nun immer aufs neue sich gedulden müssen. Aus allem Möglichen saugen sie Hoffnung.

„Ja glöw, de Engelländer hett de Näs' nu of bald vull,“ heißt es, wenn von Streiks oder U-Boot-Erfolgen die Rede ist.

„Ja,“ jagt ein anderer, „em geht dat as enen Jung in uns' Döör, de den'n Rahwer (Nachbar) in sinen Appelbom stägen wir. Dunn kümmt de Rahwer mit enen groten Deckelschacht (Dachstaken). As de Jung dat von haben süht, fängt he an to schriegen (schreien): „Wo ward mi to Mod, wo ward mi to Mod (wie wird mir zumut)!“ So geht dat nu den'n Engelländer.“

Was für ein köstlicher, treffender Vergleich, wenn auch verfrüht. Möchte die Zeit bald kommen, wo der auf die Früchte unseres Fleißes neidische Engländer seine gerechte Strafe erhält.

Als die Nachrichten über Italiens Haltung immer bedrohlicher werden, sagen die Leute gelaufen: „Se können jo töwen (warten), bät se an de Tour sünd, äwer wenn se nich anners willen, denn kriegen se of noch wech in de Jack.“ Die Ruhe des guten Gewissens gegenüber dem Verräter.

Nur daß der Krieg dadurch voraussichtlich noch länger dauert, wird ihnen schwer. Wie mit der wärmeren Jahreszeit die Arbeit daheim in Feld und Garten sich häuft, eilen die Gedanken immer ungeduldiger nach Hause, wo manch braves Weib jetzt für zwei schaffen muß.

UNIVERSITÄTS-BIBLIOTHEK
ROSTOCK I. M.

III.

Aus der Soldatenheimarbeit.

Eines Abends sitze ich spät als wachhabender Unteroffizier neben der Bretterbude am Rasalter Mühlgraben, die als Wachlokal dient, mit einem Kameraden zusammen, der uns mit seinem trockenen Humor oft erfreute. Dieser einfache Tagelöhner vom Lande hatte mich schon immer interessiert und angezogen. In seinen Augen lag mehr noch als treuherziger Humor. Heute abend sollte ich das erfahren.

Vom russischen Gefangenenlager schallen durch die laue Abendluft die eintönig leiernden und dann wieder wild bewegten, sehnuchtsvollen Klänge russischer Lieder herüber.

Immer länger werden die Schatten, ein Stern nach dem anderen erscheint und blinkt immer heller auf uns herab.

So dringen Menschensehnsucht und Himmelst Klarheit in Ohr und Auge und wecken im Innern verwandte Klänge. Das Herz des Landarbeiters tut sich mir auf.

„Ich heiw mi immer freut, wenn ich mit Se tofamen up Wach kamen bin, mit Se kann man doch mal en verständig Wurt reden.“ Und nun sprechen wir stundenlang miteinander von der irdischen und himmlischen Heimat. Schon als junger Knecht hat er trotz Spott der anderen seinen Kirchgang treu durchgeseht. Er weiß mir von manchen gnädigen Führungen und Gebetserhörungen in seinem und anderer Leben zu erzählen. Ich merke, wie wohl ihm solche Aussprache tut, für die er in der Kasernenstube wohl bei niemandem volles Verständnis findet.

Wie mancher Soldat, dem man es auf den ersten Blick nicht ansieht, trägt tiefere Gedanken und höheres Sehnen in verschwiegener Brust. Das ist deutsche Art und besonders der wortfargen Mecklenburger Eigenart. Sie ist zurückhaltend, hält die Gefühle in Zucht, trägt nicht wie die Romanen das Herz auf der Zunge. Sie braucht Zeit, um aufzutauen, braucht Freundeshand, um aus sich herauszugehen, aber dann öffnet sich unter rauher Schale der süße Kern. Jedoch wie lange findet man oft nicht den Freund, den man braucht, die Heimatluft, die das Herz warm macht. Und man hat es doch doppelt nötig in dem rauhen Kriegerleben, fern von der Heimat und dem eigenen Heim. Soldat und Heim, wie lange sind sie getrennt, und doch brauchen sie einander! Wie der Soldat das Heim vor dem äußeren Feind, so schützt das Heim ihn vor dem inneren Feind.

Jener Kamerad war auch auf der vorigen Wache mit mir zusammen gewesen. Da war plötzlich ein aus der Deutschen Christlichen Studentenvereinigung mir bekannter Pastor M. auf Wache gekommen. Er reiste mit vielen Bücherlisten, Liebesgaben aus der Heimat für die Feldgrauen. Schon in der Kaserne hatte er nach mir gesucht, um mir eine überraschende Nachricht zu bringen: „Sie sind von unserem Ausschuß für Soldatenheime, der unter dem Ehrenvorsitz von Unterstaatssekretär Dr. Michaelis gegründet ist, angefordert für die Soldatenheimarbeit in Warschau. Dort wird demnächst das erste Soldatenheim in Polen errichtet. Die Nationalvereinigung evangelischer Jünglingsbündnisse, die im Westen schon seit dem vorigen Jahre viele Soldatenheime errichtet hat, hat für die Ostfront die Arbeit der Deutschen Christlichen Studentenvereinigung überlassen. In Warschau werden wahrscheinlich mehrere Heime nötig werden, und da möchte man Sie als Oberleiter haben. Hindenburg ist sehr für diese Arbeit und hat erlaubt, daß aus den Stappentruppen militärische Kräfte dafür abkommandiert werden. Der Antrag Ihrerwegen wird schon unterwegs sein beim Generalkommando.“

„Warschau ist ja erst in diesem Monat genommen, und jetzt wird schon ein Soldatenheim da errichtet? Das nenne ich schneidiges Vorgehen. Aber werde ich diese Arbeit auch verstehen? Wird man da nicht besser Leute gebrauchen können, die schon im Zivilleben irgendwelchen Heimen, Christlichen Vereinen Junger Männer und dergleichen vorgestanden haben? Und werden auch keine Hindernisse vorliegen, solche Heime wirklich in christlichem Sinne zu leiten?“

„Der Ausschuß ist ja von der Christlichen Studentenvereinigung gebildet, er wünscht gerade eine Leitung in christlichem Sinne. Und da in Warschau mehrere Heime nötig werden, so wird das eine große Verwaltung werden, die unter einheitlicher Leitung stehen soll, und Sie sind doch Verwaltungsbeamter. Deshalb wünscht man gerade Sie.“

Das schien mir nun eine große und herrliche Aufgabe, in den größeren Kreis eines Soldatenheims eintreten zu dürfen, dazu die schöne Vereinigung von äußerer Liebesarbeit und innerem Dienst. War das nicht eine freundliche Führung des Herrn?

Wenn ein Soldat mit seinem Truppenteil ins Feld oder die Etappe fährt, dann besteigt er nicht, wie ein gewöhnlicher Mensch, die Eisenbahn, sondern — dann wird er verladen; und dann kommt er meist nicht in einen Personenvagen, sondern in einen Viehwagen; und ist er erst drin, kommt er fürs erste nicht wieder heraus. Als wir Ende Oktober 1914 von Mecklenburg nach Ostpreußen befördert wurden, dauerte die Fahrt fast 50 Stunden. Die kaum viel nähere Reise nach Warschau, bei der ich einen großen Haken über Thorn machen mußte, dauerte nicht halb so lange, es ging im schönsten Schnellzuge.

Wie eintönig ist doch die polnische Landschaft gegen das reizvolle, seendurchblinnte Masuren. Nur ab und zu beleben Wanderer das Bild. Es scheint gerade ein katholischer Feiertag zu sein. Frauen und Mädchen gehen in der gelbbunten polnischen Nationaltracht wie wandernde Butterblumen durchs herbstliche Gelände. Die Männer tragen meist blaue Kappen. Besonders achtet man auf die Spuren des Krieges. Unter den vielen niedergebrannten Bauerngehöften sind, so wird mir erzählt, besonders viele deutsche Kolonien. In der Gegend von Skiernewice häufen sich Schützengräben und Drahtverhaue. Ein Nadelwald, das grüne Kleid zum großen Teil braun verbrannt, hat unter Granaten und Gasangriffen besonders gelitten. Erst nach erbittertem Ringen ist er von unseren Truppen erobert.

Jetzt rollt der Zug in die weite Bahnhofshalle von Warschau hinein. Mit mir steigt ein Trupp Württemberger Landstürmer aus, fast 100 Männer. Sie haben einen großen Gefangenentransport gehabt. Ich frage: „Kameraden, wißt ihr, wo hier das Soldatenheim ist?“ „D.“ sagt einer, „dees ischt, wo wir au Quartier hent, ganges Se no mit ons.“

Ich greife mir einen polnischen Jungen für mein Gepäck und folge ihrem Zuge. Der Teil von Warschau, durch den wir kommen, trägt ganz internationales Großstadtgepräge. Manche Polen und Polinnen stehen beim Herannahen der deutschen Soldaten still und folgen mit Blicken, die ein Gemisch von Respekt und Ingrimm verraten, der feldgrauen Welle, die durch die Straßen ihrer Hauptstadt wogt. Man kann ihre Gedanken und Gefühle verstehen. Sie möchten gern ganz frei sein. Aber ob sie schon reif dafür sind? Ihre bisherige Geschichte hat deutlich gezeigt, wie unentbehrlich für einen Staat das ist, was ihnen bis jetzt noch gefehlt und uns Deutsche so groß und siegreich gemacht hat: Der Geist straffer Zucht, Disziplin und Unterordnung.

Aber eins können wir von dem Polen lernen. Er hat ein starkes Nationalgefühl. Seit vielen Jahrzehnten ent-

behrt das polnische Volk der eigenen staatlichen Zusammenfassung. Und dennoch sagt der Pole, wo er auch ist, stolz: Ich bin ein Pole. Dieses zähe Festhalten am eigenen Volkstum könnte manchem Auslandsdeutschen ein Vorbild sein. Die polonisierten Deutschen sind jedenfalls zahlreicher als die germanisierten Polen. Und wieviel deutsches Blut ist Kulturdünger in der angelsächsischen Welt geworden oder sonstwo in fremden Völkern auf- und untergegangen! Nur an wenigen Stellen des Auslandes, wie in den baltischen Ostseeprovinzen, hat sich das Deutschtum treu durch die Jahrhunderte gehalten.

*

Jetzt marschieren wir durch die Nowi Swiat, die neue Welt. So heißt die schmale Straße, durch die wir kommen, nach der überbreiten, mit russischer Raumverschwendung angelegten Jerusalemstraße. Fast jedes Haus hat einen oder mehrere Läden. Es scheint eine Hauptverkehrsader durch beste Geschäftsgegend zu sein. Die Straße wird immer enger. Plötzlich öffnet sich rechts ein freier Platz. Der Landsturmrupp schwenkt rechts ab und macht halt vor einem stattlichen Gebäude in byzantinischem Stile. Inwendig betritt man zunächst eine breite Säulenhalle, die durch die gegenüberliegenden, nach dem Hofplatz führenden hohen Fenster reichlich erhellt wird. Auf dem Hof sieht man lebhaftes Treiben der Landsturmeute, die in diesem Gebäude untergebracht sind. Die Gulaschkanonen dampfen, Holz wird gespalten, Essen geholt, ein buntes, malerisches Bild. Das Gebäude ist ein viereckiger Block, der sich um diesen Hof herumzieht, vier Stockwerke hoch. Es war früher das erste russische Gymnasium der Stadt. Links und rechts vor dem Hofenster führen breite Marmortreppen in die Höhe, eine Aufschrift zeigt rechts zum Soldatenheim. Dort war früher die Wohnung des Gymnasialdirektors. Wie ich ins Vorzimmer trete, fällt mein Blick auf einen Spruch an der Wand mit der Ueberschrift „Hausordnung“. „Natürlich“, denke ich, „wo Deutsche sind, muß auch gleich eine Verordnung sein,“ und nachdem ich sie gelesen habe, „wenn doch alle Verordnungen so gemüthlich wären!“

„Lieber Kamerad, bedenke,
Dies ist ein Heim und keine Schenke!“

Dann folgen allerlei Ermahnungen, nicht zu zanken, zu lärmern, umherzuspucken und dgl., und zum Schluß heißt es:

„Beachte dies alles ganz genau,
Sonst schreibe ich beim an deine Frau.“

Nun, ich kann schon jetzt verraten, wir haben das nie nötig gehabt, vielleicht wirkte schon die bloße Drohung. Ich wurde bei dieser Hausordnung wieder an den deutschen Ordnungssinn erinnert, der mir einmal besonders eindringlich entgegentrat, als ich in einem halbzerstörten Dorf in Masuren in ein von Granaten schwer heimgesuchtes Gebäude trat, in dessen unbeschädigten Räumen Teile von Truppen untergebracht waren. Ueber dem Eingang stand groß und breit „Hier herrscht Ordnung.“ Und wenn man hineintrat, so war in seltsamem Gegensatz zu dem verwahrlosten Aeußeren des Gebäudes inwendig doch alles so sauber und ordentlich, wie es in einer deutschen Kasernenstube Sitte ist. Ich weiß, wir fallen mit diesem Ordnungssinn den Völkern im Osten zunächst immer sehr auf die Nerven; aber ob sie nicht schließlich lernen, welche Wohltat darin liegt? Ob sie sich nicht erziehen lassen? Verschweigen darf man freilich nicht, daß die Ordnungsliebe auch manchmal ausarten kann und zu dem berühmten Bürokratismus sich entwickelt, der dann allerdings mit Recht abschreckend wirkt.

Es gibt freilich noch andere Gründe, die unsere deutsche Verwaltung in Polen und vielleicht auch in anderen besetzten Gebieten unbeliebt machen. Wie schön konnte man

früher, wenn man bei den russischen Behörden irgend etwas erreichen wollte, von dem untersten Beamten an sich in die Höhe rubeln! Es soll, wie Einheimische erzählen, ein förmlicher Tarif dafür bestanden haben, der mit dem Grad des Beamten immer stärker in die Höhe ging. Wie sicher erreichte man dann schließlich, was man wünschte! Jetzt aber ist auch die offenste Hand ohnmächtig gegen die deutsche Vorschrift, gegen die Gewissenhaftigkeit deutscher Beamtenschulung.

Doch gehen wir in dem Soldatenheim aus dem Vorzimmer weiter. Das nächste ist als Musik- und Spielzimmer eingerichtet. Gleich linker Hand ein Klavier. Wie oft habe ich später Kameraden hereinkommen sehen, noch waffenbewehrt und tornisterbeschwert; ein Blick aufs Klavier — und Waffe und Tornister flogen an die Wand, der Feldgrauke sitzt am Klavier und spielt die schönsten Melodien. Ein Kreis von Kameraden sammelt sich um ihn herum, und sie singen zusammen unsere schönen Volkslieder, Vaterlandslieder, auch geistliche Lieder, und können oft kein Ende finden. Da habe ich oft gedacht: „das deutsche ist doch das musikalischste Volk in der Welt.“

In der Mitte des Zimmers stehen viele kleine Tische mit Brettspielen darauf. Hier kann man sich unterhalten mit Dame und Mühle, auch mit Schach. Man kann sich einmal in Strategie und Taktik üben und Schlachten schlagen, ohne daß Blut fließt. An den Seitenwänden schöne bequeme Sofas. Wie oft habe ich namentlich nach der Mittagszeit hier Kameraden gesehen in süßem Schlummer ausgestreckt, ein Bild des Friedens im Kriegerkleid. Die ganze Einrichtung mutet überhaupt sehr behaglich an; ich finde sie fast üppig für ein solches Heim. Aber ich hörte später die Erklärung. Auf dem Bahnhof in Praga sind ganze Eisenbahnzüge voll Sachen, die den russischen Offizieren gehörten, erbeutet worden, sie konnten vor dem schnellen Einmarsch der Deutschen nicht mehr in Sicherheit gebracht werden. Da entschied dann der Kaiser: „Sie haben mir mein schönes Rominten in Ostpreußen so ausgeraubt, jetzt können diese Sachen der russischen Offiziere für die Kriegszeit leihweise den deutschen Soldaten in den Soldatenheimen dienen.“

An das Musik- und Spielzimmer schließt sich ein langer Gang, aus dem nach links mehrere Türen in weitere Heimräume führen, und aus dessen Fenstern man einen Blick hat auf das buntbewegte Großstadtleben der „neuen Welt“. Dieser Gang ist als Leseraum eingerichtet. Welch eine Erquickung für unsere Soldaten, die namentlich damals in dem großen Vormarsch von Gorlice—Tarnow aus unter Mackensen wochenlang keine deutsche Zeitung mehr gelesen hatten, wenn sie nun durchkamen, hier in Warschau sich einmal ordentlich wieder satt lesen zu können! Gegen 60 deutsche Zeitungen und Zeitschriften, vielleicht gar die Heimatzeitung darunter, dazu die reichen Schätze deutschen Geistes in der Heimbibliothek! Für die Besatzungstruppen am Ort eine kostbare Gelegenheit, die dienstfreie Zeit oder auch die langweiligen Stunden in den Wachlokalen mit dem Lesen guter Bücher auszufüllen.

Und dann das Schreibzimmer, welche Gemüthswerte stecken doch drin! Welch wohltuende Stille und behagliche Wärme! Wie schwer war es oft für uns im engbelegten Kasernenzimmer gewesen! Die großen Strohsackstapel, die in der Ecke aufgeschichtet waren, wurden von müden Kameraden schon abends zwischen 7 und 8 Uhr auseinandergerissen, um mit ihnen den ganzen Fußboden zu belegen und das Nachtlager zu bereiten. Dann hatte man nicht mehr recht Ruhe zum Schreiben. Noch ungemüthlicher war es im kalten Unterstand. Wenn wir die kleine Bohlentür beiseitesetzten, dann kam nicht nur Licht in unsere unterirdische Höhle, sondern dann drang auch die ganze Winterfalte auf uns ein.
(Schluß folgt.)

Feierliche Proclamation

des Dr. P. B. C. Graumann-Bülow

an alle Schuster-, Altsticker- und Pantoffelmacher-Innungen anno 1782.

(Fortsetzung von den Schuhen.)

Vorläufig habe ich alles das Unheil zu schildern gesucht, welches aus einer zu modischen Bekleidung der Füße mit den Schuhen zu entstehen pflegt, und habe ich des Salzes bey dieser Gelegenheit nicht geschart, so wird man es mir um desto eher vergeben können, da alle die Dinge, die in das Gebiet der Mode gehören, sich nicht durch ernsthaftige Betrachtungen und Lehren umändern, sondern nur durch Spott verdrängen lassen. Hilft hier nicht die Kunst, die Sachen von der possirlichen Seite zu zeigen, so kann man sicher nichts ausrichten, und kann man sie nicht lächerlich machen, so begeben man sich alles Anspruchs, sie verbessern zu wollen. Mit einer ernsthaften Demonstration und mit vernünftigen Gründen unterstehe ich mich wohl einen allgemein angenommenen Satz in der Philosophie wandelnd, nicht aber den Damens Kopfsputz um einen Zoll niedriger, oder eine Männerweste um einen Fingerbreit länger zu machen, sobald eine französische Actrice es für besser hält, so, und nicht anders vor dem pariser Parterre zu erscheinen.

Sieht man auf den Zweck der Schuhe, so ist er offenbar dieser, daß der Fuß dadurch gesichert und geschützt werden muß, daß er zu Bequemlichkeit des Ganges dienen, und daß sie der Empfindlichkeit des Fußes gegen das harte Steinpflaster abhelfen sollen. Eine solche Bedeckung, auf der also die ganze Schwere unsers Körpers ruhet, sollte doch wohl fest, dauerhaft und stark seyn. Mit diesen nöthigen Eigenschaften eines uns nützlichen Schuhs, vergleiche man nun die Form derselben, so wie sie jeder feine und süße Herr tragen muß, um sich davon zu überzeugen, daß die Modegestalt gar nicht der Absicht entspricht. Ein feines dünnes Blättchen, das allenfalls die ersten Tage durch noch einige Festigkeit hat, in kurzer Zeit sie aber ganz verliert, statt der Sohle; ein dünnes Leder, das nicht den geringsten äußerlichen Stoß abhält, von aussen; und damit auch nicht die Sohle zu sehen komme, ist sie noch überdem so schmal geschnitten, daß sie wenigstens um ein Drittheil zu kurz ist. Ich habe nichts dagegen, wenn man solche biegsame, papierne Schuhe mit auf den Tanzboden bringt, um sich desto besser auf den Zehen halten, und um desto leichter und schneller sich bewegen zu können, aber so wie man einen Unterschied in den Kleidungen macht, wenn man sich in eine Gesellschaft begibt, und wenn man über Land reiset, so sollte man doch auch die Bedeckungen der Füße darnach umändern, ob man springen und hüpfen, oder ernsthaft und verständig gehen, ob man auf gewirten Brettern, oder auf einem unebenen Steinpflaster gehen muß. Im letzten Falle sollte man doch eine so feste Bekleidung wählen, die die Härte der Steine unschädlich macht, und die Unebenheiten des Pflasters unbemerkt bleiben ließ. Ich sage nichts von den Städten, wo für die Bequemlichkeit der Fußgänger so gut gesorgt ist, daß sich an den Seiten der Gassen behauene ebene Steine befinden, aber wie wenig Orte können sich solcher zierlichen Ordnung und Annehmlichkeit rühmen. An den mehren liegen die Steine uneben durch einander, sind um die längere Dauer zu befördern mit den Spitzen in die Höhe gehetzt, und es befinden sich so viele Löcher und Vertiefungen in dem Pflaster, so oft es den Dämmern gefällt zu schlegeln. Und nun auf solchem unebenen Pflaster geht man aus übertriebener Zierlichkeit mit Schuhen, die im Grunde nichts weiter als Socken vorstellen, und die gar nicht zum gehen gemacht

scheinen. Die nächsten Folgen einer solchen widersinnigen Tracht sind schnelle Ermüdung, Schmerz der Fußsohlen, brennen und unangenehme Empfindungen bey jedem unsichern Tritte, die entfernteren sind Geschwülste, im Sommer Erhitzungen und Blasen, und endlich die bösen schwarzen Warzen, die sich an den Stellen zeigen, die vorzüglich von dem Drucke leiden, und daher besonders unter dem Ballen des grossen Zehen entstehen, die hernach aber so schmerzhaft sind, wie sie schwer weggeschafft werden können. Wer den Ruhm eines vernünftigen Fußgängers erwerben will, der Sorge dafür, daß eine derbe starke Sohle alle diese Unbequemlichkeiten von ihm entfernt halte. Es ist gewis die drolligste Figur, die ein Mensch machen kann, wenn er stets furchtsam niedertritt, nicht anders als wenn die Gasse mit Eiern besäet wäre, die er zu zertreten befürchtete, und wer will sich denn gerne für seine Mitbürger possirlich machen? Hat man eine feste, derbe Sohle unter den Schuhen, so hat man nicht nöthig die Steine zu schonen, und die Füße zu tragen, als ob man sie lieber in der Westentasche stecken, wie darauf treten mögte. Man lasse auch die Sohlen der Schuhe nicht schmaler machen, wie die Fußsohlen sind, so wird man nicht leicht mit den Warzen geplagt seyn. Die Sohle des Schuhs, die nicht breit genug ist, drückt grade unter dem Ballen des grossen Zehen, worauf bey jedem Schritt das ganze Gewicht des Körpers ruht, und dieser Druck muß dergleichen widernatürliche Excrecenzen verursachen. Immer besser ich lasse von mir sagen, daß mein Fuß um einen halben Zoll zu breit ist, wie er der Mode, oder der Schönheitsregel nach seyn sollte, als daß man mir nachruft, da geht ein Thor hin, der gerne den Leuten einbilden mögte, daß sein Fuß nur 4 Zoll breit ist, da er doch reichlich 5 Zoll hält. Denn damit man es nur weiß, trotz allen diesen Mitteln und Künsteleien ist es ein grosser Unterschied zwischen den Fuß, den die Natur schön gebildet hat, und zwischen einen solchen, dem der Schuster die Schönheit mit seinen schöpferischen Händen verleihen soll. Zu einem schönen Frauenzimmer-Schuh wird noch überdem erfordert, daß die Sohle krumm gebogen ist, welches gänzlich gegen die Natur ist, und daher unbequem seyn muß. Das Frauenzimmer hat eben eine solche grade, platte Fußsohle, wie die Männer, und sie wird nur durch die Kunst krumm gebogen. Es kann nicht fehlen, eine solche widernatürliche Biegung muß dem Fuße zur Last seyn, ihm Schmerzen verursachen, und überdem auch noch den Gang unsicher machen.

Auf eben die Art, wie man den Schuh in der Breite zu verkleinern sucht, so trachtet man auch darnach, ihn in der Länge zu verkürzen. Wie viel Mühe kostet es nicht, ehe man den Fuß so sehr hineinzwängt, daß man das Hadenleder aufziehen kann, und muß man sich nicht je zuweilen wahrer Instrumente, und einer Art von Hebebaum bedienen, um mit diesem mühsamen Geschäfte zu Stande zu kommen. Es ist dis nicht nur der Fall bey den Damen, als welchen solche Aufmerksamkeit noch eher zu verzeihen wäre, sondern auch ein Männerfuß muß so abgekürzt werden, wenn er nicht häßlich seyn soll, und um nur nicht in den Verdacht zu kommen, daß die Natur einen Zoll zuviel an einem Theil angelegt habe, den sie weit schicklicher hätte kleiner machen können, so muß der Schuster die Natur, die wohl gewußt hat, daß es sich auf einem etwas langen Fuß sicherer und fester gehe, hofmettern und verbessern. Die Pein, die ein so widersinniger Schnitt des Schuhs verursacht, muß unerhört groß seyn, da der ganze

Fuß dadurch seine natürliche Gestalt verlieren. Die Zehen müssen sich biegen und krümmen, haben keine Freiheit sich auszudehnen, sondern werden so lange, wie der Fuß so eingeschränkt bleibt, in ihren Gelenken gebogen seyn. So mit gekrümmten Zehen und zurückgebogenen Klauen ist die Klatze mit allen ihren Geschlechtsverwandten bestimmt einherzugehen, nicht aber der Mensch, dessen ganze Schönheit und Festigkeit im Gange von dem Austreten mit dem vollen thierischen Gange, statt des menschlichen annehmen, wer wie eine Klatze schleichen, da er wie ein Mensch stolz einher gehen kann? Die immerwährende Biegung der Zehen verursacht, daß sie eine völlig widernatürliche Lage annehmen, daß die Glieder krumm stehen bleiben, daß sich auf den Gelenken und Knöcheln allerhand Auswüchse zeigen, ja selbst die Nägel umgebogen werden und ins Fleisch wachsen.

Nicht minder thöricht ist, der lieben Mode wegen zugespitzte Schuhe zu tragen, die der guten Bildung und dem freien Gebrauch der Füße mehr schaden, wie alle andere Fehler zusammengenommen. Unsere lieben Alten trugen breite, abgestutzte Schuhe mit starken Klappen, und noch ist man so vernünftig, den Soldaten eben solche Bekleidung der Füße zu geben. Nun sehe man aber einen berliner Damenschuh an, und prüfe, ob es möglich ist, daß der kleine Zehen darin Platz hat, und diese Spitze ist doch zum Futteral des Daumens am Fuße bestimmt. Sieht es nicht aus, als wenn die Schuhe Dolsche sind, worauf sie alle Männerherzen spießen wollen, die ihnen in den Weg kommen? Wenigstens sollte man doch nach vorn zu die Schuhe rund machen lassen, wenn die Breite auch zu altmodisch scheint. Die Damen müssen uns in der That für sehr leichtgläubige Geschöpfe halten, wenn sie uns zu überreden gedenken, daß ihre Zehen so fein sind, um in einer solchen Spitze Raum genug zu finden. Die breiten starken Klappen dienen zur Bedeckung des Fußes, verhindern das Anstoßen an jeden etwas erhabenen Gegenstand, und sichern die Nägel für die äußerlichen Verletzungen, aber wozu dienen und nützen die Spitzen? Wie oft stößt nicht einer aus Unvorsichtigkeit mit den Zehen an einem Stein, und macht jämmerliche Grimassen, wird aber noch dazu von dem verhöhnt, dessen Schuh so fest und stark gemacht ist, daß er von solchen Zufällen nichts leidet. Es entsteht hieraus aber noch ein anderes wichtigeres Uebel. Sollen solche sehr zugespitzte Schuhe irgend eine proportionirte Gestalt haben, und nicht den ostindischen Holzschuhen gleichen, so müssen sie nach vorn zu immer enger und enger werden, mithin an der Breite vorliehen, wo der Fuß nach seiner Bildung die meiste Freiheit verlangt. Man setze auf einem neugemachten Schuh einen unbekleideten Fuß, und sehe um wie viel der Schuh über die Zehen zu schmal ist. Ein bequemer Schuh muß vorn rund seyn. Es jammert mir wirklich um den armen Fuß, der so gemishandelt und gepeinigt werden soll, und ihm selbst, wenn der Sitz der Seele in ihm wäre, würden Schweißtropfen, wie die Perlen, entfließen, wenn er an die bevorstehende Qual denkt. Aber die Mode will, und es ist dir nicht zu helfen armer Fuß. Du mußt in diesen Zwinger hinein. Deine Zehen müssen sich bequemen, müssen sich zusammen drängen, und über einander schieben, deine Nägel unter einander drücken, und sich selbst, in so guter Harmonie sie sonst stehen, wehe thun. Oft werden sie freilich wund und blutrünstig, aber dis sind kostbare Ehrenbezeugungen für die Dame Mode, die sie mit dem größten Vergnügen erblickt. Hievon entstehen besonders die Hühneraugen, deren sich zuweilen an jedem Zehen eine Portion befindet, und dis ist eine der Hauptursachen, die den Fuß zu allem Gange in der Folge ungeschickt machen, weil der große Zehen nicht ordentlich austreten kann, und weil diese gedrückten Theile mit der Zeit sehr anschwellen und unförmlich werden, ja weil zuweilen eine wahre Wulst unter den Zehen entsteht.

Was soll ich aber von der Gewohnheit sagen, da man, anstatt auf seiner eigenen Fußsohle zu gehen, sich eine große Stielze unterlegen läßt, die die Höhe wohl um ein paar Zoll vermehrt, aber auch allen Theilen des Fußes Gewalt anthut. Nachgrade sind die Männerschuhe wieder herabgesunken, und haben sich der Natur mehr genähert, aber Sie, meine Damen, scheinen sich noch immer größer machen zu wollen, als Sie in der That sind. Um Sie nicht zu beleidigen, enthalte ich mich aller bitteren Anmerkungen, wozu ich hier eine so bequeme Gelegenheit hätte, und schildere blos die Nachteile dieser Tracht. Je höher der Absatz ist, desto mehr wird die Last des ganzen Körpers beim stehen und gehen auf die Fußspitze gebracht. Bleibt der Fuß hinten etwas erhöht, so ist die Last so ziemlich gleich vertheilt. Bey dieser sonderbaren Emporhebung des Absatzes hingegen tragen die Zehen allein. Je mehr nun der Absatz erhaben ist, desto unsicherer und fehlerhafter ist der Gang, desto leichter schlägt der Fuß um, und desto schneller ermüdet der Mensch, aber auch desto öfterer ist er der Gefahr zu fallen ausgesetzt. Die Aerzte haben bemerkt, daß seit der Einführung der Stielzen weit mehr Verrenkungen der Fußgelenke zu heilen vorgekommen, und es ist ausgemacht, daß gegen einen Mann gewis zehn Frauenzimmer die Aniescheiben zerbrechen. Die Leichtigkeit des Ganges wird durch die unsicheren, unten zugespitzten Fortsätze des Schutzes erschweret, daher fallen solche Personen, die sich selbst erheben wollen, weit öfterer, und stoßen weit häufiger mit den Zehen an. Der Fuß wird auch widernatürlich hiedurch nach vorwärts geschoben, die Zehen krümmen sich, und da der Druck des Körpers immerwährend auf die Nägel liegt, so werden solche zurückgeschoben, sie wachsen um, kehren sich nach unten, und drücken sich in das Fleisch hinein. Hieraus entstehen alle die Ungemächlichkeiten und schlimmen Zufälle, die wir so oft zu heilen bekommen, und unter denen die bösen Nagelgeschwüre die häufigsten sind. Dieser fortgesetzte Druck und Pressung auf die Glieder der Zehen ist so mächtig, daß sogar die Knochen zusammen wachsen und sich vereinigen, die sonst immer von einander getrennt sind, woraus denn am Ende das letzte und schlimmste entsteht, das ist — daß der Mensch lahm wird. Der Wadenmuskel, von dem die ganze Ausdehnung des Fußes abhängt, muß sich immer verkürzen, weil er bey den hohen Absätzen nie zum Ausdehnen kommt, und daher fängt er mit der Zeit an zu schmerzen, ja bey Frauenzimmern, die nicht zur Veränderung auf Socken gehen, sondern in die hohen Absätze so verliebt sind, daß sie sich gar nicht ohne dieselben antreffen lassen, wird er zuletzt so verkürzt, daß sie gar nicht auf Socken gehen können. Alte Chirurgen, und besonders Andry, haben schon bemerkt, daß Kinder, und vor andern junge Mädchen, die hohe Absätze tragen, einen gekrümmten Rückgrad bekommen, weil sie, um die Schwere des Körpers zu erhalten, und nicht vorn über zu sinken, sich zu biegen pflegen. Für keinen ist aber die Gefahr von den hohen Absätzen größer wie bey schwangeren Frauenzimmern. Nicht nur daß alle vorigen Uebel auch hier eintreten, sondern es kommt noch hinzu, daß gar leicht hieraus schwere Geburten entstehen, und auch diese wird man doch wohl nicht der Mode zu gefallen, haben wollen. Solche Frauen müssen sich nach hinten biegen, um bey der Bürde ihres Körpers fest stehen zu können, dabey krümmen sich die Lendenwirbelbeine nach einwärts, und so geben die Gelegenheit zu der allen Hebammen bekannten Einklemmung des Kinderkopfs. Auf unebenen Gassen sollte man billig, um recht bequem zu gehen, einen so hohen Absatz unter dem Schuhe tragen, als die meisten Steine in die Höhe stehen. Diese Regel gilt aber nur für die Städte, wo das Pflaster so ziemlich gleich ist, nicht aber da, wo Löcher sich hin und wieder befinden, worin ein Fuß sich verbergen kann, denn da mögte oft ein Absatz von der Höhe eines

Quartiers nöthig seyn. Will man es noch besser machen, so lasse man auch eine proportionirte Unterlage unter den Zehen legen.

Schuhe umzuziehen ist ganz und gar übel und schlecht, weil der Schuh sich gleich nach dem Fuß bequemt, und mithin dem andern Fusse Gewalt geschieht. Da wo sonst nur der kleine Zehe ruhte, soll nun der Daum sich Platz suchen, das geht unmöglich ohne Beschwerde an. Billig sollte jeder Schuh besonders zum Fusse, und nicht beide über einen Leisten gemacht werden, da dis nun aber die Schuster selten verstehen, so muß man doch dem Fusse den Schuh lassen, den er sich selbst einigermassen nach seiner Gestalt geformt hat. Man gehe lieber den Schuh schief, und wenn man nur ordentlich auf die Füße treten kann, so wird auch dis nichts zu sagen haben, als daß man ihn

mittelfst des andern Fußes wieder grade pressen will. Es ist lächerlich die Schuhe gleich zu machen, da die Gestalt der beiden Füße nicht dieselbe ist.

Jeder Schuster muß den Schuh wenigstens um einen halben Zoll länger machen, als wie die Länge des Fußes beträgt, wenn er das Maas nimmt, denn bey dem Zumesen der Schuhe befindet sich der Fuß in Ruhe, und wenn er hernach antritt, so dehnt er sich noch um so viel aus, und daher hat ein Fuß, der sich bewegt, nicht in dem Schuhe Raum, in dem der ruhige Fuß sich gut befindet.

Betrachtet diese Anmerkungen nicht ihr Schuster, bleibt nicht bey eurer alten Gewohnheit, thut unsern Füßen nicht ferner Gewalt an, euer Nutzen selbst hängt davon ab, da gewis der unter euch, der diese Fehler vermeidet, seine Handwerksstube stets mit neuen Kunden erfüllt sehen wird.

Der Bauer und der Teufel

Elfriede Wendler.

In alten Zeiten lebte in Groß-Methling einmal ein Bauer, der im ganzen Dorf und darüber hinaus wegen seines Geizes bekannt war. Für die Armen hatte er nie etwas übrig und seine Hofleute mußten schwer arbeiten und bekamen schmale Kost und kleinen Lohn dafür. Nur viel Geld aufspeichern war sein Ziel und nur an den höchsten Zahler verkaufte er seine Ernten, ganz gleich woher er kam. Einmal, an einem Pfingstmorgen, alle Dorfleute waren ins Gotteshaus gegangen, da ging der Geizhals ins Feld hinaus, betrachtete seinen Acker und rechnete aus, wieviel harte Taler ihm die Ernte wohl einbringen würde. Da kam auf der Landstraße ein flottes Gefährt angefahren, mit hochbäumenden schwarzen Rössen bespannt und hielt vor dem Bauer. Der Fahrer, ein großer Mann mit weihenem roten Mantel trat auf ihn zu. „Nun ich die Ernte kaufen, Bauer,“ fragte er, „ich zahle den doppelten Preis.“ „Wenn das Euer Ernst ist, Herr, sollt Ihr sie gewiß haben,“ war des Bauern Antwort, „kommt nur mit in mein Haus, da können wir den Handel genau besprechen.“ Als sie auf den Bauernhof kamen, flogen alle Hühner und Enten mit großem Geschrei davon, der Hofhund knurrte und heulte, die Kühe brüllten im Stall. „Ein solcher Gast muß wohl bewirtet werden,“ dachte der Bauer,

und ließ Schinken und Wurst, Eier und Speck auftragen, dazu Krüge mit kräftigem Bier. Der Fremde ließ sich nicht nötigen, aß und trank unersättlich und neckte mit ungebührlichen Worten die aufwartende Magd. Dabei entfiel dem Mädchen ein Glas und ging in Scherben und sie blühte sich, um die Scherben aufzulesen; da sah sie zu ihrem Schrecken, daß der Gast einen Pferdefuß und einen Hühnerfuß hatte und schnell erzählte sie es der Bäuerin. „Der Teufel selber ist's,“ sagte diese und da sie eine fromme Frau war, schickte sie schnell zum Pfarrer und bat ihn zu kommen. Wie sich der Teufel das reiche Mal so recht schmecken ließ, trat plötzlich der Geistliche ins Zimmer, im Ornat und mit der Bibel in der Hand. Sei was bekam der Böse da für einen Schreck! Er flüchtete hinter einen großen Schrank und bat immerzu: „Erbarmt Euch doch und laßt mich aus.“ „Fahre geschwind zur Hölle, du unsauberer Bursche,“ sagte da der Pfarrer und öffnete weit alle Fenster. Da brach ein gewaltiger Sturm los, dicke Nebel umbrandeten das Haus und als alles wieder ruhig war, war der Teufel verschwunden. Zitternd an allen Gliedern sah der geizige Bauer da; immer wieder dankte er dem Pastor für seine Hilfe. Er ist seitdem ein frommer Mann geworden und ein Helfer für die Nothleidenden.

Jungstreich

Karl Puls.

„Wat ich seggen will, Paul —.“ „Dat weit ich nich, Franz.“ „Nee, weit ich oewer — mi joekt dat so innert Rückgrat —.“ „Un mi fribbest dat in 'e Fingern, man wohen dormit?“ „Je, dat is oewer Middag. Dei Inspekter liggt up'n Zwiiggstiff un slöppt, Swien-Gust uhlft et; dei Soegen liggen in dei Bucht inner dei Eifen, achtern Wirtschaftskaten —.“ „Ja, dat's noch wat! Up'e Soegen rieden! Los, Franz, hen!“ Un in'n Zuckelbrau scheistern dei beiden Dwasdriewers von Johre twöls achter dei Schünnen lauf nah dei grot Soegenbucht an den Gaudshof hen.

Eins — zwei — drei — hett jeder sien „Rietbird“ tau faten, jupp! sünd sei rup, an dei langen Pösten faten sei sich wiß, un in'n Zwiensgalopp geht dat mit väl Gegrünz poormal rund um dei Bucht rüm. Bät Franz — hei is 'n grotten Stucker — sien Soeg mäud is un Paul raw-fallen ded. „Wesseln!“ raupen sei, poor Spring'n, ein Griff, un dei Midd geht von frischen. Un denn of noch

dat drüdd Mal. Uennerdessen sünd de offen Beister so wild worden, sei willen sich dat viert Mal nich-recht törn laten. Lopen immer weg. Dei Jungs löppt dei Sweit lauf Backen un Buckel, un dei Soegen ilschen un sichern weder weit wo duß. „Mäud maken!“ seggt Paul, un sägt von frischen mang dei Hand. Dunn röpt mit mal ne Stimm: „Läuw, dat segg ich oewer Herrn Plogmann!“ Franz schult sich ün: dunn is't dei diät Mamsell Johanna, dei ehr von ehr Kamenfinster ut beluert hett. „Weg!“ röppt Franz; poor Säh, un roewer sünd sei oewer dei Planzen.

Als sei nah Hus kamen taun Vesper — beid' ehr Dellern sünd Dagelöhners — dunn is all Bescheid von den Inspekter Plogmann dor, sei müggten sich Moad 6 mal bi em messen. Franz nah Paul hen. „Wat maken wi blot dorbi?“ „Wi gahn hen.“ „Dit gdwit 'n natt Johr.“ „Di joektie jo of dei Südwesien.“ „Un di dei Fingern.“ „Dat ward dor of nich bader mit!“ „Na, denn man tau.“ „Un du geihst

vöriau, Franz, du biist dei gröttst un müst em betüftigen.“ „Jd mit mien kaputten Schauh, wo vörn dei grot Jochen so lang rutkiefen ded?“ „D, dei ward swart makt, mit Dint, du, denn föllt dat nich up.“ „Na ja, hen münten wi jo denn man tau.“

Inspekter Plogmann sitt in sien Stuw un liest noch dat Blatt dörch. Hei smökt gemütlich ne Sünndagszigarr un is gaud bi Kopp. Dunn meelt em Johanna „Dei Jungs sünd hier.“ „Denn lat dei Soegenrieders mal herkommen.“ Franz vöriau, Paul achteran, so kamen sei rin. Poor will verschaten, Baden klüftig-rot, gesunne Mör, un de Schelm mit bäten Angst grient ehr ut dei blagen Ogen. „Na, ji Slöpendriewers!“ röppt Plogmann ehr in dei Mör, „nu mütt id mi mal furtz 'n Schacht kriegen —!“ „Nee, blot nich, bloi nich, Herr Inspekter, wi hevn jo nix makt, gor nix makt —.“ Verdattert steiht dei lang'n Franz vör em, un achter em Paul. „Nix makt? Dei Wirtschaftlerin hett mit't versteht!“ „Dei — dei — dei —“, verlägen wackelt Franz mit den swarten Grotjochen up un dal. Dit föllt Plogmann up, un hell mütt hei uplachen. „Nee, wat sünd ji för Laudagen. Wenn ji man so düchtig int Lätwen warden as nu int Rieden, denn warden ji mal poor prächtigen Kirls!“ Hei denkt an sien Kinnertied, dat of mit Swienrieden, Häuhnertasten, Fahlensbändigen vergolst ward, un taim Kirnuch hevn em son Anäp nich makt.

Dit lustig Lachen faten dei Jungs as ein gaud Leiken up, dreihn sid üm, un weg sünd sei.

Up den Gang löppt ehr Johanna in dei Mör. „Nu hett't woll weel lanft Schier gäwen!“ höhnt sei. „Ole Spectwanz!“ schimpt Franz; „Wandlus“, höhnt Paul, un denn rut.

Abends Klock elven stahn dei beiden wedder achter dei Schün un rauslahn, woans un woso, un dat wohrt wedder nich lang'n, sünd sei sid einig. „Dewer dei Bein mit Mülkenfett inölen, dei Dickwanz is kumpabel un kümmt achter

an!“ „Wenn man, Franz, denn ward dei Anäp irst Spaß maken!“

Sei weiten genau, wo Johanna slapen ded. Sei weiten of, dat Johanna an'n Sünndag bäten taugänglich is, wenn ein nich gor tau krüdsch is, denn sei is middewiel nah 'n Snieder ran, un dei Sanktheit un Schönheit hett sei lang'n ünnerwägens laten. Allens wübbelt un wabbelst an ehr von Speck un Fett, man kraasch fall sei liekers noch hevn, un of ganz gaud tau Bein sien. Dewer Jungs, na, gegen poor gesunnen Landjungens kümmt ne olle Backbier doch nich an.

Franz as dei gröttst mit sienem Badder sienem Haut up mit'n swarten Snurrbort — 'n annalten natürlich — ünner dei Näs kloppt ant Finster: „Hanna!“ „Ja?“ „Mat mal up.“ „Weder is dor?“ „Jd.“ Binnen rögt sid wat. Dei Treckgardin rutscht an dei Sied, dat Finster geiht apen — hstht! stutschen twee Hännen vull Möllersand ehr int Gesicht, un denn rücken dei Bengels ut. Johanna, so as sei is — Tied is nich tau verliern — so rut utt Finster un achter den einen in. Paul sägt feldin, un dei Mamsell mütt bald ümführn. Mit Zutern un Zolern geiht sei trügg, wieder nix an'n Biew as ein Hemd un ne Nachtsack. Mit ehr dicken Arms stütt't sei sid upt Finsterbrett, wucht sid hoch, un will grad in dei Kamer ünnerdüfern — scht! seggt dat, un ehr platscht ne Mat vull koll Wader ünner't Hemd. Höhnisch Lachen achteran. „Satan!“ zischt dei Koelsch un achter Franz in. Jezajaja, dei is all son twintig Meter vöriau, is nich intauchen. Sei trügg, un as sei sid wedder hochwuchten ded nah dat Finster rin, steiht Paul mit ne oll Bleckdoz vull Water prat. So geiht dat ne ganze Tied. Bät dei Mamsell sid ollig mäud römmt hett un awklüht is. Dunn mit nen letzten Guß verschwinnit sei, ritt den Borchang vör un — is för ünner von ne Nachtpartie kuriert.

Un dei Jungs lachen, lachen, lachen!

Saja, giw sid einer mit Jungs aw!

Dei General-Reeder

John Brindman.

(Fortsetzung.)

Jd sehg em recht gaud, aewer hei deer so, as wenn hei mi nich kennen deer un güng mi stur vörbi, so dichtung as Du un bi mi sittst. To dei Kinddöb, dacht id, möst id em of inladen, un Pasterstanten meint dat of, wil hei doch Din ol Gründ is. Hei hett nich tausseggt un nich affeggt, man kamen is hei nich. Un denn hett of Dokter Larssen sin Fru, mit dei id dörch Tanten bikannt bin, vertellt, wat hei ünner in Melani'n sin Kauditeri sitt, un wat hei dor 's Abens mit dei Offziers 'n hogez Spill spält, un wat dor Mustern un Schampanjer un männigmal of dei Theaterprinzessen mit achterher herhol'n möten.“

„J, dit sünd mi jo smurrige Geschichten: dor möt id mi doch ens nah ümseihn.“ Jd söcht mi also den Musche Rüdlich up, künn em aewer nich to Hus drapen, sin Birt fär, vör Klock twee keem hei nie nich nachts to Hus, männigmal aewerst of gor nich, un dei Miet wir hei em of all sid twee Maand schüllig bläben. Jd schreew em also 'n lütt Billjett, wo id em recht dütsch an sinen Handslag vermähnen deer, kreeg of den negsten Dag dei Antwort. Dei Antwort hett sid mit gläunige Baustaben in minen Kopp inbrennt.

„Mein lieber Heuer,“ schreew hei, „es ist immer hübsch wenn Leute Geld haben, und geneigt sind anderen mitzutheilen, die unglücklicherweise keins haben. Die gesellschaftlichen Zustände werden dadurch nicht nur in etwas ausgeglichen, sondern auch gemüthlicher. Wollen erstere aber

letzteren gegenüber aus solchen noch dazu unerbetenen Mittheilungen Anwartschaft auf eventuelle Auskehrung herleiten und spielen solche Anwartschaft mit abgestandener Moral, dann sind sie bestens Bucherer und verdienen nicht bezahlt zu werden. Ich habe augenblicklich kein Geld, nehme auch bisher kaum soviel ein, als ich für meine Person brauche, sonst würde ich Ihnen recht gerne dienen. Sie wollen sich also besserer Zeiten getrösten, und wenn Sie das nicht können, beherzigen Sie den Grundsatz, obichon die Ansichten darüber geteilt sein werden — nie etwas Gutes zu tun, damit Ihnen nichts Böses widerfahre. Ergebenst Schwanke.“

Jd kann woll seggen, dat mi dei Verlust van minen Posten un min Kaptal bi Maßfelten bläurig an dat Mager güng, äwer as id dissen emsamten Breif läst har, dor fänkt id, wo mi dei Gall aewerlep un bät in dei letzten Horspigen rup steeg.

Jd bin aewerst wie nich dei Mann wäst, 'n Spill as verloren hentofmiten, ire dat ganz to En'n spält is. Noch den süstigen Abend nah dat Theater söcht id em bi Melani'n up. Hei wir of richtig dor un seet dor mank sin vörnämten Kupans un har 'ne Buddel Cliquot vör sid. Hei verfarwt sid 'n bäten, as hei mi sehg. Jd güng grar' up em tau un leek em so fast an, dat hei dei Ogen wedder so dicht tosamtenkep, dat van dat Witt of kein Spir to seihn wir. „Hest Du dissen Breif schräben, Gust? Un dat Stußwurd is of van Di? Tue Niemand Gutes, damit Dir kein Böses widerfahre?“

Hei lår sic in'n Staahl achterawer un strel sic gelaten sinen Snurbort, wagt aewerst nich mi antofiken. „Dei Grundfatz is also of van Di?“ röp id. Hei rögt sic nich, hei har kein Wedderwurd, aewer sin witte Stirn ünner dat swarte kruse Hor wör rod as'n Dackstein. „Na, denn will id Di man seggen, wat Du 'n emfanten Zusangel blüft. Id näm hier dei Herren to Tügen, dat id Di dat ünner Din schuflige Näs' seggt heww un Du dat heft hennamen mößt, ahn dor wat wedder to hewwen. Un mi fall dat recht sin, Karnallse, wenn Du up'n Mehhümpel frepirst un dei Brachervagt Di dorvan mal ens up 'e Schwefor wegkoren un in dei Kirchhoffed as'n dorigen Hund inpurren deicht.“ Dormit güng id. Dei Gesellschaft, dei dor seet, feel mi as verbaht an. In 'e Dör feel id mi noch mal nah Swanken üm. Dei har sic nu nah einen van dei Leutnants hembögt, un id künn ganz düttlich seihn, wo hei sic grinen deer, un wat hei mit sinen Finger 'n Krüz aewer sin Stirn maken deer, as wenn hei dormit andüden wol, dat id nich recht richtig ünner min Dack wir. Ist as id buten wir, fül mi dat in, wat id in min sakende Wit plattdütsch statt swedisch to Swanken spraken har, un dat somit woll kein van sin Kumpan's mi verstahn har, as id dat wolt har. Na, schar't nich, dacht id. Swank hett dat wenigstens verstahn. Id slöy dei Nacht tomt irsten Mal fir schön, nachdem id mi utspraken har. Dei Gall güng all in dei natürlischste Richtung, dei sei gahn künn, van mi af, denn id heww hüt un dissen Dag noch 'ne gesunde Mag. Min Kopp wir wedder flor. Dat is 'n slichten Bom, dei up den irsten Schlag fölt, dacht id, fül Lotting an 'n Kopp un smact er einen an as Hinrich vörhen sin Mifing. „Id will Di wat seggen,“ fär id to er. „Wi gahn nu nah Rostock. Dei Schöpfahrt is wedder fri, id ward dor Settschipper, un wenn dat nich will, sohr id wedder as Stürmann. Hungern faht Du nich, Lotting, so lang' id Knacken heww, un wenn id Holt haugen möt.“

Na, 'n por Klapperschull'n har'n wi, dat wir aewerst nich van Bidürung. Lotting har noch föstig Daler van dat Geld aewer, wat id er trügglei, as id nah Cadix un Barcelona güng. Id mößt twors noch einen feinen güllen Chronometer mit ne Repetitschon, den id in Havanna un dei Aufschon van 'n Engländer, dei dor an den gälen Jakob storben wir, löst har, un dei fiftunwintig Pund unner Bräuder wirt wir, för föstlein Pund ünner dei Hand an 'n Achem Nachichum Nachema wegstahn, aewersten dat hülp nich.

So makten wi uns denn flor, Lotting, dei Jung un id, 'ne passliche Gesägenheit füm id in Eßmir, un nah drei Dag' löpen wi Warmmünn'n Haben binnen. Min Schwester Stining stünn grar' vör 'e Dör, as wi dei Wokrenterstrat rup treckt kenen, un schreeg: „Herr Jeeses Gottes Sohn, dat is jo woll uns' Martin?“ Un min Schwester Mining, — Jug beiden Tantens, Gott heww sei bei' selig, — har dat in 'e Kael hür't, wo sei grar' Pannkauten bakt, un har sic so versir't, dat sei den Pannkauten, den sei grar' firen wol, in't Fär smet. Sei frengten sic aewer as lütte Kinner, as sei mi gesund nah 'so väl Johren wedder sehgen, un har'n so väl tau klachen un biselen sic. Lotting van ünner un haben, un knepen Di so fründlich in 'e Baden, Hans, dat Du wedder mal as 'n lütten Hund günsen mößt. Min ol Badder künn aewerst nix seggen, dei salt man noch unverständlich, denn den ol'n Mann har dei Schlag all vör Johr un Dag lahm leggt; aewerst mit 'e Dgen spröf hei ol so verständlich as dei Preister up 'e Anzel. Mit 'n Kopp nickt hei ünner tau, mit sin gesunn'n Hand strakt hei Lotting in enßen tau aewer dei Baden un dat Flakhor, un as id Di em nah dat Kanape rup langen deer, dünn löpen em dei helligen Trauen aewer dei Baden, un Lotting küßt sei em af. Na, nah noch nich viertein'n Dag' wir dei ol Herr sanft un

selig inslapan. Wi begröben em un biturten em, mößten uns aewer doch seggen, dat dei leiw Herrgott gnädig gegen em wäft wir, denn hei wir sic all jülben to Last. Stining un Mining weinten väl, aewersten sei föten sic doch of achterher, un dortau drögen Lotting un Du, Hahs, nich wenig bi.

Dei Ol har nich väl nahlaten, as dat aewer all tohopen keem, wiren dat doch för jeden van uns drei achteinhunnert Daler Drüttel. Un dor spröf id denn mit Schäpsbumeister Ramm, un dei „Agamemnon“ wör up den Stapel sett't. Min Schwester geben mi er bäten unupgeförrert to Hülp, Diekmann un Cornelsen wiren min Korrespondentreeders. Dei Brigg wör up vierteindusend achthunnert Daler Drüttel veranlagt un veraffordirt, fir un farig, un fül nägentig Kommerzlast drägen. Dat wir dunntaamal 'n großes Johrtüg. Obschons dat Geld nah dei Kriegsjohren fir knapp wir, bröcht id dei Partien doch richtig all an 'n Mann, blot dei lesten vir Virundsföftigstel, dor bleew id mit haden. Na, dat wir fatal. Denn wenn 'n Schipp flor warder fall, denn sünd dat allein dei Reeders, dei dat flor maken laeren. Nu wir dor in dei Tid 'n Agend in dei Stadt, dei ol min Schaulkumpan bi Rollen mit Swanken tosam wäft wir, un den wi Jungs „Möpper“ binäunt har'n, un den id dorher of Agent Möpper nennen will. Dei röp mi vör Gastgäwer Kaelerten sin Dör an, wo nu dei „Sünn“ is. „Hör mal, lieber Martin, ich höre, daß Du Dir eine Brigg bau'st und noch einige Partien nicht untergebracht hast; Du tu'st mir den Gefallen und überläßt die mir. Wie viel sind es doch?“ „Vir, Möpper,“ fär id. „Ach, nicht mehr? Und die kosten?“ „Zweihunnert Daler dat Part,“ fär id. „Nicht mehr?“ Ach, das ist ja eine Bagatelle. Macht mir 'ne wahre Freude, Dir dienen zu können; hätte früher gewußt, hätte mehr gezeichnet. Komm morgen nur auf mein Komtor, da will ich zeichnen.“ Wän wir froher as id. Möpper teifendi, un dat güng los. Id sett't dor 'n mächtigen Dribenfil achter. As aewer dat irst Quartal intahlt warder fül, wän dor nich bitahlen deer, dat wir min leiw Agent Möpper. As id bi em vörspröf wägen dat Geld, fär hei: „Ach, mein Junge, das macht nichts. Ich bin zur Zeit stark liirt mit Hamburg, das macht aber nichts, ich zahle Dir den Zinsverlust.“

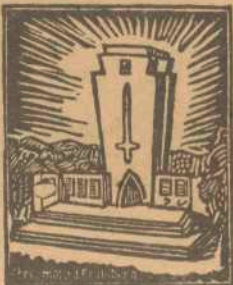
Tonegt künn id dat noch decken, of noch dat tweit un dat drürr, wenn dat sin mößt, aewerst wenn dat virt un lekt Quartal keem, wo dat denn warder fül, dat wüßt id nich. Richtig laht hei of dat tweit Quartal nich in. „Ach, mein lieber Junge, ich bin stark mit Amsterdam liirt, aber das macht nichts, das macht nichts. Du hast ja noch Deckung, zahle Du nur, ich decke den Zinsverlust.“

„Ne,“ fär id, „Möpper,“ so heww't wi nich spaßt. Min Geld möt id hemm'm. Achthunnert Daler maegen för Di 'ne Paggadell sin, för mi sünd sei dat nich, id kam dor dörrch üm min eigen Deckung, un dat lekt Mantemang is dat stimmst.“ „Denn will ich Dir was sagen, mein Junge, das macht nichts, das macht nichts; denn geb ich Dir einen Wechsel auf mich auf das lekte Quartal, nächsten Johannis fällig. Da kaufen bei mir 8000 Daler ein aus Amsterdam, von Buddel un ter Pegelen Indossent, die ich dann auf Hamburg abgebe, und die wir hier durch Makler Howitz vermitteln. Siehst Du, mein Junge, Du gehst zu Hofrat Brümmer und leihst Dir die 800 Daler auf Wechsel bis Johannis auf. Siehst Du, mein Junge, das macht nichts. Zinsen zahle ich. Wenn ich nach Hamburg reisen möchte, läte ich es Dir zu Gefallen, aber das leidet meine kaufmännische Reputation nicht. Siehst Du, mein Junge. Also Martin, Brümmer ist die Lösung.“

(Fortsetzung folgt.)

1325

Ostmecklenburgische Heimat



Monatschrift für ostmecklenburgische Heimatwerte, Landeskunde und Unterhaltung

Erscheint am 1. Sonntag jedes Monats. — Preis monatlich 15 Pfg. — Erscheinungsort Teterow.
Druck und Verlag von Hermann Deder, Teterow, Malchiner Straße 15, Fernruf 367.
Verantwortlich für den Inhalt: Ernst Bid, Teterow.

Jahrgang 11

Teterow, 6. November 1938

Nr. 11

Was Mecklenburger Landsturm in Masuren erlebte

Mit Erlaubnis des Verlags Friedrich Bahn in Schwerin i. Meckl. entnommen aus dem Buch von Dr. Hans Berg
„Für Heimat und Herd“, 232 Seiten, Preis kart. RM. 1.40, in Halbleinen RM. 1.60.

(Schluß.)

Wir bekamen bald steife Finger, die Briefe nach Hause wurden kürzer als man wollte, und die zu Hause wollten doch gern möglichst ausführlich hören, damit sie wirklich mitleben können. Wie ganz anders läßt sich die Verbindung mit der Heimat pflegen, wenn man solchen schönen behaglichen Raum dazu hat, wie das Schreibzimmer eines deutschen Soldatenheims.

Doch das Hauptinteresse gilt den beiden letzten Räumen, den Speisezimmern. Welch eine Fülle um die Essenszeiten! Hinter den Stühlen stehen vielfach schon Kameraden, die sie festhalten, um sich einen Platz zu sichern, sobald der Vorgänger abgeessen hat. Aber der bestellt dann vielleicht nach dem ersten ein zweites Essen, oder wie ich es einmal erlebte, drei warme Abendessen hintereinander. Und das will etwas heißen bei den gehäuften Portionen, die es gibt. Auf den langen Stappentwegen, die gerade erst in Ordnung gebracht waren und auf denen die Bahnen noch sehr langsam fuhren, war die Verpflegung noch schwierig, und manchmal war Schmalhans Küchenmeister. Wie schön, wenn man sich jetzt im Soldatenheim einmal ordentlich wieder satt essen konnte! Freilich, seit jener Zeit ist es auch in der Beziehung knapper geworden, und die Rationierung ist bis in die Soldatenheime gedrungen. Mehrere Teller hintereinander kann man nicht mehr bekommen.

Es war klar, daß bei solchem Andrang ein Heim für die Bedürfnisse nicht genügte. Wir gründeten ein zweites im Süden der Stadt, an der Szucha-Allee, in den herrlichen Räumen eines ehemaligen Offizierkasinos. Es reichte noch nicht. In den Räumen des Gymnasiums wurde eine Treppe höher nach dem Auszug der Württemberger Landstürmer ein drittes Heim eingerichtet und endlich im November drüben in Praga, in der Wohnung des früheren russischen Popen, ein viertes Heim. Nun war wohl dem Bedürfnis einigermaßen genügt. Der Besuch in diesen vier Heimen stieg bald so sehr, daß trotz der billigen Preise, die den Soldaten für Essen und Trinken berechnet wurden, der Jahresumsatz schon im nächsten Jahr

fast 1 000 000 Mark erreichte. Doch so groß unsere Freude auch war, daß wir dem Soldatenmagen mit deutscher Küche eine rechte Erquickung und Abwechslung bereiten konnten, dieser Teil der Arbeit war nicht der wichtigste.

*

Unser großer Fichte hat einmal gesagt: „Die deutschen Siege werden mit dem deutschen Gemüt erschaffen.“ Nun, dann muß das Gemüt auch Nahrung haben. Diese zu bieten, das ist die zweite wichtige Aufgabe der Soldatenheime. Sie erfüllen sie bis zu einem gewissen Grade ja schon durch die Behaglichkeit und Gemütlichkeit eines deutschen Heims. Welch ein Unterschied ist es, ob unsere Feldgrauen angewiesen sind auf die dreckigen polnischen und jüdischen Kneipen, in denen ihrem Geldbeutel nicht nur das Dreifache abgefordert wird, sondern wo die Verführung oft in frechster Form an sie herantritt, oder ob sie ein sauberes Heim finden, in dem eine reine Luft weht. Und dann der Schmuck an der Wand: Deutsche Berge und Burgen, deutsche Wälder und Felder, deutsche Ströme und Seen, deutsche Frauen und Kinder, deutsche Fürsten und Helden, wie grüßt das alles durch des Künstlers Hand und zieht die Gedanken heim ins Vaterland! Wie oft habe ich vor manchen der schönen Wandsprüche Kameraden stehen sehen. Einer zog sein Notizbuch aus der Tasche und sagte: „Dies ist doch zu schön, dies will ich mir mal abschreiben.“ Aber wer kann ein deutsches Heim sich denken ohne den Einfluß der deutschen Frau, die die vier Wände einer Wohnung erst wirklich zu einem Heim zu machen versteht, mit ihrer unbewußt veredelnden, sittigenden, erziehenden Wirkung? Draußen lebt man meist nur unter lauter Männern. Da wird der Ton leicht hart und stoßend, das Wesen rauher; wie wertvoll, wenn man dann neben den oft minderwertigen Frauen und Mädchen im besetzten Gebiet in einem deutschen Soldatenheim wieder eine deutsche Frau oder ein deutsches Mädchen sieht, das hier als Soldatenschwester ihren Dienst tut. Mir sagte die Dame, die mit mir im Warschauer Heim zusammen wartete, eines Tages: „Heute schaute ein Soldat mich so auffallend lange an, daß ich ihn schließlich fragte: „Warum gucken Sie mich denn

immerfort an?" Da antwortete er: „Ich muß immer an meine Mutter denken.“ Ich dachte an Matthias Claudius' schönes Wort: „Tue keinem Mädchen Leides und denke daran, daß deine Mutter auch ein Mädchen gewesen ist!“ Wo deutsche Frauen dort draußen in Soldatenheimen in rechtem Geiste in der Arbeit stehen, da wirken sie durch ihre bloße Erscheinung, auch wenn die Heime, wie manche, nichts weiter sind, als Erfrischungs- und Lesehallen und Verkaufsstätten für die notwendigsten Bedürfnisse der Soldaten. Diese Heime sind auch dann nicht gering zu werten, sie helfen bewahren in allen den besonderen Versuchungen des Stappenlebens. Wir aber suchten mehr zu bieten.

Jeden Abend ging einer unserer Mitarbeiter durch alle Räume mit einer Klingel bewaffnet. Wir nannten ihn den Bimmel-Volke. In Berlin klingelt es ja auch, wenn Volke die Milch bringt. Er machte dann die Vorträge bekannt, mit denen ich schließlich jeden Abend besetzen konnte, dank der freundlichen Mitarbeit der verschiedensten Kräfte. Zum Teil waren es rein belehrende Vorträge, namentlich geschichtliche Thematika waren sehr beliebt, z. B. „Die Geschichte Polens in ihren Grundzügen“ oder „Die Hohenzollern und ihr Wert“ oder aus grauer Vergangenheit deutscher Heldensage: „Die Geschichte von den Nibelungen“. Ein Theologe im Leutnantsrock und ein Schulkat aus der deutschen Verwaltung in Warschau waren die Vortragenden. Ein Meteorologe von der dortigen meteorologischen Station hielt uns Vorträge über den „Wetterdienst im Kriege“, „Wie entsteht Wetter und Wind?“ und dergleichen, dabei mit Kreide auf einer großen schwarzen Tafel alles erläuternd, bis wir schließlich beinahe selbst das Wetter prophezeien konnten. Ein Herr vom Roten Kreuz, im Zivilleben Fabrikant, hielt uns Vorträge über den Wirtschaftskrieg mit England, über Handel und Zollpolitik, über Geld und Kredit im Kriege. Und wenn auch manche meinten „Geld haben wir nicht, Kredit haben wir auch nicht, was sollen wir da hingehen,“ sie kamen doch, und Abend für Abend war die große schöne Aula, in der früher die russischen Schulbuben saßen, gefüllt mit deutschen Soldaten; und wo früher in reichverschmückten Nischen die Bilder vom Zaren und von der Zarin hingen, da hängen jetzt unser Kaiser und Hindenburg. Ich habe oft gestaunt, über den Wissensdurst und Bildungshunger des deutschen Soldaten. Absichtlich suchten wir nicht nur immer Neues und Neuestes zu bieten. Wir veranstalteten z. B. Dichterabende, in denen wir wieder einmal Schillers Lied von der Glocke und seine herrlichen Balladen hörten; an zwei Abenden wurde Goethes Faust behandelt, und ich war verwundert, wie viele aufmerksame Zuhörer den nicht immer leichten Gedankengängen folgten.

Neben den mehr belehrenden Vorträgen hatten wir rein unterhaltende, die uns in das Gebiet der Kunst und des Humors führten. Gute Deklamationen fanden immer Beifall, und Musik war immer willkommen: Ein Kamerad sang Lieder zur Laute. Einmal führten wir sogar ein Melodrama auf: „Enoch Arden“ mit Hilfe einer Künstlerin, die manchen Abend durch ihre Deklamationen in Poesie und Prosa verschönte und den Reichtum deutschen Geisteslebens zu uns sprechen ließ.

Den Humor vertrat besonders oft Fritz Reuter. Wie gern las ich von diesem meinem Landsmann vor, und wie freute ich mich, wenn unter den reinen Strahlen seines köstlichen Humors manche gespannte Miene sich löste, manch sorgenvolles Gesicht sich aufheiterte und schließlich ein herzhaftes Lachen durch die Reihen ging. Unter den vielen schweren Eindrücken da draußen braucht der Soldat dergleichen als eine Ablenkung, eine innere Erfrischung, ein Hineingeführtwerden in eine andere Welt, wo einmal nichts vom Krieg und seinen Schrecken zu spüren ist.

Aber wir haben uns auch oft direkt mit dem Kriege beschäftigt: wir haben die Kriegslage miteinander betrachtet und besprochen. Auch das hat seinen Wert. So mancher braucht Ermutigung, wenn er verdrossen und verzagt werden will über der langen Dauer des Krieges. Wenn ihm dann einmal gezeigt wird, wieviel wir doch schon erreicht haben und wie wunderbar Gott uns geholfen hat, so richtet ihn das wieder auf. So war einmal ein Vortragsprediger aus Konstantinopel unter uns — Graf Lüttichau — der unter der Überschrift „Lauter Wunder Gottes“ uns die Ereignisse und Kämpfe im Süden, die er zum Teil in nächster Nähe miterlebt und beobachtet hatte, sehr anschaulich schilderte. Daß „Göben“ und „Breslau“ aus dem Hafen von Messina durch eine fast hundertfache Uebermacht glücklich entwichen; daß sie sechs Stunden, ehe die große englische Flotte vor den Dardanellen anlangte, glücklich hineingekommen waren; daß sie dann durch die Macht, die sie darstellten, dazu beitrugen, daß die Türkei sich uns als Verbündeter anschließen konnte; daß die Engländer ruhig vor den Meeresengen liegen blieben, wie mit Blindheit geschlagen, obwohl sie doch wußten, jetzt sind Deutsche da, und wo Deutsche sind, wird gearbeitet; daß unsere Ingenieure und Marinelenute jetzt alles in Ordnung bringen konnten, was die englische Marineinstruktion in Unordnung gebracht hatte — die Minen waren ja so tief gelegt, daß der größte Dreadnaught unbeschädigt darüber wegfahren konnte, die türkischen Kriegsschiffe krochen wie die Schnecken, weil die Engländer eine falsche Maximalgeschwindigkeit angegeben hatten, wichtige Verschraubungsteile waren entfernt und als altes Eisen in den Eden verstaubt, Röhren zum Teil mit Pfropfen verstopft usw. —; daß zu einer Zeit, als der Engländer die Meerenge noch hätte bezwingen können, er durch die ersten schweren Verluste, die deutsche Treffer ihm beibrachten, sich so einschüchtern ließ, daß er wieder monatelang untätig liegen blieb und wartete; daß die Batterie am Dardanos, wo von den schweren englischen Schiffgeschützen der Boden ringsum gepflügt war wie mit riesigen Dampfpflügen, unverfehrt geblieben war wie am ersten Tag . . . lauter Wunder Gottes! Und bei dem letzten großen Angriff von der Subla-Bucht: da waren die Engländer schon oben und hätten von dort die ganze Gallipolislage aufrollen können, wenn nicht im letzten Augenblick eine deutsche Maschinengewehrabteilung, gerade neu formiert mit Maschinengewehren neuester Konstruktion, die auf geheimnisvolle Weise nach der Türkei, mit der wir damals noch keine unmittelbare Verbindung hatten, hindurchgebracht waren, im letzten Augenblick hätte eingesetzt werden können und die Engländer von der Höhe wieder heruntergesetzt hätte. Wer will ausdenken, wie ganz anders es gekommen wäre, wenn nicht so oft Gottes Hand so spürbar mit uns gewesen und uns hart am Abgrund vorbeigeführt, aus dringender Gefahr uns gnädig errettet hätte! Dieser kurze Ausschnitt aus einem der Vorträge möchte als Beleg dienen für die Behauptung, wie wertvoll solche Vorträge über den Krieg und die Kriegslage sein können.

Aber nicht nur der äußere Kampf, auch das Kämpfen in der Heimat wurde uns vor Augen geführt. Ein Landtagsabgeordneter aus Württemberg entrollte uns ein machtvolleres Bild von unserem Recht im Kriege und den sozialen Leistungen und Aufgaben des deutschen Volkes. Am Tag der Völkerschlacht bei Leipzig waren zwei hervorragende Theologen aus Leipzig unter uns, die Berichte und Grüße aus der Heimat brachten und uns Worte der Ermutigung zuriefen. Am schönsten waren wohl unsere Liederabende. Unter den Rheinländer Landsturmluten hatte sich ein Doppelquartett gebildet, von einem Lehrer geleitet. Es waren meist Fabrikarbeiter mit prachtvollen Stimmen. Wenn die uns unsere schönen Volkslieder sang-

gen, wie ganz anders griff das dort draußen im fremden Lande an Herz und Gemüt. Auch unsere übrigen Vortragsabende waren meist umrahmt oder durchflochten mit unseren schönen deutschen Liedern, gemeinsam oder von Chören gesungen.

Auch einen Lichtbilderapparat schafften wir an, machten damit eine Reise in die Sternennwelt, sahen Bilder vom alten Fritz usw. Ja, in einer Ecke eines Nebenraumes in dem weiten Gebäude fanden wir eines Tages einen Kinetographen, noch ziemlich gut erhalten. Ich fragte einen

Mitarbeiter, wieviel wohl die Instandsetzung kosten würde. „Hundert Mark,“ meinte er. „Gut, wird gemacht.“ Etwa vier Wochen später besuchte uns einmal ein deutscher Schriftsteller, Professor M., und erlebte gerade eine Kinoaufführung. Nachher sagte er zu mir: „So was habe ich aber in der ganzen Welt noch nicht erlebt: einen christlichen Kintopdirektor und ein Kino, in dem es nur gute und anständige Sachen gibt!“ — Wir haben eben den Grundsat: Man soll nicht auf das Schlechte schimpfen, sondern Besseres an die Stelle setzen.

Cholerazeiten in Tessin

Homöopathen werden nicht erwünscht — Tessin baut eine Wasserleitung.

War es im Mittelalter die furchtbare Pest, die die Menschen zum Erblichen brachte und unzählige hinraffte, so trat im 19. Jahrhundert die ebenso grimmige asiatische Cholera mehrere Male in Mecklenburg auf. In Tessin forderte sie in den Jahren 1832, 1850, 1859 und 1892 ihre Opfer. Und von diesen Jahren sollen die folgenden Zeilen erzählen.

1831 kam die Kunde vom Ausbruch dieser Epidemie in Rußland nach Deutschland und versetzte alle in Schrecken. Die bedrohten Länder sperrten sofort ihre Grenzen durch Militär. Doch erfaßte die Seuche auch die Soldaten und viele starben, unter ihnen auch der General Sneysenau. Daraufhin sicherte auch Mecklenburg sich und stellte eine Postenkette längs der Ostgrenze auf. Am 17. 1. 32 übermachten auf dem Marsche nach Demmin eine Abteilung in Tessin. Sie war stark: 1 Hauptmann, 1 Leutnant, 1 Unteroffizier, 1 Tambour, 38 Soldaten, 1 Auditor und 1 Schreiber. In der Stadt wurde eine Bürgerwehr gegründet, die die Ausgänge bewachen sollte, falls sich die Seuche der Stadt näherte. Die Aufstellung dieser Wehr hatte die Regierung vorsorglicher Weise schon am 27. 8. 31 verfügt. Fast schien es so, als ob die Gefahr an Mecklenburg vorüber gehen würde, da kam aus Hagenow die Nachricht, daß dort am 13. 7. 32 eine Frau gestorben war. Sofort traten Rat und Bürgervertretung zusammen und eine Kommission, der auch die beiden Aerzte Behrens und Zahn angehörten, die alles Erforderliche veranlassen sollte, wurde eingesetzt. Sie drang nun auf größere Reinlichkeit bei den Armen, verlangte, daß Kinnsteine und Höfe sauber gehalten werden sollten (vor allem mußte die Sauche abgeleitet werden) und den Armen bessere Nahrung gegeben werden mußte, da ein geschwächter Körper leichter anfällig sei. Als nun am 21. 7. die Nachricht kam, daß im benachbarten Rostock die Krankheit ausgebrochen sei, wurde eine strenge Absperrung der Stadt befohlen. Am 27. 7. wurde die Bürgerwehr aufgeboten. Bei der Abstimmung (!) wurde mit 59 Stimmen angenommen, daß die Absperrung völlig sein sollte, während 49 nur für eine teilweise waren. Es wurde nun bestimmt: Alle Eingänge der Stadt (Weitendorfer, Rostocker, Helmstorfer, Sülzer- und Gnoiener Str.) wurden mit 2 Posten besetzt, von denen einer der Korporal war. Gesunde Durchreisende wurden durch die Stadt geführt. Die Straßen wurden mit einem Stakett abgeriegelt. Wer aus einer verseuchten Stadt kam, mußte 5 Tage in Quarantäne in einem Hause an der Rostocker Str. bleiben (Contumaxhaus). Jeden Abend schickte der Korporal einen Rapportzettel ins Hauptquartier im Rathaus.

Ein Beispiel:

Rapport.

1. Heute Morgen zwischen 7 und 8 ist ein Metchen von Lüsowitz durchgegangen mit ein Gesundheitschein nach der neue Mühl.

2. Zwischen 7 und 8 ist ein man von Steinfeld mit gesundheits Pas durchgebracht und ist nach Teschow bei Teterow.
3. Der Dahm Schneider Ahrens ist d. 5ten Sept. Mittags 1 Uhr aus den Contumaths entlassen und er hat sich vorgenommen nach Rnegendorff zu seinem Schwieger Vater zu Rensow, und nicht eher am Sonnabend wieder zu kommen, ist die Wache verboten nicht eher ein zu lassen.
4. Der schneider Meister Awe ist heute Nachmittag halb 4 ur Nach Bolchow gegangen. Hat sich Aber keinen Pas mit Genommen sondern hat sich hir an der Hauptwache Gemeldet, das er heute nicht wiederzurückkommen, da der Herr wolle Morgen frühzeitig ausreisen, er habe danach geschickt.
5. Der Fur Man Lärch ist heute nacht um 3 Nach Warren Gefaren und hat angeben er komt morgen Nacht Wieder zurück.
6. Ein Bothe aus Wismar welcher bis hir Passiert und geht Morgen Früh wider ab.

Johann Kunst. Chr. Wessel.

Die völlige Absperrung und das Fehlen jeglicher Nachricht regte die Leute auf und vergrößerte die Angst vor der Einschleppung. Durchreisende Fuhrleute mußten oft während der Nacht draußen bleiben. Als Dr. Behrens in den ersten Tagen nach Rostock reiste, um sich bei dortigen Aerzten, Verhaltensmaßregel zu holen, entstand abends ein Auflauf der Bürgerschaft, die verlangte, er solle sich auch 5 Tage im Contumaxhause aufhalten und sie ließ ihn am nächsten Tage auch nicht nach Sitz zur Hülfeseilung. Ein gleicher Auflauf entstand Ende August wegen des Kaufmanns Dantwart, der in Geschäften nach dem verseuchten Rostock gereist war. Handel und Wandel ruhten nämlich zuerst völlig. Um diesem unhaltbaren Zustande ein Ende zu machen, wurde bestimmt, daß an jedem Dienstag ein Wagen mit Waren von dort kommen sollte. Er wurde am Weißen Kreuz beladen, und die Tessiner holten sie sich am Helmstorfer Krug ab. Diese Sache ging nun nicht immer friedlich ab. Die Bürger hielten sich in ihrer Angst vor Ansteckung streng an die Vorschriften, niemand körperlich zu berühren. Als eines Tages der Rostocker Postillon den Tessiner Fuhrmann mit Handschlag begrüßen wollte, hielt der Posten Tischler Siems den Handstock zwischen die beiden. Der Rostocker verbat sich dies mit heftigen Worten. Ein Arbeiter trat hinzu und hefte zur Schlägerei. Siems wollte ihn mit den Worten abfertigen: „Wat heft Du Daglöhner di dor twischen tau stecken“. Durch dies Wort fühlte sich der andere beleidigt, da er ein Ziegler sei, faßte Siems in den Bart und schlug auf ihn ein. Andere Ziegler kamen hinzu und bald war die schönste Schlägerei im Gange. Siems rief seinen Mitposten zur Hülfse. Doch der konnte auch nicht helfen, da sich über ihn schon andere „erbarmt“ hatten und beide bezogen die schönsten Prügel. In der Stadt herrscht na-

türlich große Erregung, eine Untersuchung wird angestellt, aber die Sache verläuft im Sande. Wegen einer Tracht Prügel beunruhigte man sich in damaliger Zeit nicht lange. — Da Tessin von der Krankheit verschont blieb, schlug die ursprüngliche Ueberänglichkeit in eine ebenso große Gleichgültigkeit um. Derselbe Maler Badel, der auf dem Helmstorfer Krüge Prügel bezogen hatte, beleidigte in der Trunkenheit selber die Posten. (Ueberhaupt waren damals die Leute oft blau, da man den Alkohol für ein gutes Abwehrmittel hielt). Die Handwerker und Handelsjuden holten sich fast täglich Gesundheitscheine, um aufs Land gehen zu können und ihre Kunden zu besuchen. Und als mit dem Eintritt kühleren Wetters die Krankheit mehr erlosch, schwand die Furcht völlig und die Posten verließen eigenmächtig ihre Wache. Am 29. 10. wurde dann die Absperrung aufgehoben.

Als 1850 eine zweite Epidemie ausbrach, nahm man die Sache nicht sehr ernst, und so kam es, daß 76 Personen starben.

Ganz schlimm wurde es aber im Jahre 1859. Von Rostock aus, wo sie am 5. 7. zuerst ausbrach, verbreitete sie sich täglich weiter. Am 25. 7. war sie in Saage, am 26. in Gülze, am 6. 8. in Bütz und Gnoien, am 7. in Marlow und am 10. in Tessin. Der Magistrat gibt folgenden Bericht: „Die Einschleppung für T. steht, überhaupt in dieser Gegend fest. In Bütz erkrankte zuerst ein Arbeiter Blachmeier, der aus Rostock gekommen, nachdem er in B. einige Tage gewesen war, an der Cholera und starb. Vor seinem Tod erkrankte noch ein Arbeiter und starb noch vor ihm. Darauf erkrankte die Braut des Pl. und starb. Nun griff die Krankheit mit Riesenschritten um sich. Auch nach Gnoien wurde sie von B. aus verschleppt. Der Vater des Pl. Fischfahrer in Gn., hörte von der Krankheit seines Sohnes und besucht ihn. Zurückgekehrt erkrankt er und stirbt, wo auch alsbald mehrere Leute im selben Hause starben. Nach Drüsewitz kommt der Sohn des Statthalters Nebbeck, der in Petschow gearbeitet hatte, gegen Mittag an, erkrankte und ist abends tot. Nach kurzer Zeit starben außer Vater, Mutter, Schwester mehrere Dorfbewohner. In T. erkrankt zuerst am 10. 8. ein Arbeiter, Kalkbrenner Buddenhagen, Gänseede 141, der in B. gearbeitet hatte, welcher nach kurzer Behandlung genast. Am 13. ein Arbeiter, der auch in B. gearbeitet hatte, welcher am 17. starb. Auch seine Frau erkrankte und starb wenige Tage später, worauf mehrere Erkrankungen und Sterbefälle in der Nähe des infizierten Hauses vorkamen. Am 15. erkrankte ein Arbeiter, der nach Rostock gewesen war und starb am 16. abends. Wiederum ein Arbeiter, der in B. gearbeitet hatte, welcher genast, in dessen Hause aber mehrere Krankheitsfälle, einer mit raschem tödlichen Ausgang, vorkamen. Nunmehr kamen mehrere Fälle vor, vorzugsweise in den niedrig gelegenen Gegenden der Stadt, wo sich die Krankheit bis zum Erlöschen gehalten hat. Eigentliche Absperrungen haben nicht stattgefunden. Wenn nun auch eine Absperrung in den Städten ganz consequent nicht durchzuführen ist, so wird sich dennoch solche empfehlen, da sich schon die Absperrung einzelner Häuser von Nutzen gezeigt hat. Angewandte Schutzmittel sind Desinfektion des infizierten Hauses, andernteils Einrichtung von Kranken- und Leichenhäusern. Hauptschutzmittel ist aber Diät. Wir haben hier manche traurige Fälle durch Diätfehler herbeigeführt, zu beklagen gehabt. Ein hiesiger Einwohner, Drechsler Siemz, rüstig und stark von Statur, meint, was schadet Gurkensalat, was Bier einem guten Magen. Er ist eines Abends den ersten, trinkt das letztere und ist in derselben Nacht eine Leiche. Drei Tagelöhner, rüstige und ordentliche Leute, tun sich an einem Sonntagabend gegen ihre Gewohnheit gültlich, der eine stirbt Montag morgen, der zweite am Mittag und der dritte am Abend. Ver-

hehlen wollen wir nicht, daß mancher Söffel die Schreckenszeit ohne weitere Ansehung durchgemacht hat. Als Mittel wurden warme und kalte Bäder und Eis, bald mit, bald ohne Erfolg angewandt. Da die Aerzte nicht ausreichten, suchte der Magistrat durch die Zeitung einen und bietet für 6 Wochen 200 Taler Gehalt. Ein Dr. Koch aus Veldersloe meldet sich. Da er aber Homöopath ist, will Dr. Schröder nicht mit ihm zusammen arbeiten. A. bleibt jedoch im Orte. Ende August kommt noch Dr. Gengle aus Bützow zur Hilfe. Er wird selber krank und reist bis zu seiner Genesung wieder ab. Aus Ludwigslust wird Schwester Charlotte, die ein Opfer ihrer Treue wird, mit mehreren Gehilfsinnen gesandt. Ein Arbeiter Gierz aus Rostock wird als Helfer eingestellt und ihm wird bezeugt, daß er treu und unerschrocken Tag und Nacht gepflegt habe. Und die Not war in T. groß. Dazu kam noch, daß im benachbarten Bütz der dritte Teil der Einwohner (53 von 163) starb. Man hatte leider die Absperrung nicht so scharf wie 1832 vorgenommen, denn sonst wäre der aus dem verseuchten Bütz kommende Pl. nicht in die Stadt gelassen. Groß wurde nun die Not. Niemand getraute sich in die Stadt und die Lebensmittel wurden knapp. Das Schulhaus wurde als Hospital eingerichtet. Die Toten brachte man abends und morgens unauffällig zum Friedhof, wo man sie oft ohne Sarg beerdigte. Schwierig war auch die Beschaffung des nötigen Eises. So mußte die Stadt ein Angebot aus Rostock ablehnen, da ein Eiskeller fehlte. Schließlich mußte im September mit den nötigen Vorsichtsmaßregeln Eis aus Demmin besorgt werden. Die Seuche wütete besonders in dem niedrig gelegenen Teil der Stadt, da der Untergrund hier moorig ist, und die Brunnen bräunliches Wasser lieferten. Manche Familien starben ganz aus, z. B. die des Tischlers Brandt, bestehend aus 5 Personen. Als die Not im Lande bekannt wurde, meldete sich bald werktätige Hilfe. Die Dankbarkeit gebietet, einige Namen und Gaben zu nennen:

Ein Ungenannter aus Neustrelitz 1 Tl.
Die Großherzogin Auguste 100 Tl.
Aus Neubrandenburg 20, aus Malchin 3 Tl.
Leverent-Wilhelmshof 2 Schafe und Selterwasser.
Aus Rostock 50 Tl. Selter, 1 Hammel
Aus Schwerin 6 Tl. und Sachen, Dömitz schickt 28 Tl.
Aus Jurow bei Wismar 5 Tl., Hagenow 48 Tl.
Die Innungen in Kröpelin 85 Tl.
Strietfeld eine Kuh und 4 Scheffel Buchweizen.
Wesselsdorf 10 Scheffel Roggen.
Gnewitz 44 Tl. und 5 Schafe.
Lübeck 185 Tl., Helmstorf 100 000 Soden Torf, Wehrendorf 16 000.

Im ganzen gingen 1781 Tl. an barem Gelde ein. Wahrlich eine schöne Hilfe. Davon wurden 700 Tl. auf Zinsen gelegt. Sie sollten der Grundfonds für einen Krankenhausbau sein. — Am 26. 9. schien die Seuche erloschen zu sein, und die Stadt zeigte dies erfreuliche Ereignis in den Zeitungen an. Doch war die Hoffnung trügerisch. Am 8. 10. traten neue Fälle auf. Erst im November erlosch die Krankheit gänzlich. Von 2423 Einwohnern waren 217 erkrankt und 126 gestorben.

Im 1.—14. Lebensjahr 27 männl. und 18 weibl.
14.—30. Lebensjahr 9 männl. und 10 weibl.
30.—50. Lebensjahr 17 männl. und 15 weibl.
über 50 Jahre 12 männl. und 18 weibl.

Davon waren 26 Männer und 33 Frauen verheiratet. 11 Kinder wurden Vollwaisen, 31 hatten den Vater, 23 die Mutter verloren. An Cholera waren außerdem 183 erkrankt.

Um einer ähnlichen Katastrophe vorzubeugen, baut Tessin eine Wasserleitung, indem man das Quellwasser vom schwarzen Moor durch Holzröhren, die 1897 durch

eiserne ersetzt wurden, in die Straßen leitete. Die Sode wurden zugeschüttet und nur einige mit einwandfreiem Wasser beließ man. Doch wurden auch diese 1897 außer Gebrauch gesetzt. Außerdem erbaute man in den nächsten Jahren einen Eiskeller.

Noch einmal schien es später, als ob die Cholera wieder ihre Opfer fordern wollte, als sie nämlich 1892 in Hamburg so furchtbar wütete. Eine Frau Frieberg in der

Gänseede hatte ihre Tochter dort besucht und die Krankheit eingeschleppt. Doch starb nur ihr Mann, da das Haus sofort abgesperrt und desinfiziert wurde. Man sah schon wieder eine ähnliche Gefahr wie 1859 und war vorsichtiger als damals. Der Bürgermeister stürzte schreckensbleich in die Schule und befahl: „Alles sofort nach Hause, wir haben die Cholera in der Stadt.“

Dei Dowerfall

(Nach: Witte „Kulturbilder aus Alt-Mecklenburg“.)

Rorl Puls-Lant.

„Bader, mal dat Hus man ollig dicht, hüt sünd hier twei Mannskind bi mi weest, dei wiern bannig kandessig! Man kann nich weiten —.“ „Ja, Mudder, oewer weder will uns ollen Lüüd noch wat nähmen?“ Vadder Jotham ein Bändner in Lütten Krams ist, dei so seggt, un sien Frug, dei em wahrschugen ded. Sien Gehöst liggt bäten siedaw vont Dörp nich wied von dei Forst, un Jotham geiht winterdags tau Holt up Verdeinst. Beihfaubern ded Mudders allein. „Ist mein oewer doch, Börseihn is bader as Nabsein. Dor is hüt ein ganz Swuchter dörcht Dörp treckt. Ol Frugenslüüd wiern dorbi. Sei seigen as Latern un Juden ut. Son Ur Minchen koenen nich an'n Dag trugen, väl weniger noch nachts!“ „Ja, Mudder, ick matt't Hus all dicht.“ — Dit wier an'n Abend von 30. Januor 1771.

Annern Morgen wier ne Uprägung in'n Dörp. Dei Förster kümmt bi'n Schulten rin: „Namen Sei mal furts mit nah Jothams Hus, dor is oewer Nacht inbraken un allens stahlen worden, wat dat Mitnähmen wiert wier. Dei ollen Lüüd sünd an Hännen un Feut bannen un fürchterlich mißhandelt worden —.“ In'n halwen Zuckel draw geiht dat rut ut'n Dörp. Uennerwägens vertellt dei Förster mihr: hei hadd Jotham, dei süß immer pünktlich wier, bi dei Arbeit vermisst un dünn mal nah sien Hus lauffäken, ob hei villeicht krank worden wier. Dei Grotdör wier noch tauschoott west, dei Lüttdör hadd apen stahn, un dat Fünfter taun Ur wier instahn west. In dei Döns hadd hei dei beiden ollen Lüüd naht upt Bedd funnen. Mit dicken Bänner wiern ihr Hännen und Fäut tausamensnäurt west, un brun un blag wiern sei prügelt worden. Einen dicken Lappen hadd jeder in'n Mund hadd, dormit sei nich raupen können. Un allens is utrovt: Schapp, Kuffer, dei oll Lab, Eckboort — allens is stahlen. Ol dat schön Linnen —.

Jothams Vadder un Mudder hadden sie wiesdesen bäten verdort. Sei hienten noch dull un jammerten, vör allem oewer dei Linnenholtens. Dei Schult versöchte tau trösten. Sei süßwen sett sie denn up 't Bird un reid up't Amt nah Ludwigslust un ded' Bericht, un vont Amt nah'n Herzog, dei jo in Ludwigslust wahren ded'.

Nu würd in Bewegung sett't, wat sichts Wein hadd. Dei Amtshauptmann un sien Schriever leumen per Wagen ansöhren; Furts achteran Jakob, dei herzoglich Löper un Spörhund, dei as ein Indianer Spör utdüden un verfolgen ded'. Dei Amtshauptmann neuhm dat Protokoll up; Jakob geiw sie furts up dei Spör, un as ein Hühnerhund fägte hei ut Krams rut.

Annern Middag wier Jakob wedder in Ludwigslust un stellte upt Amt twölf Mann vör: Baruch Henzel, wecker Judenpreister (Rabbi) in Crivitz wier, David so, ein Crivitzer Schutz- un Padenjud, bi den of dat Linnentüg funnen wier, den Stadtpolizisten von Crivitz, wecker Jotham sien niegen Stäwel hatt hedd un allens nahsäd: hei wier Häbler west; dei Juden Nathan Jacob,

Jaggar Arra, Moses Samuel, David Jacob, Ella, ein Jüdisch, Ester, ne Judendirn, Berl, of ne Judendirn, un noch poor Crivitzer Schutzjuden.

Se, wat wier tau dann? Tauirst freig Jotham Linnen, Stäwel un annere Saken trügg. Dei Spitzbaum würden nah Doems bröcht, int Tuchthaus, wo sei Farnw bekennen sullen. Dei Stadtspräter säd allens nah. Dei Juden, vör allen dei Rabbi, streid mit „Gottstraf mi.“ Se, Gott strafte em nich, oewer hei keum oewern Strohsack un freig irstmal siefuntwintig ut dei Armlaß, meut ein Mordsläwen „waih geschrien, ich unschuldige Jud!“ Ol dei annern freigen Sengen; wed säden nah, annern säden gornir, vör allen Nathan Jacob un Jaggar Arra nich, dei all beid all dörch ne Tortur teikent wiern as Erzverbräters.

Taugliel güng ne Jngaw an dei Landsregierung. Dei Hofrath Flor wull vör But Doden upstahn laien. „Das höllische Judenungeziefer mühte mit Knüppeln aus dem Lande gejagt werden“, schreiw hei, un nahher: „— oder selbige Sanfcon könnte man süglic zur Anbau- und Uhrbarmachung der Hagenower Heide gebrauchen.“ Hei wull woll all, oewer dei Herzog! Mit den wier in Judensaken nich räden. Dei meinte, dat „auserlesene Volk“ mühte ol „auserlesen“ behandelt werden. Hei rümte ihr Vörrechte in „Freiheiten, mit allem zu handeln, was es gibt, mit Vieh, alten Sachen, Silber, Gewürz-Waare, auf und außerhalb der Jahrmärkte.“ Bitter meint Flohr: „Es fehlet weiter nichts, als daß sie auch zu Bürgern und Stadtofficiers genommen werden.“

Dei Vörrechte vör Judas sien Nahnamen lodte dei Juden ut all' dei Länner an. Bald wier Mäkelborg dorvon aewerfswemmt. „Man mühte glauben, daß sie um Hungers Willen sich selber fressen mühten.“ Dat deden sei nich, sei läden sie upt Fechten (Snurren) un Stählen. „Das Umlauffen der fremden Betteljuden nimmt wieder Ueberhand“ (1779), un ne oll Bestimmung von 1763 würd wedder upwarnt, wonah „das einschleichende Judengesindel innerhalb des Landes nirgends beherbergt werden darf“, oewer immer wedder wier dat Patentverordnung „in sträfliche Vergessenheit gerathen.“

Se, disse „sträfliche Vergessenheit“ meut sie noch oft bemerkbor. Dei Kieler Polizeipräsident stellte um 1812 ne Bagabondenliste mit oewer 160 Judennamens up, wovon dei meisten drei, vier odder noch mihr Namens hadden. Leo Michel wier Beitz Liebchen, Mendel Marcus oder Kagenbuckel wier Mendelchen, Jud Wallach nennte sie Marcus. 1818 würd David Sjaal Wallach bi't Baldobern un Meistern (Schmiere stehen) in Sülz awtangt; hei wies sie as Erzhaltung, dei stet 1791 blot stahlen un bedragen hadd. Hei geiw nu ol sien „Bränder“ an, dei up'n Rostocker Pingsmarkt gaud' „Geschäfte“ makt hadden: Beitz Liebchen, dei sie nu Franke nennte, Siesel odder Löwenthal, Gedalge Herschgen,

Joel Ginohr odder Singheimer, Ifig Quisfcher, Jeros Knubber, Mendel Polack usw., 28 son prächtig Namens!

Bei Polizei wull dörrgriepen; bei Regierung wuz dorgegen. Wier ängstlich, sei können disse „Ausserlesenen“ männigmal Unrecht daun. So gung disse Gelägenheit wed-

der in'n Wind. Dunn greip dei Großherzog Friedrich Franz süßwen in, un den sien Wort is't tau verdanken, dat dei Betteljuden ut'n Lannen wiest un nich tau vät seßhaft maßt würden. Un irst bei niegere Tied hett uns' Volk von Sep-Sep ganz un gor frimast.

Wie die Teterower ihre Kirche weiter rücker

X Eufriede Wendler.

In frühester Zeit, da stand die Kirche in Teterow mitten auf dem Marktplatz, grad vor der Straße, die von Rostock nach Malchin führt. Natürlich stand sie dort wirklich im Wege und man überlegte hin und her, wie man dem schönen Gotteshaus einen passenderen Platz geben könnte. Da schlug ein ganz heller Kopf vor, die Kirche auf Walzen zu setzen und dann einfach ein Stück weiter zu rollen. Der Vorschlag gefiel den hohen Stadtherren und gleich am nächsten Tag ging man an's Werk. Man schlug dazu an jedem Ende der Kirche zwei Löcher in das Fundament, steckte die Walzen hindurch und hatte dann ringsherum die Mauer los. Nun wurde ein Tag bestimmt, an dem das Weiterrollen vor sich gehen sollte. Die Bürger bekamen strengen Befehl, in ihren Häusern zu bleiben, damit nicht etwa einer Schaden nehme. Der Küster bekam den Befehl, vorn an einem Strick zu ziehen, hinten aber schoben alle Ratsherren kräftig nach. So weit ging das

auch ganz gut, ruck — ruck, immer ein Stückchen weiter. „Halt, halt,“ schrie der Küster, „wie weit soll ich denn ziehen?“ Da zog der Herr Bürgermeister seinen, grad ganz neuen Rock aus, ihm war doch schon bei dieser ungewohnten Anstrengung recht heiß geworden, warf ihn auf die Erde und sagte zum Küster: „Bis hierher wird gerückt!“ Der Küster sah mit scheelem Blick auf den neuen schönen Rock des hohen Herrn, dann auf seinen schäbigen, und schnell hatte er ihn mit dem neuen des Bürgermeisters vertauscht. Schon ging die Arbeit weiter, ruck — ruck! — „Halt!“ schrie da der Küster wieder, „nun sind wir schon drüber weg!“ Er meinte den Pflasterstein, der Bürgermeister aber dachte, über seinen neuen Rock, und jammerte über seinen Verlust. — Der Küster ließ ihn bei dem Glauben und so ist es denn gekommen, daß die Teterower noch heute sagen: „Uns' Kirch steht up den Bürgermeister seinen Rock.“

Dat Füer

Fritz Hüter.

Stirnflure Novembervacht. De Tornkloß slög twee. Hell klingen de Slag dörrch de stillen Straten un denn wier wedder Rauh in de lütte Stadt. De Straten legen so düster un verlaten dor, as mößten sei sich utrauhn von de Last un Mauh, de sei an'n Dag hadd hadden. Un doch wier noch Laben in de stille Strat.

In de Husdör von denn'n Koopmann Nehls stünn de Dichermeister Korl Nagel. Sei schüll: „De oll dämlich Klock, möt de ol grad sla'n, wenn ic de Husdör upslut. Nu will ic man en beten töben, bet sei wedder inslapan is.“ Sei meente äwer nich de Klock soll inslap'n, ne, hei meente sine leuwe Fru.

Korl Nagel wier Mitglied bi de Freiwillige Füerwehr un wil gistern Abend Übung west wier, hadd hei nu noch den'n ganzen Habit as „Steiger“ an. Dat hadd sinen Grund dorin, dat sei bi dat Deben immer so in Pitt kemen un denn achterher denn'n Brand noch irst awlöschten mößten. Dat wieren sei sich süßst, ehre Gesundheit un ehre Frugens un Kinder schüllig, denn wenn sei mit son'n Brand in'n Livo in dat tolle Bett rinne stegen, künn'n sei Slag un Unglück kriegen. Hüt wier dese Verlöschung nu en beten gründlich utjoll'n un dorbi wier dat nu, weet de Kufus wie dat immer kem, wedder twee wor'n. An sich wier de Sal jo nich so stimm, vät ihre wier'n de Übungen jo nich ens ut. Dat dämliche wier blot, hei hadd sien Fru verspraten, Klock elb'n to Hus to sin. „Na,“ seggt hei as hei nu rinne güng, „de Sal ward sich ol woll reig'n.“

Dat ded sei denn ol. Sin Fru slep, wenigstens schiente dat so. Korl Nagel treckte sich in'n düstern, so list' as dat güng, ut un so as hei in dat Bett leg, wier hei weg as ne Pudelmüh.

So, dormit wier jo nu de Rauh in uns' lütte Stadt wedder herstellt un wi künn'n blot noch wünschen, dat Korl

Nagel sinen Brand richtig utslapan kreg. Awer dat küll ganz anners kamen. Dat durte gornich lang, denn würd de nächtliche Rauh von ne anner Sid ganz bedenklich ut dat Gluckgewicht bröcht.

Jergendwo tut'te dat. Ut de een Tuut würden bald mihr. Up de Strat würd dat so bilütten lebennig. De Lüd füng'n an to lopen, Finster würd'n upreten un wedder toslagen. All's frög un röp dörrch'nanner un dortwischen tut'te dat immer düster. Dat wier en Larm, bi denn'n eener mit denn'n besten Willen nich slapan künn. Blot Korl Nagel marckte niß. Sei slöp.

„Korl — Korl“ röp sine Fru. Korl hörte nich.

„Korl“ röp sei nochmal un schürte en.

„Wat wist du“ brummelte hei in'n Slap, „wat isse los?“ un dormit dreichte hei sich nah de anner Sid un slöp wieder.

Middewil wier dat Tuten düster word'n, dat kem immer neger un de Larm up de Strat würd immer luder. „Oh Gott, o Gott“ seggt Fru Nagel, „dat is jo ganz unheimlich.“ Sei schürte ehren Mann un versöchte em hoch to kriegen. „Korl“, röp sei „dor is Füer, dat brennt, du mößt rut.“

„Ach wat“ seggt dei „lat't to'n Däwel brenn'n, ic kann doch nich immer för de Füerwehr up de Been sin.“ Dormit leggt hei sich wedder toreggt un will wider slapn.

Nu wier äwer de Nadau buten so dull wor'n, dat ol Korl dor nich mihr gegenan slap'n künn. Vier Nachtwächters tut'ten immer ümschichtig un denn würd ropen un gegen ne Husdör kloppn. As Korl sich nu so wid vermütert hadd, dat hei enigmatten flor denken künn, säd hei: „dat möt hier up de Nahwerschaft sin.“ Sei hadd äwer immer noch keen grote Lust, uptostahn. Dunn hörte hei von de Strat her sinen Namen ropen.

(Fortsetzung folgt.)

Dei General-Reeder

John Brindman.

(Fortsetzung.)

Antoni wir dor. Wat hülp dat? Geld mößt dor sin. Ist also nah Brümmer hen, obichons mi dor gor nich mit gedeint wir. Hoffrat Brümmer, na, Zi lennt em jo nich mir, wir 'n korten dicken ünnersetzten Mann, so glatt balbirt as 'n Jungspopo. Kieter mößt em tweimal däglich inseipen, dorför seipt hei sin Klienten bät an dat Nachhor in, un sin Puzmek giing in dat Fell bät up dei Wöttel, so dat dor nie nich wedder Hor wüß, wo hei einmal frägt har.

Hoffrat Brümmer hürt mi üterst verbindlich an, id kann woll seggen binah forbial un jovial.

„Ach, also Kapitän Feuer, nicht wahr, Kapitän Martin Feuer? — Klepper!“ röp hei sinen Schriwer tau, „notieren Sie mal: Herr Kapitän Martin Feuer. Aber so geneigen Sie doch, sich zu plagen!“ un dorbi lerr't hei mi üterst verbindlich nah dat Sopha. „Nicht wahr, vom „Agamemnon“? Neunzig Kommerzlast? Notieren Sie mal, Klepper, neunzig Kommerzlast. Und Agent Möpper hat mir die Ehre Ihrer werten Bekanntschaft verschafft. Klepper, notieren Sie: Agent Möpper. Ein ganz verfluchtes Kerichen, der Agent Möpper, wie? nicht wahr? Ein ganz verflucht alerter und agiler Agent, immer liiert, immer 'ne kleine Liaison, hä hä hä, wird sich schon zurecht liieren, wird sich schon — — — Also achthundert Taler Kreuzweidrittel, Herr Kapitän? Aber, Sie rauchen doch? Darf ich Ihnen nicht eine Zigarre anbieten? Klepper, die Zigarren! Nicht? Sie rauchen nicht?“ Mi dücht, as wenn dei Kirl mi all Dampf naug vörmalen deer. „Klepper, notieren Sie, achthundert Taler Kreuzweidrittel. Sie nehmen doch nicht übel, daß ich meinem Schreiber die kleinen Notizen diktire, wie? Möpper würde sagen, das macht nichts, hä hä hä! Also auf sechs Monat. Klepper, auf sechs Monat, hä hä hä! Zehn Prozent pro anno sagten Sie, Herr Kapitän, nicht wahr? wie? Sagten wir nicht zehn Prozent? Das ist nicht zu viel, Herr Kapitän, bei Gott, das ist nicht zu viel. Versuchen Sie's anderswo. Wie? Wie gesagt, nennen Sie mich 'nen Schuft, wenn Sie's anderswo billiger kriegen. Das Geld ist in Folge der Kriegsläufe so rar, Herr Kapitän, so rar, man kann es bei der Laterne suchen und finder's nicht. Sie können die schönste Kuratelsicherheit prima loco haben, ich schwöre es Ihnen zu, Sie finden es nicht. Da gehören Luchsangen zu, Herr Kapitän, wie sie nur ein praktischer Advokat hat, wahre Luchsangen. Und hat man auch Luchsangen, hat man das Geld darum doch noch nicht gleich. Greifen Sie zu, bester Herr Kapitän, Sie haben ja Möpper in Händen, bester Kapitän, da sind Sie hübsch liiert; ein gewandtes Kerichen der Möpper, wie? Klepper, notieren Sie zehn Prozent! Klepper, haben Sie gehört? zehn Prozent! Und die Negozen, Herr Kapitän, wie? die Negozen. Sagen wir sechs Prozent. Nein, nicht doch, das ist zu viel, ja wahrhaftig, das ist zu viel, wir müssen Möpper auch nicht zu stark liieren. Sagen wir fünf, nicht wahr? Nun, fünf, alles was in der Ordnung ist. Schreiben Sie fünf, Klepper, fünf Prozent, Rückzahlung Termino Johannis 1814. Der „Agamemnon“ wird doch Johannis abgeliefert, seetüchtig und seetlar abgeliefert?“ „Ja, Herr Hoffrat,“ sár id, „all den virteinsten Juni. Ramm hett sic dor-tau schriftlich verbunn'n, un för jeden Tag später werden söstig Daler astreckt. Dat hett aewer nix to seggen, Ramm is 'n Mann von Word.“ „Hat aber nichts auf sich, Ramm ist ein Mann von Wort. So, gottlob, nun wären wir fertig, bester Kapitän, nicht wahr? fertig bis auf das bißchen Chirographie. — Klepper!“ „Hier is dei Bessel, Herr Hoff-

rat.“ „Geben Sie her, Klepper, geben Sie her! Schön! Schön Alles in Ordnung, alles in bester Ordnung, nicht wahr? Wie gesagt, alles in charmanter Ordnung. Nun noch Ihre Unterschrift und dann das bare schöne lachende Geld, bester Kapitän.“ Ist ünnerschreew. Ist har jo Möppern sin Teiknung för dei vir Parten, sinen Wessel un sin Taufäderung van wägen Tinsen un Unkosten. Geld mößt id hemm'm, dor wiren noch 'n por van dei annern Reeder's in dei Hinnerfälen, un van min eigen un min Swestern er Geld wir of irst dei tweit Häfst to Johanni fluid. „Und nun das Geld, Klepper, und nun das Geld! Wie, Kapitän, nicht wahr? wie gesagt, nun das schöne lachende Geld.“ Sei geew Klepper 'n Slaetel mit 'n krusen Wort. Klepper stöt dei isern Geldstift up un tellt saebenhunbertuntwintig Daler up den Disch. „Zählen Sie nach, bester Kapitän, zählen Sie selbst nach, lassen Sie sie eigenhändig durch Ihre Finger gleiten. Nichts geht über Selbstzählen. Es sind lauter vollwichtige Prüfenköpfe, lauter tadellose Prüfenköpfe. Sehen Sie, wissen Sie, ich habe eine ganz besondere Vorliebe für die alten Prüfenköpfe. Klepper muß sie immer sortieren, wenn Geld ingeht. Sie haben solchen feinen vornehmen Klang. Aber zählen Sie selbst. Möpper würde sagen, das macht nichts. Aber, guter Kapitän, ich sage Ihnen, das macht viel. Wir sagen, das macht außerordentlich, außergewöhnlich viel aus. Wenn ich aus einem Gulden sieben Papphähne herauskriege, zähle ich sie dreimal, ehe ich sie in die Tasche stecke.“

Ist tellt dat Geld, aewer dat wir richtig, saebenhunbertuntwintig Daler. „Aewerst, Herr Hoffrat,“ — sár id dunn, — „id mein, id heww mi saebenhunbertuntwintig uttobirr'n.“ „Das sind nun wieder Geschäftsformen, bester Kapitän, reine Geschäftsformen, die sich einmal so eingelegt haben im Verkehr. Keine Usance. Nicht wahr? Sehen Sie! Sehen Sie! Sie haben sicher noch nie Geld auf Wechsel genommen, bester Kapitän. Das ist reine Usance. Das Geschäft wird dadurch reiner, unendlich viel reiner. Sie haben dann die alten fatalen Zinsen hinter sich und sich um nichts weiter zu kümmern als um das Kapital. Ich versichere Sie, Kapitän, auf Ehre, Gott soll mich strafen, wenn das nicht reine Usance ist. Halten Sie sich nur wegen Zinsen und Unkosten an Agent Möpper. Ja, wie gesagt, ein ganz verfluchtes kleines Kerichen, der Möpper, aber gewandt, agil, durch und durch Geschäftsmann, geborner Kaufmann, Ihr alter Freund, der Möpper. Adieu, bester Kapitän. Bitte, vergessen Sie auch nicht mir den Geldbeutel wiederzuschicken. Wie? Ich habe eine sonderbare Marotte wegen der Geldbeutel. Wie gesagt, halten Sie das einem alten Manne zugute. Schicken Sie ihn gelegentlich retur. Und noch eins, bester Kapitän, grüßen Sie mir auch Ihre kleine Frau. Bin Ihrer Frau Gemahlin neulich auf der Promenade begegnet, 'ne reizende Blondine, oh! Küß die Hand, bester Kapitän, küß die Hand!“

Ist wir ganz verbast, as id mit min Geld van den witten Juden weg giing. Mi wir, as id up dei Strat stünn, as har id 'n recht dummen Streich makt, dat id mi mit Möppern aewerall insaten har. Min Ahnung drög mi of nich. Johanni keem. Dei „Agamemnon“ leeg den viruntwintigsten fir un farig an dei Lagerbrügg. Möpper bi-tahst dei achthunbert Daler nich, un id seet dör 'n Riß, bei har mi richtig in dei Patsch rin führt. Masen un Aben-setter har'n den „Agamemnon“ för 'ne Ladung Weten nah London schartert un dei Scharterpartie all ünner-teilent. Allens wir in dei schönste Ordnung bät up dat Geld, Brümmer leet mi den Wessel dörch 'n Rotor präsendiren. Ist künn em nich lösen. Dor seet id. Ist löp van dat Pe-

tridur bät an dat gräune Dur, un van dat Steindur bät an dat Koffeller. Ich keel bi all min gauden Frünn'n in, aewer dat hülft all nich, dat wir as wenn in dei ganz ol Stadt sein achthunnert Witten Kaptal wiren. Ich löp nah Brümmer wägen Stundung. „Kann nicht sein, bester Kapitän,“ sār hei. „Tut mir unendlich leid, Gott soll mich strafen; tut mir unsäglich leid, aber kann nicht! Muß gegen den „Agamemnon“ vorgehen, muß, muß, muß! Muß ist ein bitter Kraut. Weiß das, weiß das, aus eigener Erfahrung. Wie? Möpper aber, das ist abscheulich von Möpper. Möpper ist ein leichtsinniger Kerl, Kapitän, bricht sein Ehrenwort pfui, Kapitän, pfui, und macht 'ne Vergnügungstour. Pfui sag ich nochmals. Sehen Sie hier, wissen Sie, sehen Sie hier! Klepper, schlagen Sie mal die Notizen auf, Folio 121, den 13. Mai, was steht da? Morgens 12 Uhr, Graf Pagelun auf Basemist 800 Taler Kreuzweidrittel, Ziel drei Monat. Zins 10 Prozent. Negozen 5 Prozent. Verfalltag den 15. August. Nach der Rapsernte, wissen Sie, Kapitän, nach der Rapsernte. Klepper, holen Sie mal das lederne Portefeuille, da, da, — da, lesen Sie, Paegelun seinen eigenen Brief! Sehen Sie, Kapitän, da ist das hochgräfliche Paegelunsche Siegel mit den neun Perlen. Sehen Sie, sehen Sie selber! Lesen Sie selber! Hab's Pagelun versprochen, muß mein Wort halten. Nicht wahr? muß mein Wort halten. Nämme um all meine Töpfe, wenn ich mein Wort nicht hielte. Gott straf mich, Kapitän. Schaffen Sie Rat! Helfen Sie sich selber! Manchmal kommt ein gescheiter Gedanke über Nacht, nicht wahr? Ist schon dagewesen, ist alles schon dagewesen. Ich will alles tun, was in meinen Kräften steht, weiß Gott! ich will noch bis zum 30. Juni stunden, nun ja, sehen Sie, Kapitän, und keine Zinsen noch Negozen dafür beanspruchen, keinen Heller. Nicht wahr? das ist honnett von mir gedacht und gehandelt, nicht wahr? Aber, wissen Sie, dann schelten Sie auch nicht, wenn ich gegen den „Agamemnon“ gerichtlich vorgehe. Das Geld wird sich in zwischen finden, muß sich finden, es liegt auf der Straße, aber sehen muß man können.“

„Nawerst Herr Hoffrat,“ sār ich dunn un spält minen letzten Trumf ut, „is dat denn gor nich macglich, Geld gegen Hinnerlag autoschaffen? Hir sünd sifuntwintig Birunsöhtigstel, dei mi un min beiden Swestern tauhüren, dei verträden 'n Kaptal vā siwdufend Daler Drüttel; söl'n dor nich lumpige achthunnert Daler up to krigen sin?“ „Was sind Hinterlagen, bester Kapitän? Was sind die besten ritterschafilichen Hypotheken bar Geld gegenüber. Ich will es Ihnen sagen: Wische, nichts als Wische. Legen Sie mir zwanzigtausend Taler bar Geld und hunderttausend in solchen Wischen hin, ich nehme das bare. Das koulert, rotiert, reißt, changiert monatlich, immer mit Prozenten, immer mit Regözchen, das ist slügge wie die Schwalbe und flink wie der Spatz hinter Mücken und Maitäsern. Sehen Sie, bester Kapitän Heuer. Bringen Sie Spases halber Ihre Parten Morgen unter den Hammer. Das könnte höchstens Möpper sein, der darauf vorschöffe, aber wie gesagt, das macht nichts, nicht wahr? Das macht nichts, wie? Und nun gar Schiffsparten. Verschonen Sie mich, bester Kapitän, verschonen Sie mich! Nicht wahr? Sie verschonen mich. Ich muß mein Geld haben, bar auf den Tisch muß ich es haben, wie ich es Ihnen hingezaht, in vollen Zweidrittelstücken und womöglich Prükentöpfe, bester Kapitän. Hören Sie! Sehen Sie zu, daß Sie Prükentöpfe kriegen, wir sparen Klepper dann die Mühe des Sortierens, Braunschweiger oder Brandenburger, das soll mir egal sein, wie gesagt, soll mir partout egal sein.“

Na, ich gieng so trostlos van Brümmer weg as ich kamen wir. Ich wil förmlich älend, as 'n Kuhnhahn, den dei Kopp afflahn is. Ich har nich Rauh un nich Raft, et nich un slöp nich. Vör Dau un Dag' wir ich rut, immer nah'n Strom hen un nah den „Agamemnon“, un nachts Klock elben löp ich noch up dei Lagerbrügg up un dal, as wenn

dat helpen kunn. Geld sün ich narens un freeg ich nich. Dat wir 'ne grausame Tid. Kein Vertragen un kein Kredit nich. Dat Geld, wenn dor aewerall wat wir, stöß in Strümpschächt un eisen Läden un deip immer'n Meß as ol Gordner Gies sin gälen Gullens. Banken un Börschufvereins kennt man dunn noch nich, dat Geld, wat dor wirklich wir, dat har'n dei versluchtigen Wofaten all manf er Knaewel un hezten dormit dat Hochwild, dei Eddellür', as Graf Pagelun un Konforten van dei Landgäuder; up so'n lütt Hasenjagd as Schippsparten leten sei sief man nich in. Hoffrat Brümmer har dat man unahmswif mal mit mi dahn, as 'n rechten Fischer näben den groten Hättaken ol männigmal taum Spas 'ne Witticksangel utstiekt. Termin keem aewer Termin, dei Gewettsdeiner sün an bi mi mit dei Poppiere to lopen. Klafen un Abensetter schreben 'n Billjett, wat, wenn dei „Agamemnon“ den Weiten Mandag morn nich innehm, sei dei Scharterpartie gerichtlich rückgängig maken wol'n un all Rüggspat mit Kapitän Ohlsen van den „Itis“ namen har'n, dei Ladung denn aewertonämen. Den süßwigen Nahmiddag söl gerichtliche Arrest up den „Agamemnon“ leggt werden. Ich sehig em all immer den Hamer. „Dreidufend Daler, kleiner mir? Zum ersten, zum andern, und zum — Herr Hoffrat Brümmer hat den Zuschlag“, un mi düst, dat in 'e Uhren, as wenn ich den niederträchtigen Halsunken to mi seggen hören deer: „Nuch schön, tut mir unendlich leid, bester Kapitän, habe nicht anders können, Gott soll mich strafen. Aber Sie sollen sehen, daß ich ein Herz für meine Mitmenschen habe, wie? Sie sollen's sehen. Wie gesagt, Sie sollen's sehen. Sie sollen Steuermann auf den „Agamemnon“ werden, Steuermann, nicht wahr, erster Steuermann? Sehen Sie, das ist doch honnett, wie? Oh! Und dann, bester Kapitän, alles, rein alles verlieren Sie ja auch nicht. Eine Kleinigkeit kommt ja auch noch für Sie wieder heraus, für Sie und Ihre lieben Swestern. Möpper würde sagen, das macht nichts. Ein leichtes Schiff können Sie sich noch immer bauen lassen von Ramm, und wenn Sie das „Agamemnon“ taufen, besteht der Unterschied nur in der Einbildung. Gott soll mich strafen, lediglich in der Einbildung, nicht wahr?“

To Hus leer mi dat nich. Ich kunn Lotting er sorgenwores Gesicht nich anseihn. Sei wüßt allens, un min Swestern Stining un Mining wüßten ol, wo dei Sal stünn. Ich har er dor nix van seggt, üm sei nich to ängsten; aewerst uns' Nawersch Mamsell Preißellen, har sief dat nich nämen laten un dat richtig un vullständig bisorgt. Ich kunn min Swestern nich in dei Ogen fiken, er allens stünn up 't Spill; sei wiren so still, sei säden kein Wurd; aewer mi keem dat so vör, as wenn sei sief dei Ogen männigmal heimlich wischten, wenn sei glöwten, dat ich dat nich markten deer. Un Lotting wir wedder up den bikannten Familienweg, un Du freegst 'n por Tänen, Hans, un giunst, as wenn Du wedder mal ut Verseihn mit lakendig Wader bigaten worden wirst.

Dat wir Sünabends vör den Mandag, wo dat to 't letzte Klappen keem. Ich wir wedder up dei Lagerbrügg un gieng dor up un dal, dei Sänn'n up 'n Rügg. Männigmal stünn ich still un keel den „Agamemnon“ an, un dat keem mi vör, as wenn ich all gor nix mir mit em to dahn har, as wenn ich all afmeiert wir un dei Lür', Stürmann un Matrosen, dei all sief vörgistern taugahn wiren un dor up dat Deck rüm lungerten, mi nich mir to verestemiren nörig har'n. Un dat wir doch so'n feines Fohrtüg worden, seiner har dat noch nie up dei Warnow swemmt. Ich dacht an dei sifdufend Daler, dei ich bi Maßfellen verluren, un an dei dreihunnert, üm dei mi Gust Schwant so niederträchtig bidragen har. Har ich man dat achte Deil van dat Geld nu, denn wir mi hulpen. — „Tue Du niemand gutes, damit Dir nichts böses widerfahre.“

(Fortsetzung folgt.)

Ostmecklenburgische Heimat



Monatschrift für ostmecklenburgische Heimatwerte, Landeskunde und Unterhaltung

Erscheint am 1. Sonntag jedes Monats. — Preis monatlich 15 Pfg. — Erscheinungsort Teterow.
Druck und Verlag von Hermann Deder, Teterow, Malchiner Straße 15, Fernruf 367.
Verantwortlich für den Inhalt: Ernst Wid, Teterow.

Jahrgang 11

Teterow, 4. Dezember 1938

Nr. 12

Dat Füer

Frisch Bülter.



(Fortsetzung.)

Junge wat kem hei rute ut dat Bett un rüme in de Kemmerbü. Dat Finster up — un ihre hei fragen künn wat los wier, röpen sei em all von unnen to „dat brennt bi Nehls in'n Hinnerhus“.

Na, nu hadd Kork Nagel keen Tid mihr. In grote Zi treckte hei sin Füerwehrmondur, de noch ganz warm wier, wedder an. Legt in'ne Hast mit denn'n rechten Been in den linken Stäwel, un as hei desülwige Prozedur mit denn'n annern Stäwel maken wull, let de sich dat nich gefallen. Sei wehrte sich un knep em in denn'n groten Lehn. Dordörch würd Kork nu dese Verwesseling gewohr, wrangte sich de Stäwel wedder run un mit Schimpfen und Zackerieren kem de Sack denn trecht. Tolest stülpte hei sich denn'n Helm verdrwas up, nehm dat Bil in de Hand un rut wier hei.

Up'n Bähn wier'n alle Namern to, so dat von dor keen Utsicht nah binnen to kriegen wier. Kork flosspte, ahn sich wider wat dorbi to denken, an de Mästenstuw. „Anna“ röp hei „mat'ns mal up.“

„Wat is los, wat will'n sei“ kem dat ängstlich von binnen.

„Mat'ns fix up, dat Hus brennt.“

De Dirn makte de Dör up un verkröp sich achter de Kommod'. Dor wier sei in'ne Hul tosamensackt un set dor nu as so'n Klumpen Unglück un bewerte an'n ganzen Riem.

Kork Nagel ret dat Finster up un seg nu de Bescherung. Dat Hinnerhus brennte lichterloh. Bi desen Anblick kreg hei sine Rauch wedder, as sich dat för en richtigen Füerwehrmann gehört, wenn hei Füer füt.

„Anna“ seggt hei un makt dat Finster to, tredens sich an un gahn nah min Fru. För dat Börderhus is fört irst noch keen Gefohr“. Dormit steg hei nah unnen, um sich de Sack mal en beten neger antofiken.

Up denn'n Hoff wier dat en bösen Toestand. All's wier vull Toffelers, un Koppmann Nehls lep dormang rüm as'n Hohn ahn Kopp. So as hei ut dat Bett kamen wier, blot de Bür hadd hei noch anfragen, äwer of man sofo. Sei hadd

sei äwer'n Bul tohakt un de Drägers hängen em in de Aneefehlen as'n Hunn'nschwanz in'n Rügen. De Hänn'n hadd hei an'n Kopp leggt un röp „ogottogott“ un immer wedder „ogottogott“. Mit em wier niks upststellen.

Sihn Sähn sei unner dat Dack von't Wagenschuer un redd'te en oll Hunn'nsfuhrwart, wat in dörting Johr nich mihr brukt wier. Mit denn'n wier of nich vel antofangen.

De Toffelers stünnen, de Hänn'n bet an de Ellbagen in de Taschen, un freuten sich, dat dat so fein brennen ded. Wenn nich en poor düchtige Nahwers en floren Kopp beholten hadden, hadd dat slimm utseihn. Sei halten dat Beih ut de Ställ un tredten de Wagens ut dat Schur, so dat dat wenigstens in Säterheit wier. Denn dremen sei, mit Kork Nagel tosam, de Toffelers ut dat Dur un lurten nu up de Füerwehr.

„Na“ seggt Stöffer Dietrich „wi willt uns man in Geduld faten, gistern Abend is Debung west“.

„Je“ meint Kork Nagel „dornah möst dat eigentlich fixer gahn“. Em kemen äwer of allerhand Bedenken, as hei an sin egen Upstahn dacht.

Nu kem äwer doch wat angerumpelt. Dat wier en Schlauchwagen un de beiden Füerwehrslid, de em treden deden, bröchten de tröstliche Nahricht mit, de Motorsprüh kem of glit. Sei lurten blot noch up denn'n Fohrer.

So bilütten kem de Sack denn nu of in'n Zwung. De Schlauch würden an de Hydranten anslaten un in'n Augenblick strahlten twei Strahlrohre up dat Füer los.

„Mit de Dinger lant ji Bingsten noch sprütten“ seggt Stöffer Dietrich „vörutgesett, dat dat denn noch brennt“.

Dann Klingelte äwer of de Motorsprüh all ran. All röpens „Nah“ as sei kem. Sei wir irst ni anschafft, un dit wier dat irste Füer, bi dat sei in Däbigkeit treden föll. Vö'n Dur an de Bäl würd sei upstellt un nu gieng dat grad as bi ne Debung. De Sugforw würd in de Bäl smeeten, de Hauptschlauch anslaten. An de Eck von de Durstrat leeg de Abtwigkupplung. Von hier giengen twei Schläuch nah de Brandstell. An de Kupplung wieren dree Anslüsse, en dordon wier friebläben.

Wieldeß wier nu of de Hauptmann ankamen. Hei äwer-
slög dat Ganze mit sienen Feldherrnblick; un as hei seg,
dat alls in'ne Reig wier, gew hei dat Signal tau'n An-
griff, indem hei up sine Fleut tweimal „tüt tüt“ blös un
denn recht lud „Wasser marsch“ röp.

Mit Knacken un Knastern stört'te de Strahl ut de
Ruhre un mit Bischen un Prusten wehrte sich dat Föer
gegen desen nigen Fünd.

„Dat is'n annern Snack“ seggt Sattler Toms tau
Schofter Fint „de trecken anners heern as de ollen“.

„Ja“, seggt Fint, „mit de lütten, dat is jo grad as
wenn min Hund an'n Bom steiht“.

De Freud durte äwer nich lang. De Strahl würd
ümmer lütter. Keen Minsch wüßt wat los wier un woran
dat liggen ded. Wed von de Lokiefers fängen all an to
lachen un wed matten dumme Wiße.

De Hauptmann frog sinen Adjutanten, wat los wier
un as de dat of nich wüßt, blös heit mit grote Geistes-
gegenwart „tüt tüt“ un kummandierte „Wasser halt“. Dat
hadd jüst nich mihr nödig dahn, denn dor kem sowieso
keen Wader mihr. Newer för de Lokiefers ded dat nödig,
nu wüßten sei doch worüm dor niks mihr kamen ded und
sei bruckten sich denn'n Kopp nich wider dorüm terbräken.

De Hauptmann gew nu denn'n Adjutanten denn'n Be-
fahl, sich mal nah de Sak ümtoseihn un nah ne halw
Stunn'n stellte de sich stur vör em hen un mell'te „Herr
Hauptmann, die Sprühe is voll Sand. Der Sauglorw
hat zu tief auf Grund gelegen un nu is die Maschinerie
voll Sand gesaugt“.

„Schön“ säd de Hauptmann „denn gehen Sie hin und
befehlen Sie von mir, den Sand zu entfernen“.

De Adjutant tüffelte mit denn'n Updrag los. Unner-
wegs löp em Korl Nagel in de Möd.

„Na Schofter“ säd hei „du heft dat jo bannig ilig“.

De Adjutant wir nemlich in'n Zivilberaup Schofter.
In de Föerwehr wier hei Trumpeter un to „persönlicher
Dienstleistung“ bi denn'n Hauptmann awkummandiert.

„Se“ seggt hei „ick fall de bi de Sprütz seggen, sei sälen
denn'n Sand rutmaken“.

„Dat heft nich mahr nödig“ seggt Korl „de Sprütz is
all wedder fri un nu graben sei ne Ruhl in de Bäl, dat de
Sugform deiper liggen kann. Dat ward woll glif wedder
los gahn“.

„Na dat is man god“ säd de Adjutant un güng denn'n
Weg wedder trügg, üm sinen Hauptmann Bischeid to
seggen.

Uennerdes hadd dat Föer ümmer lustig weg brennt.
Denn un wenn flackerte dat hell up, grad as wull sich dat
lustig maken äwer de beiden lütten Rötters, de em dor an-
brusen deden. Dor mößt notwenmich wat bi dahn werden,
dat wier de höchste Tid. De Hauptmann sek sich nah sinen
Adjutanten üm, un dat wier grad as wenn hei de ganze
Sak blot mit de Ogen regierte. Hei bruckte blot eenen Blick
hentosmieten, dunn stünn sin Schofter-Adjutant of all vör
em un mell'te „Herr Hauptmann, Wasser kommt all“. Hei

hadd blot noch joväl Tid, „tüt tüt“ to blasen, dunn bruste
dat of all los.

Na, hier wier alls in Ordnung un dat is keen Wunner.
Wo de Hauptmann dat Og up liggen hedde, dor möt de Sak
jo klappen. Wo süht dat äwer dor ut, wo hei nich henkieken
kann? Dor geiht dat, as wi glif seihn werden, üm so un-
rauhiger to.

Korl Nagel hadd sich en beten nah de Durstrateneck
ranne slängelt. Dor stünn sin Fründ Ernst Krutmann un
pakte up, dat keener an de Kupplung kem. Dat wier en
langwiliges Geschäft, rein gorniks dorbi to dauhn.

Ernst schüll: „Wider niks as tolle Been frigten“ un hei
tramste von eenen Been up'n annern.

Korl Nagel wull em nu en bäten trösten, dunn kemen
dor wed antosingen. Ut de düstere Durstraat kemen twei
angetorkelt un gräkten ümmer ludhals:

„Is Feuer, is Feuer, is Feuer in der Stadt,
is keiner da, is keiner da der eine Spritze hat.“

Un ümmer nochmal, ümmer datfüllwige ... is keiner
da der eine Spritze hat“.

„Na dor hört sich denn doch bilütten all'ns up“ schimpt
Ernst „will'n de uns to Narr'n hebb'n?“

„Ach lat sei doch singen“ begäuschte Korl Nagel „de
sünd jo dun“.

Newer dor kem hei bi sinen Fründ Ernst slicht an. De
hadd sich all de ganze Tid mit de kollen Fäut rümmert un
nu süll hei sich noch von een poor besapene Kirls to Naar'n
hebb'n laten. Dat güng nich un dat wull hei nich. Hei
blückte sich dal, un grad as de Sängers mit ... is keiner
da, is keiner da ... „üm de Ecke wullen, fregen sei ne
Dusch un swemnten as de Boggen in'n Könnsteen ümher.
Ernst hadd denn'n Anfluß, an denn'n keen Glauch set, up-
dreiht un de Waterdruck hadd de beiden Zufängers, de
sowieso nich fast up de Been stünnen, einfach ümsmäten.
Nu alksten sei dor in denn'n Könnsteen rüm un de tolle
Strahl sorgte för de nödige Aukäufung.

„Minsch, dreih aw“ röp Korl Nagel un höl sich denn'n
Buk vör lachen „de versupen jo“.

„Ach wat“ seggt Ernst „de sünd dat Supen gewennt.
Sei hebb'n jo nu denn'n funn'n, denn'n sei söcht hebb'n“.
Un hei sumnte grinig vör sich hen ... der eine Spritze
hat“.

Dunn fregen de beiden Attentäters Hülp von de anner
Sied. De Schofter-Adjutant kem angerönnit un röp „Herr
Hauptmann hat befohlen — das Ganze halt — dat Föer
is ut“.

Dat Lehte wier nu grad nich der Fall äwer dat Huß
wier sowiet dalbrennt, dat dor keen Gefohr mihr wier.
De Brandwach würd upstellt un de freiwillige Föerwehr
rückte aw. De Lokiefers wieren of ümmer weniger worden
un de poor, de dor noch bet tolekt rümmer hullwakt had-
den, tüffelten nu mit de Föerwehr aw. Soans herwo ick of
gor keen Urfaak dor noch länger rümtostahn un mi de
Nacht üm de Uhren to slagen. Ick maß dat so as de Haupt-
mann, ick kummandier nu of „das Ganze halt — tüt tüt“.

Die Wolfsberger Mühle bei Tessin

Zwei Kilometer von der Stadt entfernt, liegt idyllisch
am tief eingeschnittenen Gramstorfer Bach die Wolfsberger
Mühle. Die Mühle ist nicht mehr vorhanden, da sie 1930
abbrannte und nicht wieder aufgebaut wurde. Das Gehöft
ist jetzt eine Bauernstelle von ungefähr 40 Morgen. Der
jetzige Besitzer hat auch eine Fremdenpension eingerichtet,
und der Besucher findet hier bei guter Verpflegung und
absoluter Ruhe wirkliche Erholung, so daß der Besuch für
den nervengeplagten Großstädter sehr zu empfehlen ist.

Als vor ungefähr 700 Jahren unsere Vorfahren Med-
lenburg wieder besiedelten, entstanden auch die deutschen
Dörfer M. Tessin und Gramstorf. Da man noch keine
Windmühlen kannte, erbaute man fast für jedes Dorf am
nächsten Bach eine kleine Wassermühle. (Stormstorf, Wei-
tendorf ff.) Zur Mühle gehörten 12088 Quadratrueten
Acker, 1862 Quadratrueten Wiesen und 137 Quadratrueten
zu Haus und Garten. Der Müller war also vor allen
Dingen ein Bauer. Die Mühle hat nun in den 700 Jahren

Freud und Leid mit den beiden Dörfern geteilt. Diese hatten folgende Besitzer: die Moltes, Birkhahn, von ungefähr 1400 ab bis 1620 die Derges, bis 14. 6. 1639 Otto Preen auf Vietow. 1638 wurden die Dörfer verwüstet und von dem Rest der Bewohner verlassen. Sie wurden nun von Preen an Jochim Hahn für nur 2477 Gulden verkauft, da weder Menschen noch Gebäude vorhanden waren. Die Mühle kaufte der Küchenmeister von Sternberg für 1447 fl., da sie ja als Mühle mehr Wert hatte. Sie wurde gleich wieder in Betrieb gesetzt als um 1642 einige Bauern zurückkehrten. 1675 wird Kurt Berner auf Wehrendorf Besitzer. Dieser überläßt Dörfer und Mühle am 3. 1. 1683 an Hauptmann Franz Hinrich Sperling für 10 700 fl. Dieser wieder für die gleiche Summe am 1. 10. 1704 an Friedrich Heinrich Hobe. Von ihm kauft Tessin sie am 20. 10. 1705 für dasselbe Geld. Die Mühle bleibt nun bei den Gramstorfer Interessenten und wird verpachtet. Bei dem Vergleich von 1836 fällt sie an die Stadt und diese verkauft sie 1838 an den bisherigen Pächter Wilhelm König aus Wiendorf bei Schwaan für 9850 Taler. Sie hatte neben dem Roggenang noch einen Graupengang und eine Delnmühle. Der neue Besitzer erhielt die Schankgerechtigkeit und erbaute auch eine Regelsbahn. Großer Betrieb war immer am Tag nach Pfingsten, da dann die Bürger ziemlich geschlossen hier freierten.

Am 14. 3. 1832 brannten Wohnhaus und Mühle ab. Der Besitzer erhielt für das Haus 750 Tl., und für die Mühle 275 Tl. Entschädigung, die Tessiner Feuerwehr für schnelles Eingreifen 10 Tl. Ein zweiter Brand bedrohte sie in der Nacht vom 16. auf den 17. Juni 1848.

Der Müller, der beim Löschen stark verletzt wurde, jagte darüber aus: In der Nacht des jüngsten Feuerereignisses bei mir erwachte ich, nahe an der Küche schlafend, von einem Geräusch in der letzteren dadurch, daß jemand mit der Wasserbütte in der Wassertonne klappte, sprang aus dem Bette, und begab mich in die Küche, woselbst sich mein Dienstmädchen, die Tochter des hiesigen Maurergefellen Damman, bei mir mit Taufnamen Mina genannt, mit der Wasserbütte in der leeren Wassertonne nach Wasser tragend wahrnahm, und mich hierüber wundernd mich nach der Veranlassung dazu erkundigte, indem ich die Küche ohne Licht erleuchtet fand, ohngeachtet nach meiner Zeitrechnung die Uhr wohl kaum erst 12 sein mochte, und so wie ich mich nach der Hausdiele begab, wurde ich gewahr, daß aus dem dort gelegenen Fasse mit Spiritus ein Theil ausgelassen war und brannte, welchen Brand die Mina Damman durch Wasser hatte löschen wollen. Weil nun wie gesagt in der Wassertonne kein Wasser vorhanden war, so eilte ich zunächst mit dem Mädchen nach dem Hofe zur Pumpe, ließ dasselbe Wasser schöpfen, und begab mich nach der Diele zurück, um womöglich das Spiritusfaß aus dem Hause zu bringen. Allein kaum war es mir gelungen, dasselbe von der Stellage herunter zu bringen, als ich von dem auf der Hausdiele stehenden Spiritusfeuer ereilt, aber nur mit einem Hemde bekleidet, dergestalt verbrannte, daß ich zu meiner Lebensrettung nun die Flucht ergreifen mußte. Mittlerweile war nun auch meine Frau, von diesem Lärm aufgeschreckt, herbeigekommen, und rief mir, als sie das Haus, namentlich die Treppe brennen sah, zu, daß ich nur zunächst für die Rettung meiner Schriften und meines Geldes sorgen möge, welches ich auch unverzüglich that, und dann nach der Scheune lief, und meine dort schlafenden Knechte weckte, mit der Aufforderung, Leitern herbeizuschaffen, um mittelst derselben meine oben im Hause mit ihrer derzeitigen Erzieherin, der Tochter des hiesigen Uhrmachers Jörns schlafenden Kinder, welche ich zur Rettung schreien hörte, durch das Fenster herunter zu holen, weil die Treppe schon weggebrannt war, und sie mithin auf diesem Wege nicht mehr herunter kommen konnten. Nachdem

die Knechte bereits einige Male zu kurze Leitern gebracht, begab ich mich in meinem Brandschmerze selbst nach der Scheune, und holte die Balkenleiter, mittelst welcher es mir gelang, meine 5 Kinder und die Jörnsche Tochter zu retten. Ich habe an diesem Brande im Ganzen, anfangs fast hoffnungslos, circa zehn Wochen auf dem Krankenlager zubringen müssen. Meine unverbürgte Vermuthung ist, daß die Mina Damman im Einverständnisse mit meinem derzeitigen Gefellen Dose, dessen Bruder, gleichfalls ein Müllergefell, am Tage zuvor bei mir angekommen war, und dem ich Quartier gegeben, welcher nach meiner Uebersetzung solche Nacht nicht zu Bette gewesen, indem ich meinen Gefellen, der seine Schlafstelle in der Mühle hatte, dort nicht vorfand, aus dem Spiritusfasse mit Licht in der Hand gezapft hat, wobei der aus dem Fasse geströmte Spiritus in Brand gerathen, wobei sie den Kordpfropfen nicht bei dem Brande wiederum eingebracht, und jetzt den Brand durch Wasser zu löschen hoffte. Das Mädchen war bei dieser Proceßur vielleicht noch stärker verbrannt als ich, wenigstens liegt sie noch jetzt bei ihren Eltern krank da, obgleich ich von ihrem und meinem Arzte, dem Herrn Doktor Zahn hierselbst erfahren habe, daß die Gefahr bei ihr bereits gehoben, und sie schon außerhalb des Bettes zubringen, jedoch noch nicht wieder gehen kann. Mein Gefell Dose hat sich fremd gemacht, und ist bereits vor längerer Zeit weiter gewandert. Wo er sich jetzt befindet, weiß ich nicht.

Tessin, den 12. September 1842.

Das Kindermädchen Mina Albrecht, 16 Jahre alt, sagt aus:

Ich schlief derzeit, als das Feuer bei meinem Dienstherrn ausbrach, mit einem andern dortigen Dienstmädchen, mit Namen Friederike Buhse aus Jarnewanz, auf dem Hausboden, und erwachten nun darüber, daß wir einen Knall unten im Hause wahrnahmen, welcher wahrscheinlich dadurch veranlaßt worden, daß das in Brand gerathene Spiritusfaß gesprungen und unsern Dienstherrn schreien hörten, wie mir es schien, über den Müllergefellen Dose rufend. Als wir aus dem Bette gesprungen waren, und die Treppe hinunter gehen wollten, fanden wir diese schon abgebrannt und mußten mithin wieder zurück, da wir dann beide zum Fenster hinaus sprangen, ich an der Seite des Hauses, und die Buhse vorne aus dem Dachfenster. Letztere wurde durch den Fall sehr stark an der Schulter und an der Brust verletzt, woran sie eine lange Zeit hindurch festliegen mußte, jetzt aber wieder hergestellt ist. Ich kam glücklicherweise ohne besonderen Schaden davon, weil ich zunächst auf das Dach eines neben dem Hause stehenden Torfschauers gelangte, und dann auf der an diesem Schauer stehenden Leiter hinunterstieg. Wie ich von der Küche aus, wohin ich mich begab auf der Diele alles brennen sah, lief ich wiederum in Angst aus dem Hause hinaus, und hatte nachher das kleinste königliche Kind im Arm, ohne zu wissen, wie ich dazu gekommen bin. Von einem der Knechte habe ich späterhin gehört, daß dieses Kind auf dem Hofe bei der Pumpe gelegen.

Von 1846 — 1862 ist Rohde Besitzer. Nun kauft Tessin die Mühle, da die Stadt ein gutes Geschäft wittert. Die alte Mühle an der Rednitz war nicht mehr in Gang und die Windmühle auf dem Wallberg konnte die Arbeit nicht schaffen. Der Mühlenteich wurde ausgegraben, eine moderne Mühle errichtet und das Bett des Baches unterhalb sehr vertieft. Die Kosten betrugen ungefähr 80 000 Mark. Diese Summe wurde später durch die Leute auf 80 000 Taler aufgebraucht, da der Haupttreiber des Baues, Senator Kruse, später wegen Unterschlagung eingesteckt wurde. Man sagte ihm auch nach, daß er so viele Steine angekauft hätte, daß davon noch das Amtsgericht und ein Wohnhaus

in der Rostocker Straße hätten erbaut werden können. Die neue Mühle wurde nun meistbietend verpachtet, und zwar machte der Sohn des früheren Besitzers König das Meistgebot mit 2000 Tl., eine viel zu hohe Summe, wie die Zukunft lehren sollte. Die Stadt hatte den meisten Acker abgenommen, so daß nur 4774 Quadratrußen dran blieben. Schon nach kurzer Zeit sieht König ein, daß er zu hoch geboten hatte. Er kam um Pachtermäßigung auf 1200 Tl. ein, was jedoch abgelehnt wurde. Er führte zur Begründung seines Antrages an, daß er noch die Glanzzeiten seiner Jugend in Erinnerung gehabt hätte, nun wäre aber der Acker verkleinert, der Bach führe im Sommer für die neue Mühle nicht genug Wasser und der Weg dorthin sei zu beschwerlich. 1865 soll K. 1300 Tl. zahlen. Er bietet aber nur 1000, sonst will er abziehen. Der Kaufmann Lembke bietet nun 1200 Tl. und übernimmt die Mühle am 1. 1. 1866.

König hat noch einen Rückstand von 1225 Tl. zu zahlen, für welche Summe er um Niederschlag bittet. Stadt und Regierung wollen nicht einwilligen. Da wendet er sich an den Großherzog und bekommt 1000 Tl. Nachlaß. Wegen späterer Pacht Schwierigkeiten verkauft die Stadt die Mühle an den Müller Koch. Nach dessen Tode ist Müller Thiel während der Minderjährigkeit der Kochschen Kinder 11 Jahre lang Pächter. Dann übernimmt Koch jun. sie. 1918 verkauft er sie an den Müller H. Schuldt. 1930 brennt das Mühlengebäude vollständig ab. Es wird nicht wieder aufgebaut und Sch. überläßt die jetzige Kleinbauernstelle an den derzeitigen Besitzer von Seef. In der Zeit der Großmühlen und wegen der ungünstigen Lage wird die Mühle wohl nicht wieder aufgebaut werden. So wird wohl nun der Name noch lange Zeit an eine 700jährige Zeit erinnern.

Trüber Tag

Von Richard Giese-Warlow.

Der Tag ist trüb, der Tag ist grau,
Kein Sonnenblick und Segen,
Nur Nebel, Nebel überall
Auf Feld und Flur und Wegen.

Kein froher Laut und lichter Glanz,
Nur Krähen krächzen ferne — — —
Und ich hab doch den Vogelsang
Und Sonnenschein so gerne.

Aus Mecklenburgischen Sagen

Elfr. Wendler.

Warum die Malchiner den Fangelsturm bauen mußten.

Einst wurde im Malchiner Rathhaus ein großes Fest gefeiert, wozu auch der Freiherr von Kummerow, dessen Ländereien damals noch bis an das Mühlenort grenzten, geladen war. Als die Gesellschaft in fröhlicher Stimmung beim Mahle saß, hob einer der Ratsherren seinen Becher trank dem Freiherrn zu und sagte: „Wie wär's Herr Ritter, wollt Ihr uns nicht Eure Ländereien bis zum Kummerower See verkaufen?“ Da lachte der Ritter und sagte: „Freilich, gern, wenn Ihr Geld genug habt, sie mir zu bezahlen“. — Der Freiherr wußte wohl, daß die Stadt das Geld nicht besaß, und so fuhr er fort: „Ich will Euch einen Vorschlag machen: so viel Land, wie Ihr in dieser Nacht von 12 bis 4 Uhr mit einem paar Zugochsen umackert, will ich Euch schenken, zum Andenken aber müßt Ihr mir am Mühlenort einen Turm bauen und daran mein Wappen anbringen. Sobald Ihr aber den Turm wieder einreißt, fällt das Land an meine Nachkommen zurück“. Die Malchiner waren einverstanden und verpflichteten sich mit Brief und Siegel die Abmachung einzuhalten. Nachts um 12 Uhr zogen nun die Malchiner Ackerleute mit einem Paar Zugochsen los und ackerten eine breite Furche von Malchin bis Duckow, von dort zum Kummerower See und in weitem Bogen nach Malchin zurück. Gerade als die Kirchenuhr 4 Schläge schlug langten sie wieder am Mühlenort an. Das gab natürlich am andern Tag einen großen Spaß, doch der Kummerower Ritter hielt sein gegebenes Wort, das Land gehörte fortan der Stadt Malchin. Freilich mußten nun auch die Ratsherren ihr Versprechen

wahr machen und einen Turm bauen, den man den „Fangelsturm“ nannte. Später diente er als Gefängnis und als die Malchiner dann mal ein neues Rathhaus bauen wollten und ihnen die Bausteine knapp waren, wollten sie den Fangelsturm einreißen. Doch da warnte ein alter Bürger: „Daut dat nich, Kinnings, dei Kummerowsch fickt all ut dei Aken“. — So blieb der alte Turm stehen und steht noch heute, trotzdem das Wappen daran längst verwittert ist.

Wie die Ivenader Eichen entstanden.

In dem Graf Plessenschen Besitz Ivenack stand einst ein großes Nonnenkloster. Die Abtissin hielt auf gar strenge Zucht unter ihren Klosterfrauen und führte ihr hohes Amt gewissenhaft und ohne Tadel. Einmal aber hatten trotz strengster Aufsicht sieben junge Nonnen ihr Gelübde gebrochen und eine Todsünde begangen; nun sollten sie zur Rechenschaft gezogen werden und strenge Buße stand ihnen bevor. Die jungen Nonnen aber waren entflohen und alles Suchen nach ihnen war umsonst, und doch waren sie nicht über Ivenack hinausgekommen, als die Strafe des Himmels sie ereilte und sie in Eichenbäume verwandelte. Alle diese Eichen sollen ein Leben von tausend Jahren haben, erst dann verdorrt die erste Eiche und damit ist eine Nonne erlöst. Hundert Jahre später verdorrt die zweite Eiche und wieder ist eine arme Nonne frei. So geht es alle 100 Jahre weiter, bis auch die letzte Klosterschwester ihre Strafe abgehüßt hat.

Zeitbilder vaterländischer Cultur- und Landesgeschichte

illustriert durch besonders interessante Episoden aus dem gräflich von Hahn'schen Familienbuche.

Unter den vielen uralten Mecklenburgischen Geschlechtern, deren Geschichte wir bis ins 13., sogar theilweise bis ins 12. Jahrhundert zurück verfolgen können, wollen wir eins der bekanntesten und berühmtesten herausgreifen, das der Familie von Hahn, von der des Hochinteressanten, vergangene Zeiten scharf Charakterisierendes, gar Manches zu berichten ist.

Als bekannter Stammvater wird der mit Salburg Ketelhodt aus Wattmannshagen 1230 vermählte Eckhard Hahn angeführt, dessen Bruder sich Dechow nach seinem im Rakeburgischen gelegenen Gute gleichen Namens nannte, unter Beibehaltung des von Hahn'schen Wappens. Einleiten möge ein Actenstück aus dem ersten Theil der von Hahn'schen Geschichte, dessen Wortlaut folgendermaßen:

„Fürsten, Vasallen und Staedte der Wendischen Ostseeländer schließen am 13. Juni 1283 ein Landfriedensbündniß“. Cum domino Johanne duce Saronie sponponderant et iurauerunt hic: Bolesmarus et Bolesmarus filius eius David de Carlowe, Ditleuus de Parkentin, Cinese Hale, Heyno Schade de Lüneborch, Hartwicus de Rizerowe, Johannes de Balch, Vorchardus de Gezow, milites, Johannes de Crumesse famulus; cum domino Wizlav principe Buidnorum Mathens et Guevardus fratres dicti Mosten, Nicolaus de Dintz, Henricus Pape, Wernerus de Tribesee, milites; cum comitibus de Zwerin: Ludolfus Moljan et Friedericus filius suus, Ludolfus Hasentop, Johannes de Dambese, Ericus Anthonijs, Woz de Reiberg, Gherardus de Gezen, Stodhuysch, milites; cum domino Bernardo comite de Dannenberg: Eckhardus Ribo, Bertoldus de Stortelenbocle, milites; cum domino Johanne Magnopolensi: Fredericus Smelere, Eckehardus de Gutow, Hinricus de Bülow, milites Nicolaus de Bülow famulus; cum Henrico et Johanne dominis de Werle: „Godeko Luch, Wolradus Darges, Johannes Roz, Nicolaus Gallus, H. de Blotow, Fidericus de Buren, Jordanus et Gerhardus fratres de Cropelin, Johannes Cabolt, Johannes et Bernardus fratres de Belin, Sifridus de Rnthdorp, Radolfus de Htnwardestorp, Grubo, Duding, Wolzeke, Denekow, Mathias Galerus (Ketelhof), Hermannus de Langheborde, Heydenricus de Lu, Bernardus de Lesten, Johannes de Goldebog, Jo de Duzcin, Johannes de Lipen, Hen. Storm milites, cum Het Jo domicellus Magnopolensibus: Bertoldus Pren, Otto de Beuentlo, Hinricus de Varnekow, Ludolfus de Traemunde, Benedictus de Rodenbese, Hennigus de Stralendorp, Marquardus de Lo, Gherardus et Hartwicus fratres dicti Mehise, Hennigus dictus de Cremon, Johannes de Bernin, Otto Wackerbart, Godescalcus Pren, Tedwicus de Ordzen, Godeke Doitenberch, milites; cum Jo et Het Vor dominicellus de Rozstock: Gerardus de Rozstock, Johannes Babbe, Meddagus, Jo, Fredericus et Conradus fratres dicti Mostele, Coscolcus Polene, Henricus Lupus, Georgius Mostele, Gerrardus de Oldendorp, Henricus de Tune, Godeke de Tribow, Henricus Cat, Lambertus de Manegoldeshagen, Wolradus Smeler, Bordekow et Fidericus de Alant, Bertoldus de Jork, Wernerus de Arefow, Bertoldus Latecop, Fredericus Aercdorp, Wernerus Geezevitz, Marquardus de Dragum milites et alii quam plurimi milites et armigeri fidedigni.

Aus Quellen, die älter als das obige Document, treten uns folgende Namen entgegen: 1162 Brisebuer und Gamn, 1192 Britz, 1194 Mussan Bere.

In einem Grenz- und Heirathsvertrag der Fürsten Johann von Mecklenburg und Nicolaus von Werle mit dem Grafen Gunzelin und ihrer Schwester, d. 30. October 1230, finden sich außer andern folgende Namen: Testes. Bernardus comes de Danneberch, Johannes Magnopolensis et Nicolaus dominus de Rozstock, fratres Alvardus Gans, Thetlephus de Godebusch, Johannes de Snakenborch, Thetlephus inuenies Wernerus de Ketelenborch, Petrus de Gansethorp, Wizlalus, Johannes de Balisen, Eckehardus Hane. (Gatin Salburg Ketelhot-Wattmannshagen) Otto Bersarius, Otto Bawarus, Salomon, Johannes de Crupelin, Henricus de Roma, Nicolaus de Brusenuz, Godescalcus nepos domini Thetlephi, Johannes de Bulowe, Conradus de Suinga, Jordanus de Poterowe et alii quam plures.

Aus Documenten nachfolgender Zeiten entnehmen wir andere Namen: 1236 de Mulkhan, Picht. 1237 Godefriedus de Bulowe, Leuerus de Pluzekowe, Henricus Ribe. 1240 Conradus de Sture, Remardus, Otricus, Johannes, Heidenricus, Hermannus Henricus de Lu milites Christi. 1241 Euderus de Bluchere, Geroldus de Peccatle. 1261 Ludolphus Hardenade, Nicolaus de Ekerenuorde, Hartwicus de Buhdowe, Eckehardo de Dechow, Thdericus Quidzowe. 1272 Aug. 1. und Dec. Mauritius comes de Spiegelberge, Joh. de Crupelin Raboldisdorpe, Wtuingus et Johannes fratres Oldenburg, Conradus Berchane. 1273 Joh. Roz, Segebodo de Holtdorp, Conr. de Brochusen, Thetlev Wackerbarth, Henricus de Mlotowe, H. de Colonia, Joh. Rabolt. Prieseburius et Johannes frater suus. Fred Bruschanere, H. de Grimun, Henricus Lache, M. de Gene, Diricus de Bardenulei. H. de Ludorpe, Joh. de Belin, Otto Neuettlo, Henricus de Siwan. Gherardus et Nic Ketelhut. 1292 Hufischol Gammo, Arnoldus de Wcedhen, Cosendorp. 1293 Gothemarus de Rehowe, H. de Grammelin, H. Schade Ritter. 1297 Tessenmarus de Lewekow, H. de Lucco, Nicolaus Huriz (Zarchelin und Gallin, Klosterquiter Doberans nimmt Bernhard von Belin auf Lebenszeit in Pacht 1299). 1300 Joh. de Reithze, G. de Moderitz. 1329 Joh. Aeding, Anappe, Gherth Zwegin to Sverstorppe (Schwastorf). Von Heneke Bramulen (Prebberede 1385 an Familie v. Bassewitz verkauft). 1499 d. 18. Dec. Henning Warborch to Ballin, Otto Bieregge-Wokrent, Rehmar von Plessen to Brillenisse. 1553 Claus von Oldenborch to Grmmelin, Claws van Lesten to Wardow. 1471 Ghunter Lewekowen to Schorrentin, Hans to Lewekowe, Radke Aerkdorp to Rnthör. Ludekeund Claves. Hanen, Jessuluen heren Ludeken Zöne ridderen Hans Hanen und Otto Hanen, alle to Basedowe. Dargun 1444. v. Nestorp-Wolke, D. Sukow prawest tho der Berchen, Bedege Bugenhagen tho der Reringe, Heinrich Smeler-Wüstenfelde, Bide Vere-Rutgerow, G. van Nestorp, ratmann tho Malschin, Tidke Lowkow tho Leuekow, Smeler-Gülkow, Hinrich Hane-Arnsherghe, Achim van Hagen-Bufow.

In der „Geschichte der Familie v. Pentz“ lesen wir wie folgt: „Ritter Thetlev von Gadebusch empfing das ganze Land Loitz, wo er 1242 der Stadt das stibische Recht verlieh. Indem den deutschen Kriegersleuten deutsche Bauern auf dem Fuße nachfolgten, wurde die Germanisierung des slavischen Landes mächtig gefördert. Erscheint in pommerischen Urkunden bis 1266 Fürst Wartislav ausschließlich in wendischer Umgebung, so weisen in der Folge die Zeugenreihen überwiegend Deutsche auf, wir nennen hier: Hahn, v. Malskahn, v. Walsleben, Thuringus (v. Düring), v. d.

Osten, Sconenelde (Schönfeld), Badelafen, v. Angern, v. Apeldorn, Behr, Honig, v. Erienenborch (Artenburg), Picht, Wien, v. Penz.

Sind auch gar manche Namen der angeführten Zeugen längst erloschen, so giebt es doch noch eine große Anzahl, deren Familie auch heute noch blühet, und wird den geehrten Lesern diese Abschweifung von der wieder aufzunehmenden v. Hahnschen Geschichte aus dem 14. Jahrhundert gewiß willkommen sein.

Goldberg, den 3. Mai 1337.

Verleihungsurkunde.

Es verleiht „Junfer Johann von Gottes Gnaden Herr von Werle“ seinen lieben getreuen Mannen Claus, Eckard, Matthias und nochmals Claus Gebrüdern, die die Hahnen geheizen sind, und ihren rechten Erbnehmern mit gesammter Hand, die drei Dörfer Basedow, Gessin und Sand-Liepen, die in seinem Lande liegen, mit allem Recht, Pflicht, Noth und Freiheit, als er zu den Dörfern hatte, mit Aedern, gebaut und ungebaut, mit Campen, mit Felden, mit Wegen und Umwegen, mit Weide und mit „Wischen“ mit „Bröken“ und mit „Torve“, mit Wassern und Wasserlausten, mit „Hotte“ und „Strüke“ und Büsche, mit dem größten Rechte an den Hals und die Hand und mit dem mindesten Rechte den Ober- (Hals-) und Untergerichten mit „Cröchpfennigen“, mit „Munte“pfennigen, mit Rindergelde und mit Hühnergelde (Hanegelde) mit aller Pfennigbede und mit aller Kornbede usw.

Am 25. October 1351, dem Tage Crispini und Crispiniani, kam es zur Schlacht bei Loitz am Schöppendam zwischen dem Herzog Albrecht von Mecklenburg, Fürst Nicolaus von Werle-Güstrow und Nicolaus Hahn, dem, seit Rudolf Moltzans im Jahr 1341 erfolgten Tode, Pfandbesitzer von Loitz, gegen die Herzoge von Pommern-Bogast, die den Herzog von Pommern-Stettin zu Hülfe gerufen, der denn auch mit großen Heerhaufen heranrückte. Im Anfange fochten die Mecklenburger und Werler glücklich, denen sich auch die Grafen von Güstrow angeschlossen und besetzten ihre Pfandschlösser; da aber stürzte sich Barnim mit vereinten Streitkräften auf Hahn, welcher nach tapferster Gegenwehr der Uebermacht endlich weichen mußte.

Der junge Graf von Güstrow, der eben seine Hochzeit feierte, flog, im Bewußtsein seiner Vasallenpflicht und in edlem Zorn über das Hin- und Herschwanken seines Geschlechts, mit seinen Gästen dem Mecklenburgischen Landesherrn zu Hülfe, war im Verfolgen des Feindes zu eifrig, ward umringt und gewann statt des Brautkranzes die Todienkrone, und fiel mit ihm das Grafengeschlecht derer von Güstrow ins Grab, da ihm auch der hochbetagte Vater bald folgte. Nikolaus Hahn, von Wunden und Kriegsarbeit erschöpft, konnte nur mit größter Mühe auf einem Ochsen vom Schlachtfeld gerettet werden. An diesem Tage zerfleischte die Kralle des Greifen den Stamm des Hahnes, wie sich ein alter lateinischer Spruch ausdrückte.

Trotz tapferster, ehrenvollster Gegenwehr war die Schlacht von Loitz verloren, und als sich die Trümmer der Armeen später wieder mit den Mecklenburger Truppen Herzog Albrechts vereinigten, empfing dieser Hahn mit den Worten, die ein altes Volkslied aufbewahrt:

„Hane, Hane, wer heft thoreten dinen Stamm?“

„Here, dat heft gedan Hertoch Barnam dat is ein klein man von live, överst grot in live“. (Streit)

„Wo hestu denne gelaten unse Lude?“

„Her, se synt in godem Beholde, synt se nich tom Zunde, so synt se tom Gripewolde“.

Siebzehn Jahre später, am 10. November 1368, besiegten in der Schlacht bei Damgarten die Mecklenburger und Werler die Pommern, nahmen Herzog Wertislaw und den Kern seiner Ritterschaft gefangen und gaben sie erst gegen ein bedeutendes Lösegeld wieder frei. Hier hatte Nikolaus IV. Hahn tapfer gefochten und die Scharte ausgewetzt, die dem Heldenname seines Vaters geschlagen war und wurde sofort auf dem Schlachtfelde zum Ritter erhoben.

Nach seinem, im Jahre 1374 erfolgten Tode entstand noch ein Streit über sein Begräbniß, da ihm trotz seines vielbewegten Lebens die Geistlichkeit selbst im Grabe keine Ruhe gönnte. Auf einem seiner Kriegszüge hatte er das holsteinische Stiftsgut Sülten geplündert, war dafür in den Bann gethan und sollte nun aus seiner Familiengruft in der Klosterkirche von Dargun entfernt werden; da dies nicht sofort geschah, wurde auch das Kloster Dargun mit Bann und Interdict belegt, bis der päpstliche Auditor, Dr. Wilhelm, am 15. December das Urtheil in Avignon sprach, beides wieder aufhob, so daß Nikolaus Hahn in seiner Ruhestätte verbleiben durfte.

Zur Gewinnung eines Einblicks in die Art und Weise der Belehnung mit heimgefallenen Gütern in mittelalterlicher Zeit möge hier das Beispiel einer solchen mit ihren einzelnen Modalitäten Platz finden.

Durch Herzog Ulrich von Mecklenburg erhielt der Landrath Heinrich von Hahn-Ruchelwitz nicht nur die, in Folge des Aussterbens der Familie von Plote 1464 frei gewordene Würde des Erblandmarschallamts des Meckl. Strelitzer Landes am 12. November 1469, sondern zugleich auch die von Bertekow'schen heimgefallenen Lehne Pleez, Koga, Salow, Bassow, Schwanbeck, Kamelow und Wendorf mit den dazu gehörenden Bauernhöfen und Hufen von Dahlen, Staven, Ruhblau und Roggenhagen mit der Bede von Brisewitz und Brome und den von Bertekow'schen Antheil an Neverin, so frei, wie die von Bertekow sie besaßen. Zahlen nun mußte er an den Herzog Ulrich 1600 Rheinische Goldgulden, von Bertekow's älteste Tochter Slave aussteuern, beleibzüchtigen und sie seinem ältesten Sohne Nikolaus zur Ehe geben, wodurch er denn auch ohne große Weiterungen das von Bertekow'sche Allodialvermögen an sein Haus brachte. „Die anderen beide Jürgen Bertekowen Doctern sollen sich in ein Kloster begeben“ und von Hahn dazu ausgesteuert werden, und Jürgen Bertekow's Wittve von ihm 400 Rheinische Goldgulden bekommen. Seitdem ist das, mit dem Besiz von Pleez und Koga verbundene Erblandmarschallamt in der, jetzt gräflich von Hahn'schen Familie verblieben.

Edhard VII. Hahn war 1569 mit Anna von Bülow vermählt. Ihr Vater, Hans von Bülow auf Marnitz, sagt in einem Originalschreiben an Herzog Johann Albrecht von Mecklenburg am 26. April 1573, daß er „seine freundliche, liebe Tochter dem edlen und ehrenfesten Eggert Hahnen zu Arensberge erbgewessen, vor vier Jahren ehelich habe beilegen lassen.“

Ein gar anschauliches Bild von der Verbürgung in früheren Jahren liefert uns nachstehende traurige Begebenheit. Viele H., aus dem im 14. Jahrhundert gegründeten v. Hahn Damerower Hause, der mit Enkelte Gamm in der Schmiede von Poserin die Nacht durchgezecht, hatte das Unglück in der Trunkenheit beim Wortwechsel den Schreiber seines Veters, Lorenz Hansen, am 4. Februar 1585 durch einen Stich ins Anie derartig zu verletzen, daß er am nächsten Tage daran starb. Hahn, der diese That bitter bereute, entfloß, wurde aber ergriffen und gefänglich eingezogen.

(Fortsetzung folgt.)

Dei General-Reeder

John Brindman.

(Fortsetzung.)

Mi wir so as wenn dat dat Best för mi wir, wenn id mi man glit twischen dei Buttingen van dei Brigg un den Schpahl van dei Lagerbrügg saching dallest, bät twei Fant Water aewer minen Stopp stünn'n. Dor güng dat dicht achter mi klipp, klapp! triff, traff! klipp, klapp! „Dor is westliche Wind, südwestliche Wind in 'e Luft, Keppen Feuer.“ Id feel mi um. Dat wir Humpel-Davids, dei dor bi mi stünn un grar' dat Primitje van dei linke Back in dei rechte raewer stauen deer. Id sār nix. „ne seine Brigg, Keppen, dei Agamemnon, 'n fein Fohrtüg. London, wat? Dat ritt moi, mit Kapplaten, Keppen, moi, segg id immer. Un wenn dat Kapplaten nich wir, denn kinn der Deuwel för mintwägen mit dei ganze Seefohrt asburren as dei steigende Hollänner. Id glöw dat dor männig Snaesel van Korrespondentreeder mit dat Kapplaten in sin eigen Tasch affohren deer, aewerst dat litt dei Generalreeder nich; ne segg id immer bi mi, ne, Derche Davids, dat litt hei nich. Un wenn so'n verfluchtigen Rader mi' min Kapplaten stridig maken wul, Gott verdom mi, dor wör id em mit minen Handstock vör den Daets slahn, dat em dei Ogen ut dei Klüssgaten rut fisen jöl'n.“ Id wüßt recht gaud, wo dat up anspälen deer. Swanken sin noble Maxim güng mi twors dörrch den Stopp, aewer id geew Derche Davids doch sin Markstück, as id dat all vördissen as Stürmann dahn harr, wenn id utleep ore binnen keem. So deip geslagen as id of wir, id kinn dat doch nich aewert' hart bringen, Humpel-Davids ahn 'ne Kleinigkeit affohren to laten. Sei bifel sid dat Markstück, grin't sid aewer dat ganz Gesicht un smet nahst dei heile Ladung Tobackssaft up dei Bahl van dei Brügg, dat dat man orig so sprüeten deer. „Seihn Sei woll, Keppen“, sār hei dunn to mi, „as id hüt morn upstünn, un mi nah dei Wind ümfälen har, dunnso bisünn id mi, dat id keinen roden Söbling to'm lütten Affewit in min Furrid har. Schar't em nich, sār id to mi, schar't em nich, Derche Davids, din Kapplaten friggst du doch un din'n Affewit of. Stür du man din'n Kurs, gah du man dinen Gang. Dei Generalreeder dei weit dat, wat du keinen roden Söbling mir hest. Dei verlett kein irlisch of Rostocker Stadtkind, wat ut den Mars van so'n verdammtigen Zweihundörtigpünner schaten is un sid Arm un Bein hett brälen mößt. Dat deit hei nich, Derche! Un dor stür't id denn minen Kurs dei Lagerstrat dal un trojedus up dei Lagerbrügg los. Dor freeg id Sei up'n Rifer. Ahoi! den id, dor is dei richtige Mann. Dei hett woll Orre fragen van den Generalreeder, di dat Kapplaten hüt uttohitahlen. Ja, ja, Keppen Feuer, dei Generalreeder hett 'n widen Rifut. Dei sitt baben in den Mars van dei Welt, un dei verlett kein irlisch Rostocker Stadtkind, wenn Holland in Not is. Na, glückliche Reis' of, Keppen, un wenn Sei wedder Haben binnen lopen, denn will id mi dor mal nah ümseihn, wat Sei nich wedder Orre fragen hemm'm, Derche Davids sin Kapplaten uttofiren, un sünd Sei dat denn nich, denn is't 'n anner.“

Dornit klipp klapp! klipp klapp! schef't Humpel-Davids wedder af. Id feel em nah. Sei stür't richtig nah Bett'e'n sin Baur' rin un hett sid dor worscheinlich sinen lütten Affewit afsaalt. Up dei Marigentkirch slög dei Klock elben. Sid Klock söß har id all so up dei Brügg rüm dämert. Mi wir ganz huttlich un schudderig, denn id wir ahn Matt un Drög van Hus gahn in dei Ungedur un Pin, dei an mi frei as 'n Bürriek in't Appelbüschchen. Na Hus kinn id noch nich. In Lötting er blagen Ogen kinn id nich fisen, ahn noch gor tau väl truriger to warden as id all wir.

Mi löp 'ne Tran an dei Näs' dat, as id so an er denken deer, un wo dat einmal mit uns warden söl. Un dei Mönkebrügg wör ut dei Jsis Hemp utlar't, dei wir vör acht Dag' ut Petersborg ankamen. Wenn Ohlsen doch din Ladung hemm'm fall, denn is dat am En'n geraden, wenn du to em geihst un em fröggst, ob hei di nich 'ne Stürmannshür günn'n will, dacht id bi mi. Maeglich is dat, dat hei dat deiht, sin Maat hett jo gisteren in't Krankenhaus bröcht warden mößt. Bit du man in'n suren Appel, Martin, dat helpt nich. Dahn möt wat warden. Dat büßt du Lötting un Mining un Stining schüllig; dorvör büßt du 'n Rirl.

„Nem Vergäwung, sünd Sei nich Keppen Feuer?“ Id feel up, dor stünn 'n lütten run'n Mann vör mi. „Dei bin id“, sār id, „wat steiht to Sei Eren Deinsten?“ „O, nix“, antwurt't hei. „Sei kennen mi woll nich, as mi dat vörstümmt. Sei sünd aewerst so lang' van Hus weg wäst, dat id Sei woll 'n bäten ut dei Stundtschaft kamen bin. Id bin dei Reiperölst Bahl, Keppen Feuer. Wat Sei Er selig Badding wir, dei hett mi gaud naug kennt. Id herw mi den HEMP ut Ohlsen sin Schipp biseihn. Un as id hir so vörbi keem, dor sār id to mi, du lannst di of man en den „Agamemnon“ ankisen un woans em dat laten deiht, nu dat hei vullstännig tatest is. Dat's 'ne heil smude Brigg, dat fall wor sin. Id lann nich seggen, dat so'n Fastgelsah mi recht toseggen deiht. So'n richtig Brigg is doch 'n annern Snack. Dor sünd mir Pir vör 'n Wagen, un wenn dei gröttre Spanndeinst of 'n Handdeinst mire verlangt, schar't em nich, segg id immer, dat geiht doch flinker bi 'n Wind, un Tid gewonnen, väl gewonnen. Regst Boch nimmt woll dei „Agamemnon“ sinen Weiten in, wat? Herw man hürt, dat Sei mit Snaesel un Abensetter asflaten hemm'm. Bulle Ladung, nich? nah London an Kastendiehl un Henz, ore heit dat Hus anners?“

„Dat is woll all so intendirt wäst, min leiw Herr Bahl, aewerst dor ward sacht nu nix mir ut, un ob id je minen Fant as Kaptän van den „Agamemnon“ up sin Deck setten dauh, dat's dissen Ogenblick so unworscheinlich, as dat vör'n Antonitermin worscheinlich wäst is.“

„Sei kaenen einen jo orig versiren, Keppen Feuer.“

„Je, Meister Bahl, id herw dat toirst of dahn, as dei Maeglichkeit an mi ran keem. Nu aewer versirt mi nix mir. Id herw mi dor all hallwägs in sunn'n.“

„Sei will'n doch nich gor seggen, as ob dei Brigg Sei wedder afnamen ward.“

„Je, Meister Bahl, dat ward dor woll van herkamen, wenn bät aewermorn kein Rat schafft is. — Hemm'm Sei denn dor noch nich van hürt? Id mein, jeres lütt Rind up dei Strat kinn Sei dorvan vertell'n. Id mag mi sülsen gor nich mir up dei Strat un mank Lür' seihn laten.“

„Ne, id herw of kein starbendiges Wurd dorvan hürt. Wo lann dat denn minschenmaeglicherweise taugahn? Herr du mein Jeses, dor hürt jo Rrid un Rodstein bi up.“

„Ne, bi Rrid un Rodstein hürt dat nich up“, sār id. „Meister Bahl, dor is dat mit anfangen, un geiht dat an't Mager, nu kümmt dat Butten'n nah. Dei Spesen wören mi man einfach afnamen, dei sünd mit düwvelft Rrid schraben un mit Rodstein ünnerstraken, un fräten mi un den „Agamemnon“ einfach up. Seihn Sei, min leiw Herr Bahl, dat is dei einfachste Geschicht van 'e Welt, un dat is nix Niges as man blot, dat sei mi un dei Brigg dor passiert.“ Un dor id nu doch einmal in'n Tog wir, so vertellst id em allens horflein, wo dat taugahn wir, dat Vörspill mit Agent Möppern un dei blaurige Nahklapp mit Hoffrat Brümmern.

„Hum, hum“, — sår ol Bahl un wischet sich mit sin bom-
wullen Dauf den Sweiz van 'n Vörköpp. „Dat is jo 'ne
ganz verfluchtige Geschicht. Dor sünd jo Hunn'nhor mank.
Wo hemm'm Sei sich of üm Gottes Jesuswillen man blot
mit Möppern un Brümmer'n aewerall insaten künnt. Möp-
per is 'n jungen Windhund, 'un Brümmer is 'n ol'n
Zwinhund. Dat will id er bei' schriftlich gäben. Möpper
is stadtrüchtig und Brümmer is regulär landrüchtig. Hum,
hum, hum. Gäben Sei man Pas, dei beiden hemm'm ün-
ner ein un dei süstige Deck spält, Keppen Heuer, un dei
Windhund hett den „Agamemnon“ den Zwinhund in't
Gorn taujagen hulpen. Van alle dullen Hunn'n sünd dei
Windhunn'n un dei Zwinhunn'n dei düllsten, dor möt ein
sich vör händen, as dei Kaesch vör dei Soldaten, dei Kan-
ditermamsells vör dei Leutnants un dei Eddelsröhlens vör
dei Kutschers. Newerst kein Hund is nägen Johr dull,
hei stöht doch toleht up'n Schinnerknecht. Szü, hü, hü, also
Musche Brümmer? Seihn Sei mal, Keppen Heuer, Brüm-
mer is 'n hehlichen Racker, id glöw, hei wör sin eigen Groß-
mudder den leiwen Gott asprozessieren un den Düwel tau-
wennig maken, wenn dor wat bi to raden wir. Prozessiert
nich dei Hallunk mit minen Zwigersaechn, den Stauhmaker
Mauk, wat sin Hinnerawer is, wägen sin Warstuben-
finster, dei sich siwuntwintig Johr all vör Brümmer sin
Tid up Brümmer sinen Goren gahn sünd, un Mauk möt
sei richtig taumuren laten, wil man noch drei Maand an
dei Verjörung sälen. Wat dei ol Mauk wir, dei har Brüm-
mer sinen Börgänger dat mit föstlig Daler afföst, man
dat Poppier doraewer wir weg, un dat har Brümmer
sin Fru von Ramsell Preißelten in'n Tee bi Fru Senatarn
Propp to weiten frägen, un so wir dat bi Brümmer an
dei recht Alod kamen. Szü, hü, hü, also dei Musche Nüdlisch,
dei Brümmer hett sin schuftige Hand mank Sei Er Korten.
Hei kalkuliert also so, mööten Sei weiten, kümmt dei „Aga-
memnon“ ünner den Hamer, un möt dat Geld all bor ut-
firt werden, denn kümmt hei nich höger as siwduusend
Daler. Denn föstt hei em, sett'ten Settschipper dorup, Frä-
den hemm'm wi, dat Geld kümmt ut dei Muslöcker binnen
ein ore twei Johr all wedder rut, un denn mast hei 'n
Proffit van hummert Prozent. Sühst Du wo Du blüht! Dor
fall em aewer 'ne ol Ubl säten hemm'm. Wo väl wir dat
noch, Summa Summorum? Achthunnert Daler? Dei
kaenen Sei von mi frigen, Keppen Heuer, kaenen Sei van
mi noch hüt un dissen Dag kriegen. Weiten Sei wat, Sei
halen dei Poppiere van dei Parten, wi gahn nah Peter
Beddern, dei nimmt dat 'n bäten in dei Ferrer; dei warden
bi't Gewett hinnerleggt un nahst up minen Namen jedirt,
denn is allens in gehörige Ordnung un Schick. Möpper fall
sich woll gäben un ward Gott sinen Schöpfer danken, wat
hei dor so van affümmt. Denn kaenen Sei dei Ladung
Weiten innämen un Glück up dei Reis'. Sei hemm'm
twors kein einzig Trost för dei Brigg bi mi maken laten,
un dat snitt mi in 'e Seel, wat dat Kadel, dat dor up dei
Roof liggt, nich up min Bahn mast is; Puhst hett dei
ganze Arbeit hatt, schar't em aewerst nich. Id weit recht
gaud, dat Düker un Cornelsen Sei dor fotoseggens to
dwungen hemm'm. Wat Sei Er selig Badder wir, as hei
noch den „Poseidon“ führen deer, hett all wat hei an Rei-
perarbeit bruten deer van mi namen. Id denk, nahdisen
günn'n Sei mi of 'n Schilling. Den Gefallen möten Sei
mi aewerst dauhn, Keppen, wenn Sei den Snaesel, den
Brümmer, dat Geld bringen dauhn un den Wessel wedder
in 'e Tasch hemm'm, un hei Sei fragen deist, wo Sei dat
Geld herkrägen hemm'm, dat Krüschan Bahl dat wäst is,
un dat Krüschan Bahl dat recht in dei Seel woll dauhn har,
Herrn Hoffrat Brümmer up disse Wis' wedder to sin Geld
to verhelpen, un dat Krüschan Bahl immer bereit wir, em
so'n Ori Gefälligkeit to dauhn, wenn dei Gelägenheit sich
mal wedder drapen söl.“

Na, dei Taf wör noch vör Middag in Richtigkeit bröcht.
Alod ein bröcht id Brümmer dat Geld. Sei mast grote
Ogen, as id em dat Geld up den Tisch henteilen deer. „Dor
sünd of so väl Prüfentöpp mank, as in disse swore Tid
man sichtsens uptodriben wiren, Herr Hoffrat“.

„J, das ist mal nett von Ihnen, bester Kapitän, daß
Sie so freundlich die Marotte eines alten Mannes berück-
sichtigen. Das ist äußerst nett von Ihnen, wie gesagt,
äußerst nett. Klepper haben Sie nachgezählt, wie? Zählen
Sie noch einmal, Klepper. Nur der Richtigkeit wegen. Sie
haben Glück gehabt, bester Kapitän; wahrhaftig, Sie kön-
nen von Glück nachsagen, daß Sie das Geld noch in der
zwölften Stunde gekriegt haben. Tut meinem alten Her-
zen ordentlich wohl, weiß Gott. Das Geld ist so rar in
diesen traurigen Zeiten, so rar, Gott soll mich strafen,
man kann es bei der Laterne suchen und findet es doch
nicht. Nein, kann Ihnen gar nicht sagen, wie mich das
freut. Hab's immer gesagt, hab's immer gesagt, es gibt
doch noch gute Menschen in der Welt. Haben Sie noch-
mals gezählt, Klepper? Zählen Sie dreimal, lieber Klep-
per, zählen Sie dreimal! Aller guten Dinge sind drei. Da
liegt Ihr Wechsel auf dem Tisch, bester Kapitän, wie? Da
haben Sie Ihren Wechsel, nicht wahr, alles in Ordnung.
Alles in schönster Ordnung abgewickelt, nicht wahr? Ver-
gessen Sie auch ja nicht den Wechsel, bei Leibe nicht!“ „Ne,
Herr Hoffrat, dor kaenen Sei sich up verlaten, dat dat nich
geschäht. Möpper wör frilich seggen: Das macht nichts;
aewer id bin mi dor nich so ganz säter in.“ „Zehr richtig,
bester Kapitän, ganz außerordentlich richtig und vernünf-
tig von Ihnen gedacht. Mit solchen Dingen ist nicht zu
späken.“ „Ne, för 'n Spaß herw id dei Taf of nich an-
namen,“ sår id un rei den Wessel intwei un stöf em in min
Rocktasch. „Das nenne ich kurzen Prozeß machen, weiß
Gott, kurzen Prozeß machen. Nichts geht über 'n kurzen
Prozeß. Aber noch eins, bester Kapitän, wie? Wäre es
unbescheiden, wenn ich mich zu fragen erdreiste, wer —“
„Sei meinen van wän id dat Geld herw?“ „Richtig,
bester Kapitän, sehr richtig. — Klepper, schließen Sie das
Geld in die Geldkiste! Klepper, hören Sie, in die Geldkiste,
da haben Sie den Schlüssel. Richtig, ich fragte nach dem
edlen Menschenfreunde.“ „Ach, Herr Hoffrat, dat 's of 'n
gauden Gründ van Sei sülsen, dei sich freut, dat Sei wed-
der to Sei Er Geld kamen un nir wider mit den „Aga-
memnon“ to dauhn hemm'm. Sei hemm'm twors mal ens
sinen Juden mächtig aflasacht!“ — „Sie machen mich neu-
gierig, bester Kapitän, auf Ehre, sehr neugierig.“ „Newerst
jo untristlich wol hei doch nich sin, Sei Eren Juden wedder
to slahn. Un wo hei heiten deist, kaenen Sei of to weiten
frigen, wenn Sei dat intressiert. Dat is dei Reiperöllst
Bahl, un hei hett mi recht indringlich updragen, Sei dat
of jo un jo to seggen, wenn Sei dornah fragen söl'n.
Juden, glif väl, witt ore swart, künn man blot up ein
Wis' slahn, so dat sei dat sählen, un dat wir, wenn sei
meinten, 'n feinen Rebbes mast to hemm'm, dat man er
den Rebbes vör dei Näs wegtrecken deer. Gumm Morn of,
Herr Hoffrat, un wenn Sei Eren gauden Gründ Möpper,
den Hallunk, seihn, dennso grüßen Sei em of van mi, un
wenn Sei wat in London to bistellen hemm'm, denn schicken
Sei 't man mit 'e Post“.

Id kiert noch up dei Trepp, wo hei achter mi her-
schell'n deer, in snuwende Rut, dat dei Bradenschöttel em
vör sin Näs miltzamt den Braden wegdragen wör. Den
Geruch van 'n gaulich Stück van dat Spickspeck har hei dor-
van hatt, aewer an den Papenschnitt wir hei, Gott si Dank,
nich kamen. Id kann gor nich seggen, wo licht id mi
sählen deer, as id wedder buten up dei Strät stünn.

(Schluß folgt.)

„Hum, hum“, — jār ol Bahl un wiſcht ſich mit ſin hom-
wullen Daut den Zweit van 'n Börkopp. „Dat is jo 'ne
ganz verſtuchige Geſchicht. Der ſünd jo Hunn'hor mank.
Wo hemm'm Sei ſich of üm Gottes Jeſuswillen man blot
mit Möppern un Brümmern aewerall inſaten künnt. Möp-
per is 'n jungen Windhund, 'un Brümmer is 'n ol'n
Zwinhund. Dat will id er bei' ſchriftlich gäben. Möpper
is ſtadtrüchtig un Brümmer is regulär landtrüchtig. Hum,
hum, hum. Gäben Sei man Paß, dei beiden hemm'm ün-
ner ein un dei ſüſtige Deck ſpält, ſteppen Heuer, un dei
Windhund hett den „Agamemnon“ den Zwinhund in't
Gorn taujagen hulpen. Van alle dullen Hunn'n ſünd dei
Windhunn'n un dei Zwinhunn'n dei düllſten, dor mōt ein
ſich vōr hānden, as dei Raechſch vōr dei Soldaten, dei Kan-
ditermamsjells vōr dei Leutnants un dei Eddelfrōlens vōr
dei Kutschers. Aewerſt kein Hund is nāgen Johr dull,
hei ſtōt doch toleſt up'n Schinnerknecht. Szü, hü, hü, also
Muſche Brümmer? Seihn Sei mal, ſteppen Heuer, Brüm-
mer is'n heſtlichen Rader, id glōw, hei wōr ſin eigen Groß-
mudder den leiwen Gott aſprozeſſieren un den Düwel tau-
wennig maken, wenn dor wat bi to raden wir. Prozeſſiert
nich dei Hallunk mit minen Zwigerſaehn, den Staubmaler
Mauk, wat ſin Hinnernawer is, wāgen ſin Wartſuben-
finſter, dei ſid ſitwuntwintig Johr all vōr Brümmer ſin
Tid up Brümmern ſinen Goren gahn ſünd, un Mauk mōt
ſei richtig taumuren laten, wil man noch drei Maand an
dei Verjōrung ſāten. Wat dei ol Mauk wir, dei har Brüm-
mern ſinen Bōrgānger dat mit fōſtig Daler aſtōſſt, man
dat Poppier doraewer wir weg, un dat har Brümmern
ſin Fru von Mamsjell Preiſkelten in'n Tee bi Fru Senatern
Propp to weiten frāgen, un ſo wir dat bi Brümmern an
dei recht Kloek kamen. Szü, hü, hü, also dei Muſche Mūdli
dei Brümmer hett ſin ſchuſtige Hand mank Sei Er Kort
hei kalkuliert also ſo, mōdten Sei weiten, künnt dei „A-
gememnon“ ünner den Hamer, un mōt dat Geld all be-
fir't werden, denn künnt hei nich hōger as ſin
Daler. Denn tōſſt hei em, ſett'ten Seitschipper dor
den hemm'm wi, dat Geld künnt ut dei Muſtōck
ein ore twei Johr all wedder rut, un denn mōt
Proſit van hundert Prozent. Sühst Du wo D
fall em aewer 'ne ol Uhl ſāten hemm'm. W
noch, Summa Summorum? Achthunnert
taenen Sei von mi frāgen, ſteppen Heuer,
mi noch hūt un diſſen Dag friegen. Bei
halen dei Poppiere van dei Parten, p
Leddern, dei nimmt dat 'n bāten in dei
bīt Gewett hinnerleggt un naht up
denn is allens in gebürige Ordnung
ſich woll gāben un ward Gott ſin
hei dor ſo van aſſtimmt. Denn
Weiten innāmen un Glück up
twors kein einzig Troſt fōr d
maten laten,
un dat ſnitt mi in 'e Seel, v
Roof liggt, nich up min
Puhst hett dei
ganze Arbeit hatt, ſchar't
gaud, dat Düſer un Cornelſe
dwungen hemm'm. Wat Sei Er ſe
Badder wir, as hei
noch den „Poseidon“ fūhren deer, hett all wat hei an Rei-
perarbeit brufen deer van mi namen. Id denk, nahdiſſen
gūnn'n Sei mi of 'n Schilling. Den Gefallen mōten Sei
mi aewerſt dauhn, ſteppen, wenn Sei den Snaeſel, den
Brümmer, dat Geld bringen dauhn un den Weſſel wedder
in 'e Taſch hemm'm, un hei Sei fragen deiht, wo Sei dat
Geld herfrāgen hemm'm, dat Krüſchan Bahl dat wāſt is,
un dat Krüſchan Bahl dat recht in dei Seel woll dauhn har,
Herrn Hoffrat Brümmer up diſſe Wiſ' wedder to ſin Geld
to verhelpen, un dat Krüſchan Bahl immer bireit wir, em
ſo'n Ort Gefälligkeit to dauhn, wenn dei Gelāgenheit ſid
mal wedder drāpen ſōl.“

Na, dei Saſ wōr noch vōr Middag in Richtigkeit brōcht.
Kloek ein brōcht id Brümmer dat Geld. Bei maht grote
Ogen, as id em dat Geld up den Diſch hentellen deer. „Dor
ſünd ol ſo vāl Prüfenſköpp mank, as in diſſe ſwore Tid
man ſichtens uptodriben wiren, Herr Hoffrat“.

„J, das ist mal nett von Ihnen, bester Kapitän, daß
Sie so freundlich die Marotte eines alten Mannes berück-
sichtigen. Das ist äußerst nett von Ihnen, wie gesagt,
äußerst nett. Klepper habe Sie nachgezählt, wie? Zählen
Sie noch einmal, Klepper, der Wichtigkeit wegen. Sie
haben Glück gehabt, bester Kapitän, wahrhaftig, Sie kön-
nen von Glück nachsagen, daß das Geld noch in der
zwölften Stunde ge- al meinem alten Her-
zen ordentlich woh- Das Geld ist so rar in
diesen traurigen Gott soll mich strafen,
man kann es be- nuchen und findet es doch
nicht. Nein, ka- nicht jagen, wie mich das
freut. Hab's hab's immer gesagt, es gibt
doch noch gu- der Welt. Haben Sie noch-
mals gezäh- Ichlen Sie dreimal, lieber Klep-
per, zählen. Aller guten Dinge sind drei. Da
liegt Ihr Geld am Diſch, bester Kapitän, wie? Da
haben Sie den Schlüssel, nicht wahr, alles in Ordnung.
Alles in Ordnung abgewickelt, nicht wahr? Ver-
aesser- nicht den Wechsel, bei Leibe nicht!“ „Ne,
Herr Hoffrat, laenen Sei ſich up verlaten, dat dat nich
wōr frilich jegen: Das macht nichts;
dor nich ſo ganz ſāler in.“ „Sehr richtig,
ganz außerordentlich richtig und vernünf-
ig gedacht. Mit solchen Dingen ist nicht zu
ee, fōr 'n Spaß hemw id dei Saſ ol nich an-
id un rei den Weſſel intwei un ſtōk em in min
„Das nenne ich kurzen Prozeß machen, weiß
kurzen Prozeß machen. Nichts geht über 'n kurzen
Aber noch eins, bester Kapitän, wie? Wäre es
cheiden, wenn ich mich zu fragen erdreiste, wer —“
meinen van wān id dat Geld hemw?“ „Richtig,
bester Kapitän, sehr richtig. — Klepper, schließen Sie das
Geld in die Geldkiste! Klepper, hören Sie, in die Geldkiste,
da haben Sie den Schlüssel. Richtig, ich fragte nach dem
edlen Menschenfreunde.“ „Ach, Herr Hoffrat, dat 's ol 'n
gauden Fründ van Sei ſūlben, dei ſid freut, dat Sei wed-
der to Sei Er Geld kamen un nix wider mit den „Aga-
memnon“ to dauhn hemm'm. Sei hemm'm twors mal ens
ſinen Juden mächtig aſſaſaſt!“ — „Sie machen mich neu-
gierig, bester Kapitän, auf Ehre, sehr neugierig.“ „Aewerſt
ſo unkriftlich wol hei doch nich ſin, Sei Eren Juden wedder
to ſlahn. Un wo hei heiten deiht, laenen Sei ol to weiten
frāgen, wenn Sei dat intreſſiert. Dat is dei Reiperōkſt
Bahl, un hei hett mi recht indringlich updragen, Sei dat
of jo un jo to ſeggen, wenn Sei dornah fragen ſōl'n.
Juden, glif vāl, witt ore ſwart, kunn man blot up ein
Wiſ' ſlahn, ſo dat ſei dat ſāhlen, un dat wir, wenn ſei
meinten, 'n feinen Kebbēs maht to hemm'm, dat man er
den Kebbēs vōr dei Nāſ wegtrecken deer. Gumm Morn ol,
Herr Hoffrat, un wenn Sei Eren gauden Fründ Möpper,
den Hallunken, ſeihn, dennſo grūßen Sei em of van mi, un
wenn Sei wat in London to biſtellen hemm'm, denn ſchicken
Sei 't man mit 'e Poſt“.

Id kūr't noch up dei Trepp, wo hei achter mi her-
ſchell'n deer, in ſnutwende Rut, dat dei Bradenſchōttel em
vōr ſin Nāſ mitzamt den Braden wegdragen wōr. Den
Geruch van 'n gailich Stüd van dat Spidspeck har hei dor-
van hatt, aewer an den Papensnitt wir hei, Gott ſi Dank,
nich kamen. Id kann gor nich ſeggen, wo licht id mi
ſāhlen deer, as id wedder buten up dei Strat ſtunn.

(Schluß folgt.)